Lebenserfahrungen eines Idealisten.

Von

Eduard Windthorst.

Bonn,
Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei und Verlag
1912.

Gustav Cremer

HG.B
W7664KX

Lebenserfahrungen eines Idealisten.

Von

Eduard Windthorst.

Gustav Cremer.

364,80
17. 3. 39.

Bonn,
Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei und Verlag.
1912.

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/lebenserfahrunge00wind

Vorwort.

Es war meine Absicht, die nachfolgenden Aufzeichnungen, über deren Veranlassung und Entstehung ich mich im Nachwort ausgesprochen habe, erst nach meinem Tode erscheinen zu lassen. Als ich das Ende 1909 abgeschlossene Manuskript vor Kurzem, nachdem ich mein 77. Lebensjahr erreicht hatte, mit dieser Bestimmung einem auf literarischem Gebiete hochangesehenen Freunde zu treuen Händen übergeben wollte, gab er mir den dringenden Rat, mit der Veröffentlichung nicht länger zu zögern, weil nach seiner Ansicht meine Ausführungen zur Klärung mancher schwebenden wichtigen Zeitfrage beizutragen wohl geeignet seien. Auch von anderen mir nahe stehenden Personen, die ich hierüber befragte, wurde dieser Rat auf das Wärmste unterstützt. Ich habe deshalb meine Bedenken fallen lassen und, wenn auch nur mit schwerem Herzen, mich einverstanden erklärt.

Eine Umarbeitung schien mir, abgesehen von einigen unbedeutenden Berichtigungen und Zusätzen, nicht erforderlich zu sein. Ich fürchtete überdies, daß dadurch die

vielleicht doch schätzenswerte Ursprünglichkeit Einbuße erleiden könne.

Möge denn dieses Buch in demselben Sinne aufgenommen werden, in welchem es geschrieben ist: Als das Ergebnis ehrlichster Überzeugung! Bestimmt ist es nur für die gebildeten Kreise; in den anderen würde es zu leicht der Gefahr ausgesetzt sein, falsch verstanden zu werden.

Hamm, den 1. Dezember 1911.

Ed. Windthorst.

Erster Teil:

Mein Lebenslauf.

„Licht, Liebe, Leben."
Herders Wahlspruch.

„Wer lange lebt, hat viel erfahren."
Goethe.

Mein Geburtsort ist Halle in Westfalen, ein freundliches, nicht weit von Bielefeld am Fuße der Ravensberge gelegenes Städtchen. Geboren wurde ich am 25. August 1834 als das erste Kind meiner Eltern. Mein Vater war der beim dortigen Land- und Stadtgerichte angestellte Assessor Eduard Windthorst. Er war ein stattlicher Mann mit klarem Verstande, ein vorzüglicher Jurist, ein Mann, in dem ein strenger Charakter und ein weiches Gemüt um die Herrschaft rangen, sich aber nicht gegenseitig ergänzt und ausgeglichen hatten. Seine Überzeugungstreue zeigte sich vor allem in seiner kirchlichen Gesinnung; er hing mit ganzem Herzen an der katholischen Kirche, deren Lehren und Einrichtungen er für die allein richtigen hielt, ohne seinem Denken eine Nachprüfung zu gestatten. Für Kunst und Wissenschaft hatte er, abgesehen von der Jurisprudenz, nur ein geringes Interesse; auch die öffentlichen Angelegenheiten auf staatlichem und kommunalem Gebiete vermochten ihn nicht anzuziehen. Er wurde zwar 1848 in die Nationalversammlung gewählt, legte sein Amt aber nach kurzer Zeit nieder, ohne sich sonderlich viel an den parlamentarischen Arbeiten beteiligt zu haben. Mein Vater war durchdrungen von großer Liebe zu seinen Kindern, für deren Wohl er nach Kräften zu sorgen bestrebt war. Im Laufe der späteren Jahre hat unser sonst so schönes

Verhältnis eine Zeit lang eine schwere Trübung erlitten; ich will gerne annehmen, daß ich die Schuld daran getragen habe. Jedenfalls bin ich ihm zu großem Danke verpflichtet: sein Andenken sei gesegnet!

Meine Mutter! Sie stammte aus der Familie Versen und war geboren auf der Oldenburg, einem Gute oberhalb Marienmünster, wo die Kaiserin Mathilde geboren sein soll, auf deren Namen sie getauft wurde.

Sie war eine schöne Frau: hohe Stirn, fein gebogene Nase, schmale Lippen, schwarzes Haar und große, tiefblaue Augen. Ihr Blick war voll unendlicher Liebe und Güte. Ihr Herz war erfüllt von den höchsten Idealen: sie schwärmte für Kunst und Wissenschaft und war glücklich, wenn sie den Sinn ihrer Kinder in dieselben Bahnen lenken konnte. Sie war eine liebe, treue Mutter. Ihren Idealismus, der mit einem stark ausgeprägten Hang zur Wohltätigkeit verbunden war, habe ich geerbt und dies Erbteil bis jetzt treulich bewahrt.

Wenn es einen Himmel gibt, dann ist sie es vor allem, die ich einst wiederzusehen hoffe!

Die Vermögensverhältnisse meines Vaters waren äußerst beschränkt. Er gehörte zur zahlreichen Familie eines Steuerempfängers in Steinheim, hatte keinen Zuschuß zu erwarten und konnte mit dem kärglichen Gehalte die sich mehrenden Kosten der Familie nicht bestreiten. Die Mutter hatte zwar außer der Aussteuer ein kleines Kapital in die Ehe gebracht, das jedoch sofort zur Deckung dringender Schulden des Schwiegervaters verwendet werden mußte. So sah sich denn, kurz nach der Geburt seines zweiten Sohnes, meines Bruders Karl, der Vater

gezwungen, die richterliche Laufbahn aufzugeben und sich um die einträglichere Stelle eines Rechtsanwalts zu bewerben. Mitte 1836 zogen die Eltern mit den beiden Knaben nach Mülheim a. d. Ruhr, wo ihm eine Stelle als Justizkommissar bei der Kreisgerichts-Kommission zu Broich verliehen war.

Hier in dem schön gelegenen Mülheim habe ich meine, ich darf wohl sagen, sonnige frühe Jugend verlebt. Ich besuchte die katholische Volksschule, in der Knaben und Mädchen nicht getrennt gehalten wurden, und habe noch jetzt die Empfindung, daß es nicht gut ist, wenn der geschlechtliche Sinn zu früh geweckt wird.

Dann kam ich auf die Rektoratschule und gab mich unbefangen den Aufgaben der Schule und den Spielen der Freunde hin. Allmählich wurde ich auch in die kirchlichen Geheimnisse eingeweiht, mußte beichten, ohne eigentlich zu wissen, was Sünde ist, und wurde zum Messedienen angehalten. Ein liebenswürdiger Kaplan erteilte mir und den Kindern befreundeter Familien privaten Religionsunterricht.

Mülheim war damals eine kleine Stadt von etwa 7000 Einwohnern. Ihre landschaftlichen Schönheiten, das herrliche Ruhrtal, haben sich mir tief eingeprägt. Sonntags wurden Ausflüge in die Umgegend unternommen, insbesondere erinnere ich mich noch mit Vergnügen der Besuche bei dem befreundeten Leiter der Gewehrfabrik zu Saarn. Eisenbahnen und größere Fabriken gab es noch nicht. Eben wurde die Eisenbahn von Köln nach Minden gebaut. Deutlich kann ich mir noch vorstellen den Bau und die Einweihung des Rathauses und der schönen Ruhrbrücke im Anfang der 1840er Jahre.

Um dieselbe Zeit bauten die Eltern ein Haus in der

Ruhrstraße, sollten sich indes dieses Besitzes und des an den Kanal stoßenden Gartens nicht lange erfreuen. Es ergab sich nämlich die Notwendigkeit, die beiden ältesten Söhne, da die Rektoratschule nur etwa bis Tertia reichte und die griechische Sprache ausschloß, auf ein benachbartes Gymnasium zu schicken. Das Gymnasium zu Essen war zwar vorwiegend katholisch, aber damals schlecht geleitet; dagegen wurde das Gymnasium zu Duisburg sehr gerühmt, hatte aber einen überwiegend protestantischen Charakter. Damals zitterten die Nachwirkungen der Kölner Wirren noch durch die Gemüter, und die lebhaft einsetzende freireligiöse Bewegung, die besonders von Ronge geführt wurde, rief manche scharfe Erörterung wach. Insbesondere traf dies in Mülheim zu, wo die schwache Minderheit der Katholiken gegen die Angriffe der Protestanten einen schweren Stand hatte. Mein Vater war der geistige Führer der Katholiken und hat manchen harten Strauß in der Gesellschaft zu bestehen gehabt, der wieder böse Folgen nach sich zog. Er ergriff deshalb die sich darbietende Gelegenheit und ließ sich Ostern 1847 als Justizkommissar nach Münster versetzen, in die durch Frömmigkeit und Kirchen ausgezeichnete Hauptstadt der Provinz Westfalen, in der sein und seiner Kinder Seelenheil vor Gefahren gesichert zu sein schien.

Der Abschied von Mülheim war für die Eltern schmerzlich; sie verließen sehr angenehme Verhältnisse, die angeknüpften herzlichen persönlichen Beziehungen haben noch viele Jahre freundlich nachgewirkt.

Die Umgegend Münsters entbehrt aller landschaftlichen Reize. Münster selbst, damals mit 23000 Einwohnern, ist eine schöne Stadt. Der Prinzipalmarkt, der Domplatz, der Schloßgarten, die Promenaden, die Kirchen,

von denen einzelne, wie die Ludgeri-, Lamberti- und die Überwasserkirche, wahre Perlen der Architektur bilden, der Bogen und das Rathaus mit den herrlichen Häuserfassaden sind die hauptsächlichen Vorzüge der Stadt, die ihr ein eigentümliches Gepräge verleihen.

Unter seinen Einwohnern hat Münster eine Menge von Geistlichen, Militärs und Beamten; die obersten Provinzialbehörden dieser Kategorien haben hier ihren Sitz. Es sind lauter Leute, die Geld ausgeben, ohne es anderen zu nehmen. Der Handel und das Handwerk haben an ihnen eine gute Kundschaft und erfreuen sich eines gewissen Wohlstandes. Es war deshalb gewiß nicht ganz unberechtigt, wenn ich viele Jahre später im Abgeordnetenhause zum großen Ärger der Münsteraner ihre Stadt als das „westfälische Capua" bezeichnete.

Münster war und ist eine vorwiegend katholische Stadt; die Protestanten bildeten nur eine kleine, sich aus Militär und Beamtenschaft rekrutierende Gemeinde. Es herrscht dort große Bigotterie; an den kirchlichen Festen, bei Prozessionen und den das ganze Jahr hindurch abwechselnden sogenannten Andachten wird viel Gepränge entfaltet und mit der Erfüllung der kirchlichen Pflichten eine unglaubliche Zeit verschwendet. Die aus dem Prinzipe der katholischen Kirche von selbst sich ergebende Intoleranz wird gemildert durch einen gerade den Katholischen eigenen Zug von Behaglichkeit und Gemütlichkeit, der eine ernste Störung der friedlichen Ruhe zu vermeiden strebt. Auch die Andersgläubigen und die freisinnigen Katholiken können deshalb in Münster angenehm leben, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, ihrer religiösen Gesinnung wegen Anfechtungen zu erleiden. Von der Toleranz sollte ich freilich in den ersten Tagen einen eigentümlichen Be-

griff bekommen. Die Eltern waren im Hotel „König von England" abgestiegen und bewerkstelligten den Umzug. Die Mutter hatte uns Knaben fein angezogen und auf den Domplatz geschickt, um ihr beim Umzuge nicht im Wege zu stehen. Wir waren noch keine halbe Stunde unter den Bäumen umhergewandert und hatten mit neugierigen Augen den Dom und die anliegenden großen Gebäude gemustert, als wir von einer Rotte Straßenjungen angegriffen und mit dem Rufe: „Dat sind Lutherschе Dickköppe" von oben bis unten mit Kot beworfen wurden. Laut weinend liefen wir zur Mutter, die Mühe hatte, uns zu reinigen und uns über die erlittene Unbill zu trösten.

Das Gymnasium Paulinum war aus einer Jesuitenschule hervorgegangen; die daneben liegende kleine Kirche hieß noch die Jesuitenkirche. Die Anstalt wurde in streng kirchlichem Geiste geleitet, die Klassenlehrer waren in der Mehrzahl Geistliche. Unter den Schülern (einzelne Klassen, die damals noch nicht geteilt waren, hatten 70 bis 80 Schüler) befanden sich nur wenige Protestanten. Die katholischen Schüler mußten, nach Klassen geordnet, jeden Morgen vor Beginn der Schule eine Messe hören und wurden auch an den Sonntagen morgens und nachmittags zum Besuche der Kirche angehalten. Sie wurden auch gezwungen, zu bestimmten Zeiten zu beichten und die Kommunion zu empfangen; zur Kontrolle mußten sie dem Beichtvater einen von ihnen eigenhändig geschriebenen lateinischen Beichtzetttel abgeben.

Der Unterricht war im ganzen nicht schlecht; abgesehen von einigen überall vorkommenden Ausnahmen waren die Lehrer tüchtig und eifrig bestrebt, ihre bei der übermäßigen Zahl der Schüler gewiß nicht leichte Aufgabe

zu erfüllen. Das Hauptgewicht wurde auf Religion, die lateinische und die griechische Sprache gelegt, indes auch der deutsche Aufsatz nicht vernachlässigt.

Ich hatte ein für religiöse Dinge sehr empfängliches Gemüt. Der Kommunionunterricht, die Feier der ersten Kommunion, die mit großem Glanze und Ernste begangen wurde, und die bald folgende Firmung hatten mich tief ergriffen und mich zu einem wirklich frommen Knaben von strengster kirchlicher Gesinnung herangebildet. Die vorgeschriebenen kirchlichen Andachtsübungen genügten dem frommen Sinne nicht; oftmals habe ich allein in den Kirchen und auf den Kreuzwegen durch Gebet meinen Gottesglauben zu stärken gesucht. Meine Frömmigkeit beherrschte mich mit solcher Ausschließlichkeit, daß ich allen Ernstes daran dachte, mich zum Geistlichen vorbilden zu lassen und dann in den Jesuitenorden einzutreten.

Wie doch alles anders gekommen ist! Großer Gott, ich preise Dich und danke Dir für Deine Gnade. Kaum vermag ich mir jetzt noch Rechenschaft zu geben über die Wendung und ihre Ursachen.

Ich gehörte zu den besten Schülern und erhielt am Ende eines jeden Schuljahres ein Praemium, d. h. ein schön eingebundenes, mit einer Widmung versehenes Buch, welches den sechs besten Schülern als Zeichen der Anerkennung von der Anstalt geschenkt wurde. Fleiß und gutes Betragen erwarben mir die Zuneigung der Lehrer, mein offenes, heiteres Wesen die Liebe meiner Mitschüler. Ohne Übertreibung darf ich es aussprechen, daß ich während der ganzen Gymnasialzeit der erklärte Liebling der Lehrer und Mitschüler war. Das zeigte sich bei verschiedenen für mich wichtigen Gelegenheiten.

Die Ruhe der Gymnasialjahre sollte jäh unterbrochen

werden. Die freiheitliche Bewegung von 1848 und der folgenden Jahre hatte auch die Gemüter der Jugend ergriffen. Ich erinnere mich noch genau, mit welcher Begierde wir Knaben den bis dahin unbekannten Tönen lauschten und die kaum verstandenen Ideen von Freiheit und Vaterland in den für alle Ideale so empfänglichen jugendlichen Herzen Wurzel schlugen. Später habe ich die Überzeugung gewonnen, daß die ganze Bewegung, die mit gewaltiger Kraft das Volk erfaßte, die sogenannte Revolution von 1848, im Grunde nur die Einigung des deutschen Vaterlandes und die Beseitigung der unerträglich gewordenen Kleinstaaterei bezweckte. Durchsetzt war sie allerdings von einem starken Einschlag sozialistischer Ideen, die, soweit sie auf Beseitigung oder doch Linderung der trostlosen, elenden Lage der arbeitenden Volksklassen gerichtet waren, gewiß ihre Berechtigung hatten und die jugendlichen Herzen mächtig entzündeten. In Bezug auf andere Staaten wurde von den Lehrern die revolutionäre Richtung begünstigt; auf der Heimkehr vom Turnplatze wurde stets unter Leitung der Lehrer das „Polenlied" gesungen und auf der Aula habe ich selbst im Beisein des Lehrerkollegiums Freiligraths packendes Gedicht „Irland" deklamiert. Bruder Karl und ich wurden Ostern 1848 nach Osnabrück geschickt, um bei einer befreundeten Familie die Ferien zu verbringen. Die Wogen der Bewegung gingen dort sehr hoch; durch erwachsene junge Leute, namentlich Advokaten, in deren Gesellschaft wir öfters zugelassen wurden, wurden wir in die Geheimnisse eingeweiht, soweit wir sie zu verstehen vermochten. An unsere Mützen wurden schwarz-rot-goldene Kokarden geheftet, mit denen wir stolz nach Münster zurückkehrten. An einem der folgenden Sonnabende, in

dessen letzter Stunde es den Schülern gestattet war, in der Klasse selbstgewählte Gedichte vorzutragen, von denen der Klassenlehrer vorher nicht in Kenntnis gesetzt war, bestieg ich wohlgemut den Katheder und deklamierte Freiligraths „Die Toten an die Lebenden", ein Gedicht, das in Osnabrück durch seine feurigen, volltönenden Verse einen mächtigen Eindruck auf mich gemacht hatte. Als ich nach Beendigung harmloser Knabenspiele ahnungslos nach Hause kam, wurde ich vom Vater mit finsterer Miene empfangen; der Lehrer sei dagewesen und habe ihm mitgeteilt, was ich in der Klasse begangen habe. Das Gedicht sei verboten und revolutionär. Wenn die Sache bekannt werde, könnten peinliche Verwickelungen daraus entstehen. Ich mußte ihm versprechen, ohne seine Erlaubnis niemals wieder ein politisches Gedicht vorzutragen.

Die Freiheitssehnsucht der jugendlichen Herzen mußte sich Luft verschaffen. Es wurden Verbindungen geschlossen, denen die Mitschüler angehörten, die für öffentliche Dinge Teilnahme zeigten. Die Sache war äußerst harmlos und äußerte sich lediglich in den bunten Mützen, die von den Mitgliedern getragen wurden. Das Lehrerkollegium witterte staatsfeindliche Umtriebe, die Verbindungen und die Mützen wurden verboten. Eines Morgens — ich war auf Ober-Sekunda — teilte ich dem Klassenlehrer mit, daß es der Wunsch der Klasse sei, am Nachmittage einen exitus zu machen, d. h. unter Führung des Lehrers nach einem benachbarten Dorfe zu wandern, dort einige Zeit mit Spielen zuzubringen und nach mäßigem Genusse von Bier unter munterem Gesange zurückzukehren. Am Neutore, es sollte nach Roxel gehen, trat pünktlich die Klasse an, ich und fünf andere Verbindungsmitglieder mit den verbotenen Mützen. Der im übrigen herzensgute

Klassenlehrer setzte uns auseinander, daß er diese Manifestation unmöglich dulden dürfe, und schickte uns mit der Weisung fort, andere Mützen zu holen und nachzukommen. Tief gekränkt in unserem Ehrgefühle beschlossen wir, auf unseren Mützen zu bestehen, und wanderten nach Handorf, um uns dort dem verbotenen Vergnügen hinzugeben. Das wurde denn auch mit solcher Gründlichkeit besorgt, daß wir erst spät in stark angeheitertem Zustande zurückkehrten und durch lautes Singen die friedliche Nachtruhe der ehrsamen Bürger erheblich störten. Ich war erkannt und gestand bei der eröffneten Untersuchung den Verstoß gegen die Schulgesetze ein. Die anderen leugneten. Infolgedessen wurde ich vor den strengen, sehr gefürchteten Direktor zitiert, der erst in milder Form mir Vorhaltungen machte, dann aber in strengem Tone von mir verlangte, ihm die Namen der anderen Missetäter anzugeben. Ich weigerte mich mit der Erklärung, daß ich das nicht mehr wisse. Der Direktor wurde sehr erregt und ging, als er einsah, daß er nichts erreichen konnte, zum Hause meiner Eltern, zu denen er in den freundschaftlichsten Beziehungen stand. (Nebenbei bemerkt war er der Onkel meiner späteren Frau.) Da der Vater nicht anwesend war, ließ er sich bei der Mutter melden und empfing sie mit den Worten: „Liebe Frau Justizrat, ich habe Ihnen eine sehr ernste, traurige Mitteilung zu machen". Auf die erschreckte Frage, was denn passiert sei, erklärte er mit seiner tiefen, schweren Stimme: „Ihr Sohn Eduard", kam aber nicht weiter, weil die Mutter entsetzt ausrief: „Um Gotteswillen, was ist geschehen", und als er dann fortfuhr: „Ihr Sohn Eduard hat gelogen", rief sie ihm unter Tränen die frohlockenden Worte zu: „Gott sei Dank, daß es nichts anderes ist", Worte, die dem besorgten, liebenden

Mutterherzen entsprangen, auf den Direktor aber niederschmetternd wirkten und mein Schicksal nicht zu bessern vermochten. Die Untersuchung ging weiter und endigte mit der Entdeckung der Schuldigen, die sämtlich mit Entlassung bestraft wurden. Bei mir war als Grund „hartnäckiges Leugnen" angegeben. Einige Jahre später ist in einem ähnlichen Falle vom Unterrichtsminister angeordnet worden, daß einem Schüler derartige verfängliche Fragen, die ihn vor das Dilemma der Lüge oder ehrloser Angeberei stellen müßten, nicht mehr vorgelegt werden dürften.

Das harte Urteil rief allgemeine Empörung hervor; man begriff nicht, wie man einen der besten Schüler beim ersten Fehltritte gleich mit der strengsten Strafe belegen konnte. Wie ich später erfuhr, hatte man die Gelegenheit ergriffen, um unsere Klasse von gewissen, weit vorgeschrittenen Elementen, die man für gefährlich hielt, zu säubern, und durfte dabei auch mich nicht schonen. Es sind übrigens tüchtige Menschen daraus geworden, mit denen ich in dem späteren Leben noch vielfach in freundschaftlichem Verkehre gestanden habe.

Im Herbste wurde ich wieder aufgenommen. In der Zwischenzeit hatte sich unser Geschichtslehrer, Professor Beckel, erboten, an jedem Samstage mit mir die Arbeiten der Klasse durchzugehen und mich so auf dem Laufenden zu halten. Er tat dies aus reiner Zuneigung, ohne Anregungen und ohne Entgelt. Ehre sei dem Andenken des braven Mannes! Er und Professor Welter, der bekannte Verfasser der allgemeinen Weltgeschichte und der Geschichte der Griechen und der Römer, waren die tüchtigsten Lehrer der Anstalt, deren Unterricht ich unendlich viel zu verdanken habe. Welter war der Ordinarius der Prima.

1854 bestand ich mit 52 Mitschülern das Abiturientenexamen, dessen mündlicher Teil mir erlassen wurde.

Nach dem Examen fand ein feierlicher Entlassungsakt auf der Aula statt, an dem das ganze Lehrerkollegium, sämtliche Schüler der oberen Klassen und die Familien der Abiturienten und andere geladene Gäste teilnahmen. Dem alten Brauche folgend hatten die Abiturienten selbst den Festredner zu bestimmen. Ich wurde für die deutsche Rede gewählt und nahm mir zum Thema den Spruch Platens:

„Lernt vor allen irdischen Dingen,
Wer ihr seid und was ihr sollt,
Streben, wenn auch nicht Vollbringen,
Eh' der Vorhang niederrollt."

Auch wurde ich zum „Weinpräses" gewählt, der den glänzenden Umzug durch die geschmückten Straßen der Stadt und den am Abende mit den gebetenen Lehrern in Wilkingege vor dem Neutor abgehaltenen Kommers zu leiten hatte.

Auf dem Gymnasium habe ich manche Freundschaft fürs Leben geschlossen; die Treue, die jugendliche Gemüter geloben, ist fest und unzerreißbar.

Einer eigentümlichen Einrichtung erinnere ich mich noch, die, wenn man anderen davon erzählte, nicht für möglich gehalten wurde. Wenn es nämlich bei einem Schüler zweifelhaft war, ob seine Leistungen als befriedigend angesehen werden durften, so wurde ihm unter bestimmten Voraussetzungen das Abgangszeugnis mit der Bedingung erteilt, daß er sich schriftlich verpflichtete, sich dem Studium der Theologie zu widmen. Der Brauch, der einem meiner Mitschüler noch zu Statten kam, wurde später abgeschafft; er ist wohl nur durch das Bestreben zu

erklären, einem vielleicht hervorgetretenen Mangel an Geistlichen auf diesem etwas ungewöhnlichen Wege abzuhelfen.

Daß ich Jurist werden sollte, verstand sich ohne jede Erörterung von selbst. Söhne von Juristen und von Verwaltungsbeamten folgen gerne den Spuren der Väter. Der Staat Preußen war damals reiner Militär- und Beamtenstaat und bot ihnen eine, wenn auch nicht reichlich dotierte, so doch auskömmliche Existenz und eine angesehene Stellung. Unter günstigen Verhältnissen konnte auch eine ehrgeizig angelegte Natur in den höheren Stellen Befriedigung finden. Ob dies Vererbungsprinzip zu billigen ist, darüber läßt sich lebhaft streiten. Jedenfalls hat es im Verlaufe der letzten Jahre eine merkliche Abschwächung erfahren.

Ich bezog die Universität Bonn, die ich indes bereits nach dem 1. Semester verlassen mußte, weil ich gegen den Willen meines Vaters einem Korps beigetreten war. Anfangs war mir dieser Zwang äußerst schmerzlich; später habe ich mich damit ausgesöhnt, weil ich bei ruhigem Nachdenken ehrlich gestehen mußte, daß das damals einem äußerst rohen Tone verfallene Korpsleben meiner Entwickelung nicht heilsam gewesen sein würde. In der folgenden Zeit hat sich dies, wie ich zu meiner Freude erfahren habe, wesentlich gebessert.

Ich ging nach Berlin und bin hier die übrigen Semester verblieben. Das eigentliche frohe Studentenleben habe ich nicht genossen. Ich verkehrte mit einigen alten Freunden, die in ähnlicher Lage waren, besuchte, soweit meine kargen Mittel es gestatteten, das Theater

und traf abends mit dem Freundeskreise bei einem Glase Bier zusammen. Vor allem interessierten mich die Shakespeareschen Stücke, die im Schauspielhause in geradezu musterhafter Besetzung aufgeführt wurden.

Ich hörte gewissenhaft die Vorlesungen der Professoren, unter denen, wenn man nicht etwa Gneist ausnehmen will, Leute von größerer Bedeutung nicht hervorragten. Dem Studium der Jurisprudenz ergab ich mich mit großem Eifer und mit jener Begeisterung, wie sie nur der später leider so stark erschütterte Glaube an die idealen Aufgaben zu geben vermag, die nach ewigen Gesetzen im heiligen Dienste der Justitia von ihren Priestern zu lösen wären. Die Grundlage des Studiums waren die Werke von Puchta und Savigny; des ersteren Encyklopädie ist das schönste und beste, was auf diesem Gebiete geschrieben worden ist.

Am 16. April 1857 wurde ich nach glücklich abgelegtem ersten Examen als „Auskultator" vereidigt. Nach 1½ Jahren bestand ich das Referendarexamen. 1861 wurde ich nach dem dritten Examen zum Gerichtsassessor ernannt und hatte damit die Qualifikation für alle Ämter der Justiz gewonnen. Während dieser ganzen praktischen Übungs- und Übergangszeit war ich in Münster geblieben und beim dortigen Kreisgerichte, das letzte Jahr beim Appellationsgerichte, beschäftigt gewesen. Ich hatte die mir überwiesenen Arbeiten — als solche kamen hauptsächlich die Referate, die Vota und die Urteile in Zivilprozessen in Betracht — mit regem Eifer und nicht ohne Erfolg zu erledigen gesucht und konnte mich der besten Atteste rühmen. Immer noch war ich erfüllt von den idealen Zielen der Rechtspflege und glaubte nichts versäumen zu dürfen, was zu einer gründlichen Ausbildung geeignet erschien.

So vereinigte ich einige gleichgesinnte Freunde zu einem Kränzchen, in dem wir juristische Fragen, insbesondere die Entscheidungen des Obertribunals, besprachen und uns gegenseitig zu belehren versuchten. Um dem inneren Drange nach Erweiterung und Vertiefung unserer Allgemeinbildung genug zu tun, gründete ich ein zweites Lesekränzchen, in welchem Erzeugnisse der neueren Literatur erörtert und die Dramen unserer Klassiker mit verteilten Rollen gelesen wurden. Es waren herrliche Stunden, denen ich manche Anregung zu verdanken habe; jedenfalls trugen sie viel dazu bei, den sonstigen mehr materiellen Genüssen, die das junge, leichte Leben des Referendariats so reichlich bietet, zum erwünschten Ausgleich zu dienen und unser Sinnen und Denken auf einer gewissen geistigen Höhe zu erhalten.

Zu den Freuden der Jugend gehört natürlich in erster Linie der Verkehr mit den jungen Mädchen. Münster hatte damals viele durch Schönheit ausgezeichnete Vertreterinnen des besseren Geschlechtes, zu denen die Referendare und Assessoren bei der lange dauernden Vorbereitungszeit allmählich in einen angenehmen, traulichen Verkehr traten. Im Sommer wurden Landpartien arrangiert, im Winter tanzte man auf den Bällen des „Civilklubs", dessen wohnliche Räume damals am Prinzipalmarkte über der Hauptwache lagen. Immer ging es äußerst gemütlich zu; der Verkehr hielt sich indes in den Grenzen des Anstandes und der feinen Sitte, wenngleich manche engere Beziehungen angeknüpft wurden, die zu vorübergehenden oder auch dauernden Liebesverhältnissen führten. Es war eine köstliche Zeit, die Zeit

der erwachenden zärtlichen Gefühle, ein seliger Frühlingstraum, der Traum der ersten jungen Liebe.

Da ist es auch über mich gekommen wie eine Offenbarung. Ein Wunder wars, ein hohes, heiliges Wunder! Es war am 15. Mai 1861 in einer herrlichen Frühlingsnacht, als ich unter den Linden des Domplatzes ihr den ersten Kuß auf ihre Lippen drückte.

„Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen,
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind von Klang und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen."

Genau fünf Jahre später, am 15. Mai 1866, haben wir Hochzeit gefeiert. Die Verhältnisse lagen damals für die Juristen sehr ungünstig. Die Advokatur war noch beschränkt, und bei der Überfülle der jungen Juristen dauerte es lange, ehe man die Anwartschaft auf eine Richterstelle erlangt hatte. Trotzdem war es eine selige Zeit; mit einem Herzen voller Liebe sah ich alles in rosigem Lichte und träumte von „künftigem großem Glück".

Ich blieb beim Kreisgerichte mit richterlichen Arbeiten beschäftigt, half auch meinem Vater in seiner anwaltlichen Praxis und wurde von ihm dafür, insbesondere für die Übernahme der ihm lästigen Verteidigungen vor dem Schwurgerichte, zu dessen Zuständigkeit damals erheblich mehr Sachen als jetzt gehörten, reichlich belohnt. Auch wurde mir ab und zu ein sogenanntes Kommissorium, so in Dorsten, Lüdinghausen und Ölde, übertragen; aus der kärglichen Entschädigung erzielte ich noch Überschüsse, die es mir gestatteten, aus eigenem Vermögen die Braut an ihren Festtagen zu beschenken und bare 200 Taler auf die Sparkasse zu legen. Das ruft die Erinnerung wach

an einen Vorgang, der an sich unbedeutend, doch deshalb Erwähnung verdient, weil er besser als vieles andere meine damalige Gemütsstimmung charakterisiert. Im zweiten Jahre meiner Verlobung kam eines Tages die Frau eines bekannten Schlossermeisters zu mir, um mich zu bitten, anstelle meines Vaters die Verteidigung ihres Schlossergesellen zu übernehmen. Es sei ein prächtiger, junger Mann aus Bayern, habe aber eine schwere Körperverletzung begangen und sei als Ausländer (nach den damals geltenden staatlichen Verhältnissen) verhaftet worden. Er hatte ein Verhältnis angeknüpft mit der hübschen Tochter einer armen Wäscherin, einem durchaus anständigen Mädchen, das er abends zu besuchen pflegte. Mehrere rohe Burschen, die dem Bayer das schöne Mädchen nicht gönnten, hatten sich vergeblich bemüht, das Liebesverhältnis zu zerstören. Aus Rache sangen sie unter dem Fenster der Mutter, in deren Stube die Verlobten sich ihrer Liebe freuten, von der Gasse aus unanständige Lieder. Das hatte den jungen, kräftigen Mann eines Abends derartig empört, daß er hinauslief und im Ringen mit den Feinden dem einen Burschen mit einem scharfen Schlosserwerkzeuge den Daumen abhieb. Nachdem ich mich von der Wahrheit der Erzählung überzeugt, übernahm ich die Verteidigung und trat sofort mit vollem Herzen für den Gesellen ein, der als Rächer der verletzten Ehre seiner Braut nur aus Liebe gegen das Strafgesetz verstoßen hatte. Ich beantragte die vorläufige Haftentlassung, die aber vom Kreisgerichte nur unter der Bedingung einer Kaution von 200 Talern bewilligt wurde. Der Geselle hatte nichts, der Meister weigerte sich, und so entschloß ich mich, mein eigenes Sparkassenbuch als Kaution zu hinterlegen. Nach einigen Monaten wurde der Geselle wegen schwerer

Körperverletzung mittels gefährlichen Werkzeuges unter Annahme mildernder Umstände zu einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten verurteilt. Ich hielt die Strafe noch für zu hoch und legte im Einverständnis mit dem Gesellen, der bei seinem Meister ruhig weiter arbeitete, die Appellation ein. In der Tat wurde in zweiter Instanz die Strafe auf drei Monate herabgesetzt. Ich teilte dies dem Gesellen mit und ersuchte ihn, da eine weitere Minderung nicht möglich sei, die Strafe anzutreten. Zu meinem größten Erstaunen erhielt ich vom Schlossermeister die Nachricht, daß der Geselle vor einigen Tagen die Arbeit aufgegeben habe und sich auf der Wanderschaft befinde. Um den Verfall der Kaution noch aufzuhalten, legte ich die Nichtigkeitsbeschwerde beim Obertribunal ein. Ich wandte mich dann an die Mutter des Gesellen, deren Adresse ich erfahren hatte, erhielt aber die Antwort, daß sie den Aufenthalt ihres Sohnes nicht wisse. Die Entscheidung des Obertribunals verzögerte sich über zehn Monate, weil die Akten beim Umzuge des Referenten verloren gegangen waren. Vom Kreisgerichte wurde ich nunmehr aufgefordert, binnen bestimmter Frist bei Vermeidung des Verfalles der Kaution den Übeltäter zu stellen. Eine mir bewilligte Nachfrist war dem Ablaufe nahe, als ich aus der Schweiz einen Brief des Gesellen erhielt, worin er schrieb, daß er zur Verbüßung der Strafe bereit, aber von allen Mitteln entblößt sei, ich möge ihm das Reisegeld schicken. Jetzt entdeckte ich mich meinem Vater, der entsetzt über meine unbesonnene Handlungsweise mir die Sendung des Reisegeldes untersagte, weil dieses doch auch nur verloren sein würde. Schon hatte ich mich betrübten Herzens in mein Schicksal ergeben, als am Tage vor dem Verfalle der Geselle mit zerrissenen

Kleidern und wunden Füßen erschien und erklärte, er habe die Vorwürfe seines Gewissens nicht länger ertragen können und habe sich so rasch wie es ihm möglich gewesen, durchgeschlagen, um mir zu beweisen, daß er ein ehrlicher Mensch sei, der seinen Wohltäter nicht im Stiche lassen könne.

Das Sparkassenguthaben, mein schwer verdientes eigenes Vermögen, war gerettet. Beim nächsten Geburtstage meiner Braut habe ich es zum Kaufe eines schönen Schmuckes verwendet, den ich mit Hilfe meiner den Plan freudig begrüßenden Mutter bei dem Goldschmiede ausgesucht hatte. Noch jetzt, nach 45 Jahren, denke ich gerne zurück an jene Liebestorheit, deren ich mich aber wohl kaum zu schämen brauche.

Zwei Dinge waren es, die das dem äußeren Anscheine nach ungetrübte Glück meiner Jugend stark verkümmerten.

Ich war stets, ohne irgendwie krankhaft veranlagt oder erblich belastet zu sein, eine zarte Natur gewesen und hatte niemals das Vollgefühl kräftiger Gesundheit empfunden. Es bildete sich allmählich ein Schwächezustand heraus, der mich arg quälte und zuweilen unerträglich wurde. Die dadurch bedingte Stimmung konnte den scharfen Augen der Eltern nicht entgehen, und ich wurde in ärztliche Behandlung genommen, nach Pyrmont geschickt und wie ein bleichsüchtiges Mädchen gepflegt. Wenn ich diese trübe Zeit glücklich überwunden habe, und später, ohne allerdings jemals die volle Kraft robuster Gesundheit erlangt zu haben, verhältnismäßig mit meiner körperlichen Entwickelung habe zufrieden sein

können, so habe ich dies verschiedenen Ursachen, in erster Linie freilich der sorgsamen Pflege der liebenden Mutter, zu verdanken. Sehr günstig hat auf meinen damals oft verzweifelten Seelenzustand Feuchterslebens herrliches Buch „Die Diätetik der Seele" eingewirkt, ein Buch, das nicht warm genug den jungen Leuten empfohlen werden kann, die, wie ich später festgestellt habe, in größerer Anzahl als man anzunehmen gewohnt ist, unter ähnlichen Depressionen zu leiden haben. Vielleicht ist nach der negativen Seite der Umstand nicht zu unterschätzen, daß mir die Gefahren erspart worden sind, denen die kraftstrotzende Gesundheit mancher junger Männer ausgesetzt zu sein pflegt. Sodann glaube ich meine spätere glückliche Entwicklung dem Weine als Verdienst anrechnen zu müssen. Meine Mutter, im Kometenjahre 1811 geboren, war besonders stolz darauf, ihren ältesten Sohn in dem ausgezeichneten Weinjahre 1834 geboren zu haben. Von ihr habe ich die feine Weinzunge geerbt. Als ich 1873 nach Bielefeld versetzt wurde, verkehrte ich fast jeden Abend in der Gesellschaft „Eintracht", in der nur Wein, und zwar guter Wein, getrunken wurde. Ich habe diese Gewohnheit beibehalten und bin der festen Überzeugung, daß der fortgesetzte Genuß guten, reinen Weines, besonders des Rheinweines, erheblich zur Stärkung meiner Gesundheit beigetragen hat. Endlich, und das ist wohl die Hauptsache, habe ich meine Gesundheit dem häuslichen Glücke zu verdanken, welches mir in so reichem Maße zu Teil geworden ist.

Ich schreibe dies nieder, um körperlich nicht kräftig entwickelte junge Leute und deren Eltern zu überzeugen, daß sie nicht zu verzweifeln brauchen und sich ruhig der Hoffnung auf eine bessere Zukunft hingeben dürfen.

Schwer hatte ich auch zu leiden unter einer geistigen Strömung, die sich bei mir, wohl zunächst als Folge des geschilderten körperlichen Zustandes, allmählich entwickelt hatte. Es ist indes wohl wesentlich dem mit so großem Eifer betriebenen Studium, nicht allein in der Fachwissenschaft, sondern auch auf den Gebieten der allgemeinen Bildung, zuzuschreiben, daß sich bei mir eine krankhafte geistige Anlage herausbildete, die ich glaube am besten als übertrieben gesteigerten Selbst-Kritizismus bezeichnen zu können. Alle Ereignisse, an denen meine Person beteiligt war, alle Regungen und Eindrücke des Geistes und des Gemütes wurden bei mir unwillkürlich einer schonungslosen Kritik unterworfen, die mir die Empfänglichkeit und Unbefangenheit der Freude und des Genusses raubte. Unter dieser Qual habe ich lange gelitten; im beginnenden Mannesalter habe ich mich von dieser geistigen Irrung zu befreien gewußt und mir den heiteren Sinn und den frischen Mut der Jugend von neuem erworben und bis jetzt bewahrt.

Kurz vor Weihnachten 1865 erhielt ich die amtliche Aufforderung, mich sofort nach Werne a. d. Lippe zu begeben, um an Stelle des versetzten bisherigen Richters das dortige Richteramt vorläufig zu übernehmen; die demnächstige definitive Übertragung wurde in Aussicht gestellt. Werne, ein Städtchen von etwa 2000 Einwohnern, bot wenig Reize; es gab dort viele Arbeit, der Richter war überlastet und mußte seit mehreren Jahren immer durch einen Hilfsrichter auf längere Zeit erleichtert werden. Es war deshalb eine wenig umworbene Stelle. Obwohl dadurch die von mir ersehnte Heirat endlich näher gerückt

wurde, entschloß ich mich mit Zustimmung meines Vaters dennoch, nach Berlin zu reisen, um den Justizminister, Graf zur Lippe, zu bitten, mich, wenn möglich, für eine andere Stelle in Aussicht zu nehmen. In Berlin ging ich zunächst zu dem damaligen Unterstaatssekretär Müller, an den als alten Bekannten mein Vater mich verwiesen hatte. Kaum hatte ich ihm mein Anliegen vorgetragen, als er mich in freundlichem aber sehr bestimmtem Tone mit den Worten anfuhr: „Was? Sie wollen die Stelle ausschlagen? Wenn Sie das tun, bekommen Sie überhaupt keine Stelle, solange der Mensch am Ruder bleibt." Bitter enttäuscht erklärte ich ihm, mich in mein Schicksal finden zu wollen und fügte hinzu, dann habe es auch keinen Zweck mehr, den Minister aufzusuchen. Er erwiderte indes: „Da Sie doch mal hier sind, so gehen Sie zu ihm hin und sehen sich das wilde Tier mal an." Das schlechte Verhältnis, in welchem der Unterstaatssekretär zu seinem Chef stand, dauerte nicht mehr lange; nach einiger Zeit wurde er entlassen. Nachdem ich mich dem Minister vorgestellt und auf seine Handbewegung Platz genommen hatte, sagte ich, er habe die Güte gehabt, mir die Stelle in Werne anzubieten (er lächelte); die Stelle entspreche zwar meinen Wünschen nicht (er lächelte freundlicher), ich hätte mich indes zur Annahme entschlossen und würde meinen Platz auszufüllen suchen. Er lächelte wieder, sprach aber keinen Ton. Ich wartete vergeblich auf ein freundliches Wort, nahm meinen Hut und empfahl mich mit den Worten: „Exzellenz scheinen heute sehr beschäftigt zu sein". Das war meine denkwürdige Audienz bei dem Justizminister Grafen zur Lippe, mit dem ich später in anderer Weise zusammengestoßen bin. Damals konnte ich mir sein Benehmen nur dadurch erklären, daß

Unterstaatssekretär Müller Recht gehabt haben mochte, als er seiner Warnung hinzufügte, daß meine Dienstakten recht schwarz angestrichen seien, und das hing damit zusammen, daß ich sofort nach Absolvierung der Universität mich eifrig mit der Politik befaßte, zur Zeit der trostlosen Reaktion und in der folgenden sogenannten Konfliktszeit mit Begeisterung für die bedrohten Volksrechte eintrat und besonders bei den Wahlen nach Kräften für die Männer der Freiheit gewirkt hatte. Auf der Prima des Gymnasiums hatte ich nicht umsonst den Namen „Cajus Gracchus" geführt.

So ging ich denn am 1. Januar 1866 nach Werne und durfte endlich nach fünf, freilich sehr glücklichen, aber doch langen Brautjahren das heißgeliebte Mädchen als Gattin in ihr neues Heim führen.

Unsere Hochzeitsreise wurde unangenehm beeinflußt von den Vorboten des preußisch-österreichischen Krieges. Wir fuhren über Köln, Remagen, Frankfurt, Baden-Baden bis Freiburg, wo uns Mangel an Geld und Urlaub zur Umkehr zwangen. Auf der ganzen Reise hörte man nur Besorgnisse wegen des drohenden Krieges, überall begegnete man jungen Leuten, die zur Fahne einberufen waren; die österreichischen Garnisonen Mainz und Frankfurt rückten aus, um niemals wieder zurückzukehren. Niemand machte ein Hehl aus seinen Sympathien für Österreich, dessen Sieg man wünschte und sicher erhoffte. Unser gutes preußisches Gold wurde mißtrauisch betrachtet und nur mit erheblichem Verluste verwertet. Auf der ganzen Rheinstraße machte sich die starke Antipathie geltend, die der preußische Staat sich bis dahin stets und überall durch

das Ungeschick und das schroffe Auftreten seiner Beamten zu erwerben verstanden hatte. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß einen erheblichen Teil dazu der den Meisten freilich unbewußte Gegensatz des protestantischen Preußen zum katholischen Österreich beigetragen hat. Der Name „Preuße" galt damals in katholischen Kreisen vielfach als Schimpfbezeichnung, und nichts kann die dort herrschende Stimmung besser charakterisieren, als die Tatsache, daß in Münster eine lediglich der Geselligkeit dienende Samstagsgesellschaft sich gebildet hatte, die nur aus waschechten Katholiken bestand und, ohne etwas Böses dabei zu denken, sich stolz das österreichische Hauptquartier nannte.

Nach acht Wochen waren auf den böhmischen Schlachtfeldern die gewaltigen Siege erfochten, und im Frieden von Prag wurde die österreichische Vorherrschaft in Deutschland für ewige Zeiten beseitigt.

Die siebeneinhalb Jahre, die ich, freilich mit starken Unterbrechungen infolge meiner parlamentarischen Tätigkeit, in Werne verlebte, waren angenehme Jahre jungen ehelichen Glückes, eine wahrhaft reizende Idylle. Wir hatten eine schöne, große Wohnung an dem mit hohen Linden bepflanzten Kirchplatze. Nach der anderen Seite sah man weit hinaus in die schöne Feldflur mit Gärten, Wiesen und Wald. An den lauen Frühlingsabenden lauschten wir den Tönen der Nachtigallen, die sogar die quakenden Frösche zum Schweigen brachten, und vom Kirchturme her flatterten die Fledermäuse und geräuschlos die sie fangenden Eulen.

Arbeit gabs genug; das Grundbuch war in starker

Unordnung und mußte zum Teil erneuert werden. Ich arbeitete indes leicht und gerne; insbesondere aber gereichte es mir zur größten Befriedigung, den Leuten in Grundbuch-, Vormundschafts- und Erbschaftsangelegenheiten raten und helfen zu können. Sehr bald hatte ich mir das allgemeine Vertrauen erworben, und noch in späten Jahren habe ich Worte des Dankes vernehmen dürfen für die tätige Hilfe, die ich einzelnen Familien in schwieriger Lage geleistet hatte. Auf den Umgang mit gleichgestimmten Seelen mußte ich freilich verzichten; immerhin gab es doch mehrere Personen, mit denen ich abends beim Glase Bier in geschlossener Gesellschaft ganz gemütlich verkehren konnte. Meine Bemühungen, das geistige Niveau einigermaßen zu heben — ich gründete einen Lesezirkel und hielt Vorlesungen über die Werke Shakespeares und unserer Klassiker —, fielen wohl im ganzen auf unfruchtbaren Boden und wurden in den Freundeskreisen Münsters als törichte Versuche eines unpraktischen Idealisten bespöttelt. Höhere geistige Interessen lagen den Leuten zu fern. Ihr Denken beschränkte sich auf die Jagd und die täglichen Bedürfnisse des Lebens.

Ein Ereignis von weittragender Bedeutung war die Bekanntschaft und die daraus folgende Verbindung mit den Direktoren der an der Lippe nicht weit von Lünen gelegenen Eisenhütte Westfalia. Der technische Direktor war verheiratet, seine Frau eine sehr angenehme Dame mit stark ausgeprägten musikalischen Neigungen. Die beiden kaufmännischen Direktoren waren noch unverheiratet. Alle, mit uns vom selben Alter, waren erfüllt von der Sehnsucht nach geistiger Anregung und von dem Wunsche, mit gleichgesinnten Menschen in nähere Verbindung treten zu können. Da die Hütte zu meinem Gerichtsbezirke ge-

hörte, bot eine geschäftliche Angelegenheit die erwünschte Veranlassung, nähere Beziehungen anzuknüpfen. Diese Verbindung war von großem Reize und eine ergiebige Quelle reinster Lebensfreuden. Jeden Sonntag Nachmittag bis zum späten Abend verbrachten wir zusammen, abwechselnd bei uns und auf der Hütte. Gemeinsame geistige Interessen boten reichen Stoff für die Unterhaltung, und von Anfang an wurden politische Fragen eifrig erörtert. Die Hauptsache aber war der Gesang meiner Frau, an dem sich auch vielfach zu diesem Zwecke geladene Freunde und Verwandte der Hüttenbewohner erfreuen durften.

Meine Frau, Maria geb. Lutterbeck, war als junges Mädchen kaum aus der Pension (in Ahrweiler) zurückgekehrt, als ihre Stimme von Jul. O. Grimm, dem damaligen musikalischen Leiter des Musikvereins in Münster, entdeckt wurde. In den folgenden Jahren hat sie oft in den Vereinskonzerten, auch in den damals sehr gerühmten Cäcilienkonzerten, die Sopranpartien gesungen und immer aufs neue die Gemüter begeistert. Ihre Stimme war nicht gewaltig und nicht zur Koloratur geeignet, aber sie war hell und weich und von unbeschreiblich süßem Klange, und der ungekünstelte Vortrag meiner Frau wußte die Herzen mit Zaubergewalt tief zu bewegen und zu ergreifen. Ein gewiegter Kenner, der als Sänger und Gesanglehrer in höchstem Ansehen stehende Stockhausen, erklärte, eine Stimme von solch bestrickendem Wohllaute habe er seit Jenny Lind nicht wieder gehört. Meine Frau hatte eine außergewöhnliche musikalische Veranlagung; ihre Töne waren immer rein und richtig, so daß sie des Unterrichtes und der Übung kaum bedurfte. Ihr musikalisches Talent setzte sie in den Stand, sich selbst und andere auf dem Klavier zu begleiten und auch bisher unbekannte Kompositionen

auf den ersten Blick zu bewältigen. Vielen Menschen hat sie ins Herz gesungen und unendliche Freude bereitet; sie wurde schwärmerisch verehrt und als „westfälische Nachtigall" gefeiert. Mir aber und meiner Familie ist sie durch ihren herrlichen Gesang die hellleuchtende und erwärmende Sonne des Lebens gewesen. Die schönsten, andachtsvollen Stunden reinster Erhebung des Gemütes haben wir ihrer Stimme zu verdanken.

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang;
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang."

In dankbarer Erinnerung will ich kurz vermelden, welche Musik es war, die damals in dem Zeitraume von 1870 bis 1900 die Herzen des Volkes am meisten entzückte.

Von den unter Mitwirkung meiner Frau aufgeführten Oratorien und verwandten Werken sind es vor allem Händels „Athalia", Mendelssohns „Elias", „Paulus" und „Athalia", Schumanns „Der Rose Pilgerfahrt" und „Paradies und Peri", die, in mehrfacher Wiederholung gesungen, in meiner Erinnerung haften geblieben sind. Unter den Opern, die von ihr nach dem Klavierauszuge an Sonntagnachmittagen von Anfang bis zu Ende durchgespielt und gesungen wurden, gefielen am besten das hohe Lied der treuen Gattenliebe, Beethovens unsterblicher „Fidelio", Mozarts „Figaro" mit den süßen der Liebe geweihten Arien, Webers herrlicher „Freischütz", die echte deutsche und ich darf wohl sagen unsere Familienoper, und endlich Wagners „Tannhäuser" und „Lohengrin". So habe ich Elisabeths „Dich, teure Halle, grüß' ich wieder", Elsas Traum und das Duett mit Ortrud

nie wieder singen hören. In erster Linie aber war sie Liedersängerin. Beethoven, Schubert, Schumann, Mendelssohn, Robert Franz und Brahms waren die bevorzugten Komponisten. Noch in späten Jahren haben manche geschwelgt in dem hohen Genusse, den ihnen die Lieder meiner Frau geboten haben. Man hatte, wie ich wohl sagen darf, das Gefühl, daß die Lieder nur so gesungen werden durften. Wen hätten nicht von Beethoven die Klärchen-Lieder und das innige „Ich liebe dich" entzückt? Und nun erst Schuberts unerschöpflicher Liederschatz: Die Müllerlieder, die Winterreise, Gretchens Bitte und Klage, die Harfner- und Mignon-Lieder und das tiefergreifende „Der Unglückliche"! Auch Schumanns, des vollendeten Vertreters der Musikromantik des vorigen Jahrhunderts, wunderbare, tief zu Herzen gehende Melodien, „Frauenliebe und -leben", der Liederkreis Eichendorffs, aus dem das „Schöne Fremde" zum Familienliede erkoren wurde, und die Heineschen Lieder wußten immer von neuem die Herzen der dankbaren Zuhörer zu begeistern.

Die schönsten Stunden meines Lebens habe ich der Musik, der erhabensten aller Künste, zu verdanken. In bangen Stunden habe ich Trost, in glücklichen Tagen den besten Ausdruck der Freude meines Herzens darin gefunden. Zu dem großen Glücke, das mir vom gütigen Geschicke beschieden, hat vor allem die Musik beigetragen, deren süßer Duft mein ganzes Leben verschönend durchzogen hat.

„Du holde Kunst, ich danke dir!"

Aus unserer Ehe gingen fünf Kinder, drei Mädchen und zwei Knaben, hervor. Wir haben an ihnen nur Freude erlebt. Die mit gleicher Stärke erwiderte Liebe

zu Weib und Kindern ist die feste Grundlage ungetrübten häuslichen Friedens und Glückes gewesen. Die Erziehung der Kinder lag wesentlich in den Händen der sorgsamen Mutter; ich habe mich bemüht, ihnen eine frohe Jugend zu verschaffen. Strafende Strenge habe ich niemals anzuwenden brauchen; ein einziges Mal habe ich mich im Ärger hinreißen lassen, und da war ich im Unrecht. Ein freundlicher Blick oder eine kurze Anweisung genügte. Ich halte dies für das richtige Erziehungsprinzip und bin der Meinung Jean Pauls: „Es ist nicht gut, wenn es zu viel in die Blüten regnet."

Im Herbst 1867 trat die unerwartete Wendung ein, die über mein ganzes späteres Lebensschicksal entscheiden sollte. Die Staatsregierung hatte unter der klugen Leitung Bismarcks ihren Frieden mit der Volksvertretung geschlossen. Der neue Landtag, dessen Perioden damals nur drei Jahre dauerten, sollte zusammentreten. Die Wahlen zum Hause der Abgeordneten vollzogen sich noch unter der freiheitlichen, oppositionellen Stimmung, die während der Konfliktszeit das ganze Volk beherrscht hatte.

Werne gehört zum Kreise Lüdinghausen, der zusammen mit den Kreisen Beckum und Warendorf zwei Abgeordnete zu wählen hat. Die Wahl findet in Ahlen statt, wohin sich bereits am Abende vorher die meisten Wahlmänner begeben, um sich zu besprechen und in einer Vorwahl den Kandidaten aufzustellen. Ahnungslos war auch ich als Wahlmann mit den anderen Wahlmännern aus Werne und Umgegend nach Ahlen gezogen, wo ich auch die Freunde von der Hütte Westfalia traf. Zu meiner größten Überraschung wurde ich von verschiedenen Seiten vor-

geschlagen, präzisierte in einer kurzen Ansprache meine liberalen Grundsätze und wurde am anderen Morgen mit erdrückender Majorität zum Abgeordneten gewählt. Gegen mich stimmten nur die Rentmeister des zahlreich im Wahlkreise ansässigen Adels, die katholischen Geistlichen und die von ihnen abhängigen Lehrer. Was diese Leute doch für eine feine Witterung haben! Ihr Vertrauen hatte ich sicherlich nicht verdient.

So wurde ich denn, eben 33 Jahre alt, Mitglied des Hauses der Abgeordneten und stürzte mich mit der ganzen Leidenschaft jugendlicher Begeisterung in das politische Leben. Als nach drei Jahren wiederum gewählt wurde, fiel ich glänzend durch. Es war von mir im Abgeordnetenhause ein von allen Liberalen unterstützter Antrag auf Einführung der in der Verfassungsurkunde verheißenen Zivilehe eingebracht worden, der von den Orthodoxen beider Konfessionen, namentlich aber heftig von der katholischen Fraktion, bekämpft wurde. Der Abgeordnete von Mallinckrodt, den ich aus dem Wahlkreise verdrängt hatte, sprach sich in besonders schroffer Weise gegen den Antrag aus, was mich veranlaßte, ihm mit scharfen und, wie ich zugeben muß, persönlich verletzenden Worten zu erwidern. Ich zog mir dadurch einen Ordnungsruf des damaligen Präsidenten von Forckenbeck zu. Dies und mein sonstiges, mit kirchlicher Frömmigkeit wenig zu vereinbarendes, Verhalten hatten in meinem Wahlkreise, der aus urkatholischen Bezirken des frommen Münsterlandes bestand, argen Anstoß erregt und mir eine an das Abgeordnetenhaus gesandte, mit vielen tausenden Unterschriften, die zum großen Teile von Frauen und Schulkindern herrührten, versehene Mißtrauensadresse eingebracht, in der sie sich bitter darüber beklagten, daß ich

ihr Vertrauen getäuscht hätte, da sie doch nur von einem treuen Sohne der katholischen Kirche vertreten sein wollten.

Bei der Neuwahl erhielt ich nur noch 30 Stimmen von tapferen Wahlmännern (insbesondere aus Ölde und Umgegend, wo ich längere Zeit als Assessor erkrankte Richter vertreten hatte), die sich später noch mit berechtigtem Stolze der Heldentat gerühmt haben, trotz des Ansturms der Geistlichkeit und ihres Anhanges einem solchen Ketzer ihre Stimme gegeben zu haben.

Ich wurde indes bald für diese Niederlage entschädigt. Mein Parteigenosse, „der rote Becker", wurde zum Bürgermeister von Dortmund gewählt und auf Bismarcks Veranlassung von der Regierung bestätigt. Dadurch wurde ein Mandat des Wahlkreises Dortmund-Bochum, des größten Wahlkreises der Monarchie, frei und mir angeboten. In einer gewaltigen Wahlmännerversammlung zu Witten hielt ich meine Kandidatenrede und wurde dann fast einstimmig gewählt.

Im Sommer 1873 wurde ich als Richter nach Bielefeld versetzt.

Der Wahlkreis Bielefeld-Halle-Herford war bisher von Abgeordneten vertreten gewesen, die der konservativen Partei strengster Observanz angehörten und der Reaktion auf staatlichem und kirchlichem Gebiete huldigten. Bei den Wahlen im Herbst 1873 wurde ich von den Liberalen aller Schattierungen auf den Schild erhoben und nach schwerem Kampfe, der natürlich hauptsächlich von mir zu führen war, mit erheblicher Majorität gewählt. Der Jubel im liberalen Lager, endlich das schwer lastende Joch der Reaktion abgeworfen zu haben, war unbeschreiblich; das am Abend der Wahl im Saale der „Eintracht"

gefeierte Siegesfest war von stürmischer Begeisterung durchdrungen.

Nach drei Jahren wurde ich wiederum gewählt. Im Herbste 1879 unterlag ich jedoch dem Ansturm der durch die Wandlung der Bismarckschen Politik neugestärkten konservativen Partei, die ihre wirksame Stütze hatte an der in den Ravensberger Landbezirken allmächtigen orthodoxen Geistlichkeit.

Von 1871 bis 1873 war ich gleichzeitig Mitglied des Ersten Deutschen Reichstags. Im dritten Wahlkreise der Haupt- und Residenzstadt Berlin hatte Moritz Wiggers, der bekannte Mecklenburger Freiheitskämpfer, die Wahl abgelehnt, um das ihm ebenfalls übertragene Mandat seines Heimatlandes anzunehmen. Aus Gründen, deren Darlegung zu weitläufig sein würde, wurde ich von der Parteileitung gebeten, meine Kandidatur aufstellen zu lassen. Ich lehnte anfänglich ab, zum Teil auch deshalb, weil keine Diäten gewährt wurden und ich kein Vermögen besaß. Als aber das Wahlkomitee dies von mir übrigens nicht geäußerte Bedenken dadurch zu beseitigen suchte, daß die Parteikasse zur Verfügung gestellt und mir volle Entschädigung zugesichert wurde, mußte ich den dringenden Wunsch der Parteileitung anerkennen und erklärte mich, jedoch unter Verzicht auf jede Entschädigung, bereit, im Interesse der Partei das für mich so schwere Opfer zu bringen.

Und so war ich, der einfache, jugendliche Kreisrichter in Werne — Virchow nannte mich einst bei einer Tafelrede „das bescheidene Veilchen der Fortschrittspartei" —, zu gleicher Zeit Vertreter der Reichshauptstadt Berlin im

Ersten Deutschen Reichstage und Vertreter des großen westfälischen Wahlkreises Dortmund-Bochum im Preußischen Landtage, Vertreter der östlichen und der westlichen Mark des preußischen Staates!

Während dieser langen Zeit habe ich an den parlamentarischen Verhandlungen regen Anteil genommen, meine politischen Grundsätze nach besten Kräften betätigt, an den Etatsberatungen mich lebhaft beteiligt, viele wichtige Gesetzentwürfe unterstützt oder bekämpft, vielfach Amendements eingebracht und verteidigt und mancher Petition zu ihrem Rechte verholfen. In allen Fragen rein juristischer Natur war ich der ausschließliche Wortführer der deutschen Fortschrittspartei, die damals noch viele Mitglieder zählte und deshalb bei mancher wichtigen Abstimmung als ausschlaggebender Faktor in Betracht kam. Da ich nun außerdem zu Mitgliedern anderer Fraktionen in freundschaftlichen Beziehungen stand und trotz meines oft vielleicht zu schroff betonten politischen Standpunktes überall wohl gelitten war, so hatte ich mir allmählich einen so weitgehenden parlamentarischen Einfluß erworben, daß nicht allein Mitglieder anderer Parteien, sondern auch Minister es für geboten hielten, in juristischen Fragen mich um meine Unterstützung zu bitten, die ich auch in manchen Fällen, soweit mein politisches Gewissen es gestattete, gerne gewährt habe.

Abgeordnetenhaus und Reichstag waren in ihrer Zusammensetzung und in ihrer Tätigkeit vollständig verschieden von den Körperschaften, wie sie sich später ausgebildet haben. Die entscheidende Wandlung vollzog sich seit dem unseligen Jahre 1879.

Unter den Abgeordneten aller Parteien befanden sich damals viele hochbedeutende Männer, die durch das große Maß ihrer Kenntnisse, durch ihre Stellung und ihre rednerische Begabung hervorragten, durch ihre Mitwirkung den parlamentarischen Verhandlungen ein vornehmes Gepräge gaben und die allgemeine Teilnahme der weitesten Volkskreise an der politischen Arbeit wachzuhalten wußten.

Aus dem Abgeordnetenhause nenne ich von der Fraktion der Deutschen Fortschrittspartei den alten Waldeck, den 1849 auf Grund der Denunziationen verächtlicher Subjekte wegen Hochverrats angeklagten, aber unter Taddels Vorsitz vom Schwurgerichte freigesprochenen Obertribunalsrat, einen der besten und mit Recht populärsten Männer; Johann Jacoby, den Königsberger Arzt und Verfasser der „Vier Fragen, beantwortet durch einen Ostpreußen", den falsch angewandte Konsequenz der demokratischen Prinzipien aus der richtigen Bahn drängte und in die utopistischen Irrwege der Sozialdemokratie trieb; Virchow, den berühmten Mediziner und Gelehrten, dessen Universalwissen sich mit einer erstaunlichen Arbeitskraft verband und dessen auf allen Gebieten tätiger Geist die Dinge mit der scharfen Sonde seines Verstandes einer unerbittlichen Kritik unterzog.

Der Fraktion gehörten ferner an: der wegen seiner politischen Gesinnung und wegen eines Vortrags im Berliner Arbeiterverein aus dem Justizdienste entlassene Vizepräsident des Appellationsgerichts zu Ratibor, von Kirchmann, der Herausgeber philosophischer Meisterwerke; Franz Dunker, der Besitzer der Berliner Volkszeitung; Runge, der Stadtkämmerer von Berlin; Langerhans, der liebenswürdige Arzt und der spätere tapfere Stadtverordnetenvorsteher von Berlin; der „rote Becker", der

in edelmütiger Erregung von den Wahlmännern des Wahlkreises Dortmund-Bochum zum Abgeordneten gewählt war, weil nach Verbüßung der vom Schwurgerichte zu Köln wegen angeblichen Hochverrates über ihn verhängten langjährigen Festungshaft ihm der Minister des Innern den Aufenthalt an bestimmten Orten untersagt hatte. Zu erwähnen sind noch: Hänel, der begabte und fleißige Staatsrechtslehrer der Universität Kiel; Schultze-Delitzsch, der Begründer des Genossenschaftswesens, der dieses wissenschaftlich bearbeitende Ludolf Parisius, ein wegen Unterzeichnung eines Wahlaufrufes der deutschen Fortschrittspartei durch Urteil des Disziplinargerichtshofes aus dem Justizdienste entlassener Kreisrichter; der liebenswürdige Dr. Löwe (Calbe), Mitglied und letzter Präsident des nach Stuttgart übergesiedelten Frankfurter Parlamentes, der, wegen Hochverrats zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt, lange Jahre in England und Nordamerika hatte Schutz suchen müssen vor den politischen Verfolgungen der Reaktionszeit; der wegen Steuerverweigerung, Hochverrats und Aufruhr seines Amtes entsetzte und zu langer Festungshaft verurteilte Oberbürgermeister von Brandenburg, der temperamentvolle Franz Ziegeler; der Nassauer Petri, der beredte Vertreter des Altkatholizismus; der alte Harkort, ein Volksmann im besten Sinne des Wortes, der mit schweren eigenen Opfern den Grund gelegt hatte für die großartige Entwickelung der Eisenindustrie in seiner westfälischen Heimatprovinz, und sein Schwiegersohn Louis Berger (Witten), der kluge Sohn der Roten Erde, wie ihn sein Freund Löwe (Calbe) zu nennen pflegte. Nicht zu vergessen sind die allzeit getreuen Ostpreußen, Bender, Haebeler, die von Saukens und andere, lauter pracht-

volle Gestalten von strotzender Kraft und unbeugsamem Willen. Vor allen aber gedenke ich mit herzlicher Liebe des mir innig befreundeten Freiherrn Leopold von Hoverbeck, eines ostpreußischen echten Ritters ohne Furcht und ohne Tadel, eines Mannes von durchdringendem Verstande und reichem Wissen, dessen markiges, etwas rauhes Äußere eine kindlich reine Seele barg. Sein hoher, nur auf das Schöne, Wahre und Gute gerichteter Sinn und sein auch den Gegnern imponierendes Auftreten hatten ihm in der Partei eine allgemein anerkannte führende Stellung gesichert. Viel zu früh wurde er leider seiner Familie, seinen Freunden, der Partei und dem deutschen Volke entrissen. Auf einer Reise in die Schweiz, wohin er mit der Familie sich begab, um einem erkrankten Nichtchen Heilung zu verschaffen, hatte er mich im Frühjahr 1875 in Bielefeld besucht und schöne, unvergeßliche Tage mit mir verlebt. In den Ferien konnte ich mit meiner Frau zum ersten Male eine kleine Schweizerreise unternehmen. Auf der Fahrt über den Vierwaldstättersee sah meine Frau mit ihren scharfen Augen Hoverbeck unter den Platanen der zum Hotel Müller in Gersau gehörigen Anlage sitzen. Am folgenden Tage kehrten wir zurück und fanden ihn an derselben Stelle. Bei meiner knapp bemessenen Zeit konnte ich nur einige flüchtige Stunden am Ufer des schönen Sees mit ihm unser Wiedersehen feiern. Er schien mir in gedrückter Stimmung und war sehr gerührt über meinen Besuch. Mit der ganzen bald erschienenen Familie begleitete er mich zum Dampfboot und nahm mit zärtlicher Umarmung Abschied. Als ich nach acht Tagen in die Heimat zurückkehrte, fand ich in der Kölnischen Zeitung zu meinem Entsetzen die Nachricht seines Todes. Unmittelbar nach dem Abgang

des Schiffes war er in Ohnmacht gefallen und nach wenigen Tagen das Opfer eines schweren, kurzen Leidens geworden. Tief habe ich den edlen Mann betrauert, der der Partei und dem Vaterlande noch unschätzbare Dienste hätte leisten können. Seinem lieben Andenken seien diese Worte treuer Freundschaft gewidmet.

Fürwahr: eine stattliche Reihe bedeutender Männer, die im Herbste 1867 mich mit offenen Armen empfingen, um mit ihnen in den politischen Kampf zu treten und kühn und entschlossen die ganze Kraft für das Recht, die Freiheit und die Wohlfahrt des Volkes einzusetzen.

Aber auch die anderen im Abgeordnetenhause vertretenen Parteien durften sich stolzer Namen rühmen.

In der nationalliberalen Fraktion traten als führende Männer besonders hervor: von Forckenbeck, der biedere, in Münster geborene Rechtsanwalt aus Elbing, später Oberbürgermeister von Berlin, bis 1873 Präsident des Abgeordnetenhauses, mit dem in der Folgezeit Bismarck wegen Übernahme eines Ministerpostens verhandelte, ein Mann von großer Arbeitskraft und liebenswürdigem Wesen; sein Nachfolger auf dem Präsidentenstuhle, der Hannoveraner von Bennigsen, ein Mann von vornehmer Denkungsart und von bemerkenswerter staatsmännischer Begabung, dem nur Ausdauer und Fleiß und deshalb das erforderliche Maß positiver Kenntnisse fehlte; sowie sein langjähriger Freund und Mitbegründer des Nationalvereins, Miquel, ein Mann von seltenen Fähigkeiten, von tiefem Wissen und einer Beweglichkeit des Geistes, die ihn zu den widerspruchvollsten Ausführungen und Folgerungen verführte. Ein

Talent, doch kein Charakter! Seine glänzende, der Entwickelung des liberalen Gedankens und Vereinigung des deutschen Volkes gewidmete Vergangenheit schloß wenig ruhmvoll ab mit dem Sturze eines in seinem maßlosen Ehrgeize tief gekränkten Ministers.

Eines großen Ansehens erfreute sich ferner der Stadtgerichtsrat Twesten, ein Mann von tadellosem Charakter, der wegen einer gegen das Militärkabinett gerichteten Broschüre „Was uns noch retten kann" in einen Konflikt mit dem General von Manteuffel geriet (der ihm im Duell den rechten Arm zerschmetterte) und der wegen einer im Abgeordnetenhause über die Justizpflege gehaltenen Rede trotz der verfassungsmäßigen Redefreiheit nach Vernichtung der freisprechenden Urteile des Stadtgerichts und des Kammergerichts durch das Obertribunal demnächst in erster Instanz zu einer zweijährigen Gefängnisstrafe verurteilt wurde, die er freilich infolge der inzwischen eingetretenen Änderung der politischen Verhältnisse nicht zu verbüßen brauchte.

Nicht zu vergessen sind der wegen seiner Teilnahme an der politischen Bewegung von 1848 von dem Justizminister aus dem Staatsdienste entlassene, zur Untersuchung gezogene, aber freigesprochene Referendar Hammacher, der in allen Fragen der Industrie und des Handels eine große Rolle spielte, und Professor Gneist, der damals noch dem „linken Zentrum" (sog. Fraktion von Bockum-Dolffs) angehörig in dem späteren Kulturkampfe und in allen staatsrechtlichen Fragen seine unstreitig große Begabung verwertete. Er gehörte indes zu den Dialektikern der bedenklichsten Sorte, der in geistreicher Manier die unglaublichsten Dinge mit Scheingründen zu beweisen und zu verteidigen wußte.

Vor allem aber ist wegen seines großen parlamentarischen Einflusses hervorzuheben Lasker. Sein klarer Verstand und sein durch Nüchternheit unterstützter Fleiß befähigten ihn, in allen bedeutenden Fragen des Staatsrechts im Reichstage und im Abgeordnetenhause als Wortführer die Vertretung der von ihm mitbegründeten nationalliberalen Partei zu übernehmen. Die bei Eisenbahn-Konzessionen vorgekommenen, mit bedenklichem Protektions- und Konnexionswesen verbundenen schwindelhaften Gründungen veranlaßten ihn zu einer schonungslosen Aufdeckung der Mißstände, die 1873 zur Einsetzung einer besonderen parlamentarischen Untersuchungskommission führten. Die heftigen Angriffe, die er bei dieser Gelegenheit gegen Mitglieder des hohen Adels und der konservativen Partei richtete — in ihrer Einseitigkeit lag ihre Schwäche —, verschafften ihm vorübergehend eine große Popularität. Seine langen, nicht immer interessanten Reden sind längst vergessen. An sich war er eine durchaus anständige Natur; merkwürdig war es nur, daß man es immer betonte, daß er ein ehrlicher Mann sei, der nicht den eigenen Vorteil erstrebe. Seine Schwäche war sein Ehrgeiz, eine führende Rolle spielen zu wollen; nichts kränkte ihn mehr als das Gefühl, von Bismarck, der ihn haßte, nicht nach Verdienst gewürdigt zu werden. Er starb auf einer Reise nach Nordamerika an gebrochenem Herzen und unbefriedigtem Ehrgeiz. Noch an dem Toten nahm Bismarck unedle Rache, indem er sich weigerte, eine von Deutsch-Amerikanern an den Reichstag gerichtete Beileidsadresse an diesen zu übermitteln.

Der nationalliberalen Fraktion gehörten ferner an der witzige Braun (Wiesbaden), der mit Faucher, Prince-Smith und anderen parlamentarisch und publi-

ziſtiſch für die Freiheit auf allen Gebieten der Volkswirtſchaft, in Handel und Gewerbe, wirkte und Georg von Bunſen, der ſich durch ſeine Teilnahme an allen wohltätigen Beſtrebungen auszeichnete.

Als Mitglieder der freikonſervativen Fraktion traten hervor die ſpäteren Miniſter Achenbach und Graf Bethuſi-Huck ſowie der ſtreitbare von Kardorff, der ſich zwar in die Doppelwährungsidee verrannt hatte, indes ein unanfechtbarer Charakter war und bis 1906 an den Verhandlungen des Reichstags und des Abgeordnetenhauſes lebhaften Anteil genommen hat.

Die konſervative Fraktion beſaß, obwohl ſie damals noch die meiſten Mitglieder zählte, nur wenige hervorragende Männer. Es kamen wohl nur in Betracht von Dieſt-Daber, bekannt geworden durch ſeine Anfeindungen Bismarcks, der junge Graf Eulenburg, der ſpäter der Nachfolger ſeines Onkels Fritz Eulenburg wurde, des damaligen durch ſeinen frivolen Zynismus berüchtigten Miniſters des Innern; der frühere Finanzminiſter von Bodelſchwingh, der damals den Wahlkreis Bielefeld-Halle-Herford vertrat, und vor allen der Geheime Regierungsrat und vortragende Rat im Staatsminiſterium, Wagener (Neuſtettin), der Gründer der Kreuz-Zeitung und Herausgeber des konſervativen Staatslexikons, ein ſehr begabter, aber wenig charaktervoller Mann, der, ein ſkrupelloſes, gefügiges Werkzeug der Bismarck'ſchen Politik, ſpäter ruhmlos ſeiner politiſchen Tätigkeit entſagen mußte.

Führer des linken Zentrums war von Bockum-Dolffs, ein ſeiner liberalen Geſinnung wegen als weſtfäliſcher Landrat und ſpäterer Oberregierungsrat gemaßregelter Beamter, der in der ſchlimmen Reaktionsperiode und in der Konfliktszeit ſtets furchtlos die Rechte und die

Freiheit des Volkes vertreten hatte. Keiner Fraktion gehörte an von Vincke-Hagen, der früher der Führer einer eigenen Fraktion gewesen war. Er war schon in dem vereinigten Landtage von 1847 und in der Frankfurter Nationalversammlung hervorgetreten und hatte sich hier wie auch in der folgenden traurigen Periode als Vertreter der Opposition große Verdienste erworben. Er war ein von den Gegnern gefürchteter, stets schlagfertiger Redner. Von dem politischen Schauplatze, auf dem er manche Lorbeeren geerntet, trat er nach einigen Jahren freiwillig ab, weil er die Ungnade des Königs, die dieser ihm bei einer Hoffestlichkeit wegen seiner oppositionellen Haltung in der Hannoverschen Frage demonstrativ bewiesen hatte, nicht zu verschmerzen vermochte!

Das Zentrum konstituierte sich 1871. Seine späteren Mitglieder waren damals (1867) entweder Wilde oder hatten sich dem linken Zentrum angeschlossen. Der Übersichtlichkeit wegen will ich indes schon hier die Namen der hervorragenden Mitglieder der Zentrumsfraktion aufzählen.

Von den beiden rheinischen Brüdern war Peter Reichensperger ein sehr begabter, mit allen äußeren Vorzügen ausgestatteter Redner, wegen seines Hochmutes indes auch bei den Mitgliedern seiner eigenen Fraktion nicht beliebt, während August Reichensperger, der feinsinnige Kunstkenner, den liebenswürdigen Humor seiner Heimat niemals verleugnete.

Ihnen zur Seite standen von Mallinckrodt, ein Fanatiker seiner Überzeugung, eine unverfälschte Alba-Figur, und der Freiherr von Schorlemer-Alst, der westfälische Bauernführer, eine an sich ritterliche Natur, die nur im Kulturkampfe etwas verwilderte und ihrem Hasse gegen den Gegner nur zu oft die Zügel schießen ließ.

Der anerkannte Führer der Zentrumspartei aber war der nach ihrer Gründung beigetretene Abgeordnete Windthorst-Meppen.

Sein Vater und mein Großvater waren Brüder. Der Vater war Advokat und Rentmeister des Grafen Erbdroste (von Droste-Vischering) zu Münster und verwaltete dessen Gut Kaldenhof in Osterkappeln. Nach seinem Tode wurde von der Witwe, einer sehr verständigen, tüchtigen Frau, die Verwaltung des Gutes fortgeführt. Mit meinem Bruder Karl habe ich dort einige Male als Knabe die Ferien zugebracht. Windthorst war, als durch die politischen Ereignisse des Jahres 1866 das Königreich Hannover aufgehoben wurde, zweimal Justizminister gewesen und hatte sich als solcher große, allgemein anerkannte Verdienste erworben. Seiner welfischen Königsfamilie hat er auch in ihrem Unglücke stets treue Anhänglichkeit bewahrt, was ihm, einem monarchisch gesinnten Manne, gewiß nicht zum Vorwurf gemacht werden kann. In seinem Herzen ist er auch immer ein Gegner der Annexion geblieben, obwohl er sich äußerlich mit der neuen Gestaltung der Dinge abgefunden hatte.

Die große politische Bedeutung Windthorsts ist bekannt. Er war bis zu seinem Tode der anerkannte geistige Führer und der glänzende parlamentarische Vertreter der Zentrumspartei. Seine Persönlichkeit und seine unbedingt maßgebende Autorität haben an der Machtstellung des Zentrums den größten Anteil gehabt, und auf seine Wirksamkeit einen fast ausschließlichen Einfluß geübt. Sein klarer Verstand und seine rasche Auffassungsgabe befähigten ihn, in jede Debatte einzugreifen; er entdeckte mit scharfem Blick die Schwächen seiner Gegner und wußte mit bewundernswerter Schlagfertigkeit die nach

seiner Ansicht unrichtigen Ausführungen zu widerlegen. Seinem gewaltigsten Gegner, Bismarck, war er (wenn er mit ihm auch nach staatsmännischer Bedeutung und Erfolgen nicht verglichen werden kann) in den vielen scharfen Redekämpfen, die er mit ihm im Landtage und im Reichstage zu führen hatte, vollständig gewachsen; seine größere Ruhe und Objektivität haben ihm manchen Sieg errungen. Er verfügte nicht über eine hinreißende Beredtsamkeit; dazu sprach er zu breit und langsam. Aber alles, was er sagte, war sachlich und wohl erwogen und jedenfalls für seine Anhänger von überzeugender Kraft. Niemals begann er die Debatte; er griff erst ein, nachdem verschiedene Redner die wesentlichen Differenzpunkte klargestellt hatten. Da er sehr kurzsichtig war, und deshalb von Notizen keinen Gebrauch machen konnte, so bedurfte er in seinen oft recht langen Reden zuweilen einer Pause, um die Gedanken zu sammeln. Dazu benutzte er die ihm deshalb immer willkommenen Zwischenrufe, mit denen bei besonders markanten Stellen die Gegner aus den verschiedenen Parteien ihn zu unterbrechen pflegten.

Bei Gelegenheit einer bevorstehenden großen Debatte hatten sich die anderen Fraktionen geeinigt, den Abgeordneten Windthorst-Meppen, falls er das Wort ergreife, nicht zu unterbrechen und unbedingte Ruhe zu bewahren. Als nun nach Beginn seiner Rede die gewohnten Zwischenrufe ausblieben, wurde er unruhig und, als auch auf schärfere Worte nicht reagiert wurde, wandte er sich zu meinem Platz und sagte: „Der Abgeordnete für Bielefeld meint zwar, das sei nicht wahr." Ich rief ihm sofort zu, daß ich gar kein Wort gesprochen habe, worauf er mit der größten Seelenruhe antwortete: „dann hätte

er es doch sagen können." Damit hatte er die für ihn notwendige Pause gewonnen.

In einem Punkte war er Bismarck überlegen. Er war ein wahrhaft edler Mensch, voll innerer Herzensgüte, ein weicher, lauterer Charakter, dem Haß und Rachsucht ebenso fern lagen wie Habsucht und Geiz. Wenn Bismarck, der ihn als seinen schroffsten Feind haßte und ihn rücksichtslos bekämpfte, in seinen „Gedanken und Erinnerungen" ihn als „politisch latitudinarian, religiös ungläubig" bezeichnet, so tut er ihm bitteres Unrecht an. Hätte er ihn als politisch und religiös latitudinarian geschildert, so würde nach meiner ganz genauen Kenntnis seiner Persönlichkeit wohl ungefähr das Richtige getroffen sein. Er hatte seine bestimmte politische und religiöse Überzeugung und war in letzterer Beziehung ein treuer Anhänger der katholischen Kirche; aber er besaß, wie die Mitglieder der latitudinarischen Sekte, nach beiden Richtungen so viel Gerechtigkeitsgefühl, Weitherzigkeit und Objektivität, daß er auch Andersdenkenden ihr Recht widerfahren und sie nach ihrem Glauben selig werden ließ.

Trotz seines wenig schönen Äußeren gewann er die Herzen aller. Durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens und durch einen feinen, geistsprühenden Humor wußte er in der Unterhaltung sich namentlich die Gunst der Damen zu gewinnen, die ihn schwärmerisch verehrten.

Seit meiner Jugend hatte ich den „Onkel Louis" schätzen gelernt. Trotz meiner scharfen Gegnerschaft im Kulturkampfe ist unser angenehmes verwandtschaftliches Verhältnis niemals ernstlich getrübt worden, er ist mir bis zum Tode stets freundlich gesinnt geblieben. Ja, ich habe Grund zu der Annahme, daß er sich innerlich darüber freute, daß ich, wie er mit Recht glaubte, aus innerer

Überzeugung der Familientradition nicht folgte und trotz aller Anfeindungen mit ungebrochenem Mute die kirchlichen Forderungen bekämpfte, die er verteidigen zu müssen glaubte. Als ich bei einer Kulturkampfdebatte eine größere Rede gehalten hatte, die auf Seiten der Zentrumsgegner starken Beifall fand, begegnete ihm im Foyer mein Freund, der Abgeordnete Uhlendorff, und fragte ihn, wie ihm die Rede seines Neffen gefallen habe. Seine Antwort ist bezeichnend, auch für den köstlichen Humor, über den er verfügte: „Das war eine schlechte Rede; aber ich freue mich doch, daß der, der sie gehalten, ein Windthorst ist."

Die scherzhafte Äußerung bezog sich auf meine Rede bei Gelegenheit der ersten Beratung des Entwurfs eines Gesetzes über die Vermögensverwaltung in den katholischen Kirchengemeinden in der Sitzung vom 16. Februar 1875 (Stenogr. Ber. S. 273). Die Witzblätter bemächtigten sich des dankbaren Stoffes. Mit köstlicher Laune wurde er von dem „Ulk", der witzigen Beilage des „Berliner Tageblattes", in seiner Nummer vom 25. Februar 1875 zu einem Gedichte „Mein Stolz" verwertet, das die Anerkennung Windthorsts-Meppen in humoristischer Fassung wiedergibt und mit den Worten schließt:

„Gar schneidig führt er seine Zunge,
Nicht Jeder macht's ihm darin nach;
Was er auch Falsches wußt' zu sagen,
Er hat's verstanden vorzutragen!
Blut ist von meinem Blut der Junge,
Mich freut's, daß so ein Windthorst sprach."

Bei dem Interesse, welches seine Person in weiten Kreisen erregt, verdienen vielleicht einige harmlose Szenen der Nachwelt überliefert zu werden.

Am 11. März 1873 nahm ich bei einer Unterrichts-

debatte die Gelegenheit wahr, dem Abgeordnetenhause folgenden Scherz, dessen Inhalt ich früher aus seinem eigenen Munde gehört hatte, zum besten zu geben:

„Es gibt eine fromme Familientradition in unserem Hause, nach welcher ein Mann, der in seiner späteren Entwickelung zu großen Würden und noch höheren Ehren gelangt ist, in seiner Jugend tolle Streiche verübt, überhaupt so wenig getaugt hat, und noch weniger hat lernen wollen, daß sein Lehrer verzweiflungsvoll den Kopf geschüttelt und seinem Vater den trostlosen Rat erteilt hat, er möge den Jungen, an dem Hopfen und Malz verloren sei, doch nicht studieren, er möge ihn lieber ein Handwerk, das ehrliche Schusterhandwerk, erlernen lassen; und dieses Mitglied meiner Familie habe ich die Ehre, in diesem Augenblicke als meinen ehrenwerten Gegner und Onkel zu begrüßen."

Diese scherzhafte Äußerung erregte stürmische Heiterkeit und erfreute am meisten den Abgeordneten Windthorst-Meppen selbst, der mir freundlich die Hand drückte. Sie brachte mir indes von zwei entgegengesetzten Seiten ernstliche Rekriminationen ein. Eine alte, würdige Dame aus Dresden richtete an mich ein langes Schreiben, worin sie ihrer Empörung Ausdruck gab, daß ich mich nicht gescheut habe, einen so verehrten, um die heilige katholische Kirche wohlverdienten Mann dem öffentlichen Gelächter preiszugeben. Und ein ehrsamer Schuhmachermeister aus Danzig schrieb mir voller Entrüstung, wie ich es hätte wagen können, die Meinung zu vertreten, daß ein solcher Mensch jemals ein brauchbares Mitglied der Schusterzunft hätte werden können!

Als ich im Sommer 1887 eines Morgens in Ems, wo Windthorst-Meppen jährlich seine Kur gebrauchte, mit

ihm auf dem Musikplatze promenierte, begegnete uns der ihm bereits bekannt gewordene Primas von Ungarn, der Fürstbischof Haynald von Kalocsa, eine sehr ernste, würdige priesterliche Persönlichkeit, die auf dem Vatikanischen Konzile eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Er begrüßte Windthorst-Meppen, der mich ihm als seinen Neffen, den Justizrat Windthorst, vorstellte. Der edle Mann erhob segnend seine Hand mit den Worten: „Sie führen auch den stolzen Namen Windthorst, der Herr segne Sie!" Nach kurzem Gespräch setzten wir unseren Spaziergang fort; auf meine Frage: „Was sagst Du nun, Onkel Louis?" erfolgte die klassische Antwort: „Ja, es ist merkwürdig, wir müssen beten und Du hast den Segen davon!"

Im August 1890 traf ich mit Windthorst-Meppen wiederum in Ems zusammen. Er war sehr hinfällig geworden und wurde auf seinen Spaziergängen meist von einem Diener geführt. An einem wundervollen Abende wollte ich, wie üblich, zum „Weißen Roß" wandern, um meinen Abendschoppen zu trinken, und sah ihn auf der Brücke langsam vor mir gehen. Auf meinen freundlichen Gruß entließ er den Diener, nahm meinen Arm und bat mich, ihn ein wenig herumzuführen. Eine Stunde lang haben wir uns über alle möglichen Dinge unterhalten und mußten, seiner körperlichen Schwäche wegen, auf den Bänken des Kurgartens öfters Ruhepausen machen. Er erzählte mir manches über die damalige politische Konstellation und über die von ihm und seiner Partei zu den damaligen wichtigen Fragen einzunehmende Stellung. Ich konnte nur den weitsichtigen Politiker in ihm bewundern, der es verstand, augenblickliche große Vorteile aufzugeben, um nicht die Zukunft größerer Pläne zu ge-

fährden. Ich bat ihn, mit Rücksicht auf seinen leidenden Zustand von dem Besuche der in einigen Tagen zu Coblenz stattfindenden Generalversammlung der Katholiken Deutschlands Abstand zu nehmen, und wies darauf hin, daß auf allen diesen Versammlungen doch immer nur dieselben Gegenstände besprochen, dieselben Gemeinplätze vorgebracht und nur für die denkfaule Menge dieselben inhaltlosen, mehr oder weniger glänzenden Reden gehalten würden. Er gab dies zu und meinte, daß er ja wohl entbehrt werden könne. „Aber, fügte er hinzu, die Leute wollen nun einmal mich sehen, mich hören und mir die Hand drücken, und deshalb muß ich im Interesse der Partei dies Opfer bringen." Ich führte ihn sodann zurück zur Villa Flora, wo er stets zu wohnen pflegte. Vor der Türe wurde er sehr bewegt und reichte mir die Hand mit den Worten: „Ich danke Dir, Eduard, lebe wohl! Wir sehen uns nicht wieder." Ich erwiderte sofort mit der Frage: „Aber Onkel Louis, hältst Du mich wirklich für so krank?" Ein wehmütiges Lächeln ging über seine Züge, er gab mir nochmals die Hand und sagte: „Das hast Du gut gemacht." Er war über meine schlagfertige Antwort so erfreut, daß er sie auf der Versammlung zu Coblenz mehreren Freunden erzählt hat.

Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Er starb am 14. März 1891 und wurde mit fürstlichen Feierlichkeiten bestattet. Seiner Beisetzung in der von ihm gestifteten Marienkirche habe ich beigewohnt. Es war am 18. März 1891.

Das ist die noch unvollständige Reihe der bedeutenden Männer, mit denen ich im Preußischen Abgeordnetenhause in nähere Berührung kam. Ihnen reihen sich würdig an jene anderen hervorragenden Mitglieder des Ersten Deutschen Reichstages (soweit sie nicht als gleichzeitige Mitglieder des Abgeordnetenhauses berührt sind), mit denen ich im Frühjahr 1871 zusammentraf.

Aus der konservativen Fraktion sind zu nennen: von Blankenburg, der vertraute Jugendfreund Bismarcks; der frühere Finanzminister von Bodelschwingh; der jugendliche von Minnigerode und der berühmte Chef des Generalstabes, der siegreiche Schlachtenlenker Graf von Moltke.

Der Fraktion der Deutschen Reichspartei, die der freikonservativen Fraktion des Hauses der Abgeordneten entsprach, gehörten u. a. an: der liebenswürdige Prinz Wilhelm von Baden; der spätere preußische Landwirtschaftsminister Friedenthal, ein tüchtiger, kenntnisreicher Mann; von Keudell, einer der Getreuesten aus der Gefolgschaft Bismarcks, der spätere Landwirtschaftsminister Lucius; der Großindustrielle Stumm und der gewandte, geschäftige Freiherr von Zedlitz-Neukirch.

Der hieran sich anschließenden Fraktion der liberalen Reichspartei waren beigetreten: der damalige Bayerische Staatsminister Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, ein außergewöhnlich befähigter, weitsichtiger Politiker, der später noch eine bedeutende Rolle zu spielen berufen war, indem er als deutscher Reichskanzler der Nachfolger Bismarcks und Caprivis wurde; der in seinem Staate angesehene, etwas langweilige Sachse Ackermann; der hochverdiente bayerische Politiker Marquard-Barth; der frühere preußische Justiz-

miniſter von Bernuth, ſeines Charakters und ſeiner Kenntniſſe wegen gleich geachtet, mit dem ich in mehrfache angenehme Berührung gekommen bin; der frühere Finanzminiſter von Bonin; der ſehr tüchtige bayeriſche Regierungspräſident Graf von Luxburg; der ſpätere deutſche Botſchafter Graf zu Münſter, aus altem Hannoverſchen Geſchlechte; der frühere Handels- und Finanzminiſter Patow; der ausgezeichnete Freiherr von Roggenbach, früherer badiſcher Miniſter, der zu den Vertrauten des damaligen Kronprinzen, ſpäteren Kaiſers Friedrich gehörte und, wenn dieſem ein längeres Leben beſchieden geweſen wäre, jedenfalls in maßgebender Stellung zur Verwendung ſeiner politiſchen Fähigkeiten Gelegenheit gefunden hätte, und endlich der allgemein beliebte bayeriſche Rechtsanwalt Völk, der bereits in ſeinem Heimatlande als liberaler Politiker tätig geweſen war.

Aus der eben gebildeten Zentrumspartei ragten hervor der ſtreitbare Biſchof von Mainz, Freiherr Emanuel von Ketteler, der auf dem Vatikaniſchen Konzile vergeblich ſich bemüht hatte, die Annahme des Dogma von der päpſtlichen Unfehlbarkeit zu verhindern, ein Fanatiker des katholiſchen Glaubens; der noch ſehr junge Naſſauer Lieber, der nach Windthorſts Tode die Führung der Zentrumspartei mit Geſchick und Erfolg übernahm, und von Savigny, der Sohn des berühmten Rechtslehrers, der bereits im preußiſchen Staatsdienſte bedeutende Stellungen eingenommen hatte, ein entſchiedener Gegner der Bismarckſchen Politik.

Die ſtärkſte Fraktion des Erſten Deutſchen Reichstages war die der nationalliberalen Partei. In ihr zeichneten ſich aus der wegen ſeiner Beteiligung an der Bewegung von 1848 zu ſchwerer Strafe (der er ſich

durch seine Flucht nach Paris zu entziehen wußte) verurteilte Ludwig Bamberger, eine auf dem Gebiete der Handelspolitik und des Währungs- und Münzsystems als maßgebend anerkannte Autorität, einer der geistvollsten Redner und Schriftsteller, die ich kennen gelernt habe, dessen stets erschöpfenden Ausführungen trotz seiner schwachen Stimme der Reichstag mit einer gewissen Andacht zu lauschen pflegte; der im nationalen Sinne sehr tätige Herausgeber des „Schwäbischen Merkurs", Elben; der Oberstaatsanwalt Kiefer aus Mannheim, der in den politischen und kirchlichen Kämpfen in Baden seine liberale Richtung betätigt hatte; der in allen Kreisen hochverehrte frühere badische Minister Lamey; der angesehene Professor Marquardsen aus Erlangen; der Darmstädter Advokat Metz, der zu den tätigsten Vorstandsmitgliedern des Nationalvereins gehörte und sich in den Verfassungskämpfen Hessens große Verdienste um die liberale Sache erworben hatte; der kenntnisreiche Freihändler Prince-Smith; der lebhafte Rechtsanwalt von Schauß aus München; der liebenswürdige Freiherr Schenk von Stauffenberg, ein Politiker von großen Anlagen, der seine liberale Gesinnung niemals verleugnete und deshalb die ihm gebührende Stellung nicht zu erreichen vermochte; der Historiker Heinrich von Treitschke, ein geistreicher, aber äußerst leidenschaftlicher Politiker, der mit unerbittlicher Schärfe für seine großen nationalen, aber nicht immer liberalen Ideen eintrat; der frühere Präsident der Nationalversammlung in Berlin, von Unruh, einer der Gründer des Nationalvereins; Wehrenpfennig, der Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher", und der in seiner Vaterstadt Hamburg angesehene Advokat Wolffsohn.

Aus der Deutschen Fortschrittspartei sind hervorzu-

heben: der Nürnberger Crämer, der sich vom einfachen Arbeiter zum Großindustriellen emporgeschwungen hatte, ein kernhafter Mann, der sich seit vielen Jahren schon als Führer der bayerischen Opposition hervorgetan hatte; der Rechtsanwalt Erhard aus Nürnberg, ein Mann von untadelhaftem Charakter; der muntere und sehr beliebte Advokat Eysoldt aus Pirna; der sehr tüchtige, gelehrte Professor Gerstner aus Würzburg; der in Lippe-Detmold populäre Stadtrichter Hausmann aus Horn; der Nürnberger Gerichtsrat Herz, ein hervorragender Parteimann; der ideal angelegte, bedeutende Philologe Köchly; der protestantische Pfarrer Krausolt aus Oberfranken, ein edler Mann; der Rechtsanwalt Minkwitz aus Dresden, der, ein Märtyrer seiner politischen Überzeugung, wegen Teilnahme an der liberalen Bewegung 1848 zu Kassation und Gefängnis verurteilt war; Wiegard, früherer Professor der Stenographie, sodann Arzt in Dresden, ein freisinniger Mann, der schon dem Vorparlament und der Frankfurter Nationalversammlung angehört und seiner politischen Tätigkeit wegen manche Verfolgungen zu erdulden hatte; der edle, hochsinnige Moritz Wiggers aus Rostock, der, nachdem er von 1853 bis 1857 in Untersuchungshaft gesessen, unter grober Verletzung der Gesetze wegen Hochverrats zu schwerer Zuchthausstrafe verurteilt worden und unablässig tätig war, die verrotteten Zustände Mecklenburgs zu verbessern, und endlich Eugen Richter.

Seine Bedeutung in der parlamentarischen Entwickelung ist allgemein bekannt. Mit außergewöhnlich großer geistiger Begabung verband er einen nie ermüdenden Fleiß und war von fast erschreckender Nüchternheit und Bedürfnislosigkeit. Mit sicherem Instinkte hat er sich schon früh auf das bis dahin stark vernachlässigte Gebiet der „dismal

science", der trostlosen Wissenschaft der Nationalökonomie, geworfen und durch eifriges Studium es in den schwierigen und verworrenen Fragen des Finanz-, Steuer- und Etatswesens zu einer Meisterschaft gebracht, die ihm von keiner Seite bestritten werden konnte. Sein klarer Verstand, seine Arbeitskraft und sein riesenhaftes Gedächtnis setzten ihn in den Stand, diese Gebiete mit absoluter Sicherheit zu beherrschen; die trockenen Zahlen wußte er durch geschickte Gruppierung zu beleben. Seine einleitenden Etatsreden, in denen er in großen Zügen die jeweilige politische Situation schilderte, waren in ihrer klaren Disposition und in ihrer gewandten, durch scharfe Pointen gewürzten Form geradezu vollendet zu nennen und wurden als parlamentarische Ereignisse ersten Ranges gefeiert. Zu einem Staatsmanne fehlte ihm wohl der große, vornehme Zug. Von Bismarck wurde er neben Windthorst-Meppen am meisten gehaßt, ebenso von der Sozialdemokratie, die er scharf und wirksam mit überlegenen Waffen bekämpft hat.

Über die Wirksamkeit Eugen Richters und ihre Erfolge gehen die Urteile weit auseinander. Zweifellos ist ihm manches Gute zu verdanken. Viele schlechte, dem wahren Volkswohl widersprechende Gesetze und Maßregeln hat er verhindert und den steuerzahlenden Bürgern durch Streichung unnützer Ausgaben viele Millionen erspart. Er war ein Parteipolitiker ersten Ranges; der fortschrittlichen, später freisinnigen Partei hat er schwere Opfer gebracht. Darin liegt aber zugleich seine Beschränkung und sein Fehler. Die Partei, ihre Ausbreitung und Machtstellung war ihm alles, und darüber hatte er, wie mir scheint, doch zuweilen den Blick für die Erfordernisse der allgemeinen Politik verloren.

In großen Kreisen seiner Partei wurde Richter schwärmerisch verehrt, und es läßt sich auch nicht leugnen, daß er sich um ihre Organisation große Verdienste erworben hat. Ob aber nicht dennoch der Vorwurf seiner Gegner, daß er durch seine Person und sein schroffes, jedem Kompromiß abgeneigtes Festhalten an den einmal gefaßten Ideen dem Liberalismus und schließlich auch seiner Partei mehr geschadet als genützt hat, ist eine andere Frage. So sehr ich als langjähriger Freund die Wirksamkeit Richters zu verteidigen bereit bin, so verpflichtet mich doch die Wahrheitsliebe, anzuerkennen, daß sein scharfes, oft herrschsüchtiges Wesen, sein Autokratismus, der andere Meinungen nicht aufkommen ließ, manche sonst treue liberale Männer abgestoßen und aus den Reihen der Partei getrieben hat (ich brauche nur Löwe-Calbe, Berger und Petri zu nennen), und daß seine Person ein wesentliches Hindernis für die allgemein ersehnte Vereinigung zu einer großen liberalen Partei gebildet hat. Auch seine schwächliche Haltung gegenüber der Zentrumspartei wurde vielfach getadelt, war aber verständlich, weil der von ihm vertretene Wahlkreis Hagen nur mit Hilfe der Zentrumsstimmen zu behaupten war.

Immerhin aber war er ein edler Mensch, der große, ideale Ziele verfolgte, wenn er sich auch manchmal in den Mitteln vergriffen hat.

Von den „Wilden" des Reichstags sind noch zu erwähnen der Professor Ewald, einer der sieben vom Könige Ernst August 1837 ihres Amtes entsetzten Professoren, ein fanatischer Anhänger des Welfenhauses, der sich in die neue Ordnung der Dinge nicht finden konnte; der liberale Würzburger Kriminalist Edel; der jugendliche Freiherr von Maltzahn-Gültz, der später eine

Zeit lang das Amt eines Reichs-Staatssekretärs verwaltete; der Appellationsgerichtspräsident Simson, der bereits Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, Führer der Kaiserdeputation und Präsident des konstituierenden Reichstags und des Zollparlaments gewesen war und jetzt zum ersten Präsidenten des Deutschen Reichstags gewählt wurde, eine bedeutende und für diese Stellung ausgezeichnet geeignete Persönlichkeit, und Sonnemann, der kluge Eigentümer der „Frankfurter Zeitung" und Mitbegründer der Süddeutschen Volkspartei. Nicht zu vergessen ist endlich der junge Bebel, der damals noch einzige Vertreter der in der Entstehung begriffenen Sozialdemokratie.

Die Aufzählung aller dieser Namen hat nicht nur den Zweck, mir die Männer wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, zu denen ich mehrere Jahre hindurch in näheren politischen Beziehungen gestanden habe; ich will damit auch den Nachweis erbringen, daß die damalige große Zeit auch ein großes Geschlecht gefunden hat. Es waren in der Tat die Besten und Tüchtigsten, die vom Volke damals als Vertreter in die Parlamente gewählt wurden; nur die wirkliche Tüchtigkeit, die unzweifelhafte Fähigkeit, das Volk wirksam zu vertreten, wurde als das allein ausschlaggebende Moment für die Wahl angesehen. Aus dem Verkehr mit solchen Männern habe ich vieles gelernt und manche wertvolle Anregung erfahren, die sich für meine spätere Entwickelung förderlich erwiesen hat. Insbesondere erinnere ich mich gerne mit innerer Genugtuung des Ersten Deutschen Reichstages, in dem sich so viele, wahrhaft bedeutende Männer zusammengefunden hatten; er brauchte den Vergleich nicht zu scheuen mit jenem glänzenden Parlamente, welches 1848 in der

Paulskirche zu Frankfurt tagte und die geistige Elite des deutschen Volkes in sich vereinigte.

Bezeichnend für die damalige Zeit war die andere damit in Wechselwirkung stehende Erscheinung. Damals galt es nicht bloß als eine durch die Verfassung vorgeschriebene, sondern auch als eine tatsächlich im vollsten Umfange geübte Verpflichtung der Abgeordneten, Vertreter des ganzen Volkes zu sein und nur für Freiheit, Recht und Wohlfahrt der Gesamtheit einzutreten. Die Interessen des Einzelnen und einzelner Gruppen waren ausgeschlossen oder konnten doch nur soweit Berücksichtigung finden, als sie mit der allgemeinen Wohlfahrt nicht in Widerspruch standen. Es war nicht nur Gesetzesvorschrift, es galt als Ehrenpflicht, den eigenen Vorteil völlig dem Nutzen des ganzen Volkes unterzuordnen. Nach beiden Richtungen ist es leider seit dem unseligen Umschwunge des Jahres 1879 anders geworden. Ein großer Teil der Abgeordneten des Reichstages und der Einzelparlamente glaubt, ohne Verletzung seiner Pflichten die eigenen und die Interessen bestimmter Stände und Berufe vertreten zu dürfen; ja, diese Ausbeutung der gesetzgebenden Gewalt ist in gewissen Kreisen so allgemein üblich geworden, daß sie kaum noch Tadel findet, vielmehr als Zeichen besonderer Klugheit gefeiert wird. Es ist traurig, daß der Eigennutz jede Scham verloren hat; es wird noch lange dauern, ehe wieder persönliche Ehrenhaftigkeit und Uneigennützigkeit als erste Voraussetzung für die Übernahme eines parlamentarischen Mandates zur Geltung kommen wird.

Aber auch die bedeutenden Männer sind allmählich von der politischen Schaubühne verschwunden. Man sehe sich die jetzigen Parlamente an und man wird finden,

daß jedenfalls in vielen Kreisen nicht Tüchtigkeit und Selbstlosigkeit die Eigenschaften sind, die für ein politisches Mandat für erforderlich gehalten werden. Mit Eugen Richter ist im Frühjahr 1905 der letzte Parlamentarier großen Stiles, der „letzte der Tribunen", zu Grabe getragen worden.

Und dann neben und gegenüber diesen Männern die Alle überragende Persönlichkeit Bismarcks, des gewaltigen Staatsmannes, dessen genialer Politik das deutsche Volk seine Einigung, das Deutsche Reich seine Begründung verdankt! Sein durchdringender Verstand, sein weit ausschauender Blick, seine großen, von den Zeitgenossen oft nicht verstandenen Ziele vereinten sich mit einem erstaunlichen, alles umfassenden Wissen, mit unbeugsamem Willen, der jeden Widerstand zu brechen entschlossen war, und mit einer vollendeten Beherrschung der Form und des Ausdrucks. Schon jetzt kann es als unangefochtene geschichtliche Wahrheit gelten, daß Bismarck ein Staatsmann von so eminenter Bedeutung war, daß ihm aus der ganzen Weltgeschichte nur wenige an die Seite gestellt werden können. Groß und zahlreich waren die Schwierigkeiten, die er bei Ausführung seiner Ideen zu überwinden hatte. Sie lagen nicht allein in den ihn und seine Politik bekämpfenden Parteien, sondern vor allem in dem Widerstande, den er teils bei dem geistig nicht bedeutenden Kaiser Wilhelm und bei der geistvollen, ihrem Gemahl weit überlegenen Kaiserin Augusta fand, und der ihm teils von ehrgeizigen und übelwollenden Elementen der Kamarilla, teils von der konservativen und kirchlichen Orthodoxie geleistet wurde.

Wo viel Licht, ist auch viel Schatten. Auch Bismarck war, wie alle bedeutenden Männer, die die Geschicke der Völker erfolgreich gelenkt haben, mit vielen menschlichen Fehlern und Schwächen behaftet; aber auch diese hatten bei ihm einen großen, fast erschreckenden Charakter angenommen. Seine absolute Skrupellosigkeit in der Wahl seiner Mittel wird ihm verziehen werden; sie werden durch Zweck und Erfolg in den Augen des dadurch geförderten Volkes gerechtfertigt. Aber er hat doch vielleicht mehr als geboten den Acheron in Bewegung gesetzt und zu verwerflichen Mitteln gegriffen, die auch bei aller Bewunderung seiner Größe und Verdienste doch nicht entschuldigt werden können. Es braucht nur an den Arnimprozeß, an die Prozesse wegen der Redefreiheit der Abgeordneten und wegen der Stellvertretungskosten sowie an den Geffken-Prozeß erinnert zu werden. Die in diesen Prozessen ergangenen Urteile werden immer Schandflecke in der Geschichte der preußischen Rechtspflege bleiben; sie wurden nur möglich durch eine Korruption der Gerichte, zu der ein williger Justizminister seine Dienste zur Verfügung stellte. Das bittere Urteil, welches der Abgeordnete Twesten im Abgeordnetenhause über diese Kabinettsjustiz fällte, muß als vollständig berechtigt anerkannt werden.

Bismarcks Familienleben war ein glückliches. Sein Verhältnis zur Gattin und zu den Kindern beruhte auf wahrer Liebe und ist stets musterhaft gewesen. Das ist aber auch das Einzige, was den Menschen Bismarck ausgezeichnet und ihn unserem Herzen näher bringen kann. Alle sonstigen Eigenschaften, die dem Gemüte entstammen, und die Menschen uns lieb und wert erscheinen lassen, sind bei ihm nicht zur Entfaltung gekommen; die entgegen-

gesetzten Untugenden und Leidenschaften haben, wie bei ihm alles ins Große ging, eine wahrhaft unheimliche Kraft und Ausdehnung gewonnen. Eine maßlose Herrschsucht verband sich mit einer diabolischen Verfolgungssucht gegen alle, die ihm, seiner Stellung oder seinen Plänen nach seiner Meinung gefährlich werden konnten. Die Menschenverachtung — zu der ihm der Kreis, in dem er sein ganzes Leben hindurch ausschließlich zu verkehren verurteilt war, wohl ein gewisses Recht gegeben haben mag —, die er zu verbergen nicht der Mühe wert hielt, verleitete ihn zu harter und ungerechter Beurteilung aller, die nicht unbedingt seiner Führung folgten, und sein Haß und seine Rachsucht gegen diejenigen, in denen er seine Feinde zu erkennen glaubte, waren schrankenlos. In dem Bestreben, das Familienvermögen seiner Stellung entsprechend zu vermehren, war er in den Mitteln so wenig wählerisch, daß ihm nicht mit Unrecht ein nicht gerade angenehm empfundenes Maß von Geiz und Habsucht vorgeworfen werden konnte.

Man wird es vielleicht unnötig finden, die persönlichen Schwächen Bismarcks nochmals hervorzuheben und wird es als einen tadelnswerten Versuch hinstellen, dem deutschen Volke die Freude an der Person des großen Kanzlers zu vergällen. Ich kann einen derartigen Vorwurf ruhig zurückweisen; ich bin schon laut und öffentlich für seinen Ruhm eingetreten, als zur Zeit seines anscheinenden Niederganges manche der späteren Hurra-Patrioten es für angemessen hielten, von dem Gründer des Deutschen Reiches ängstlich abzurücken. Was mich veranlaßt, diese peinlichen Dinge zu erörtern, ist lediglich strenge Gewissenspflicht, die mich zwingt, einmal der, wie wir alle es ja erleben, sich unheimlich rasch vollziehenden

Legendenbildung und der sich darauf stützenden Geschichtsfälschung entgegenzutreten, und zweitens das Andenken jener ehrenwerten Männer zu retten, die das unverzeihliche Verbrechen begangen haben, anders zu denken und zu wollen, und die deshalb seinem brutalen Hasse zum Opfer gefallen sind.

Zu milder, liebevoller Beurteilung der Menschen, zu stolzer und doch hochherziger, der Verzeihung fähiger Herzensstimmung fehlte ihm der eigentliche Seelenadel. Schon zu seinen Lebzeiten wurde es allgemein bedauert, daß er sich nicht zu der geistigen Höhe emporschwingen konnte, über gewisse Schwächen der Gegner und ihre verletzenden Äußerungen großmütig hinwegzusehen, daß er vielmehr auch bei den geringsten Veranlassungen seiner Rachsucht freien Lauf ließ und sich der überlegenen Waffen der Staats- und Strafgewalt bediente, um seine Feinde zu vernichten oder doch in empfindlicher Weise an Freiheit und Vermögen zu treffen. Schonungslos hat er seine Macht gebraucht und über viele Personen und deren Familien schweres Unglück gebracht. Typisch für diese Seite des Charakters Bismarcks ist der Hödur-Fall, der, so unbedeutend er an sich erscheinen mag, doch der Vergessenheit entrissen zu werden verdient.

Am 2. März 1885 hatte sich Fürst Bismarck unzufrieden über den Ausfall der Reichstagswahlen geäußert und dabei von Hödur gesprochen, „einem blöden, dämlichen Menschen", der von Loki veranlaßt wurde, den (Baldur) deutschen Völkerfrühling zu erschlagen. Am 13. März erläuterte er diese Bemerkung dahin, daß er unter Hödur den Urwähler Hödur verstehe, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen könne und von Loki, dem Parteigeiste, verleitet werde, das eigene Vaterland zu er-

schlagen. Als am folgenden Tage der Abgeordnete Richter-Hagen mit Bezug hierauf erklärte: „Wir müssen diese Epitheta für unsere Wähler ablehnen, wir müssen eher sagen, daß unsere Wähler klüger sind, als manchem lieb ist", erwiderte Bismarck wörtlich: „Ich war vollständig darauf gefaßt, daß der Abgeordnete den Hödur geschimpften Urwähler mir vorführen würde. Er hat sofort die seinigen ausgenommen, ich kann ihm aber darauf antworten, daß ich nur die fortschrittlichen Urwähler gemeint habe. Das sind gerade diejenigen, die vorzugsweise getäuscht sind von den Rednern und von der Presse über das, was sie taten. Hödur wußte eben auch nicht, was er tat, und die Wähler, die Sie gewählt haben, haben in der Mehrheit auch nicht gewußt, was sie taten."

Gegen diese schwere, von Bismarck selbst als Beschimpfung charakterisierte Beleidigung faßte der „liberale Verein" zu Voerde im Kreise Hagen eine Resolution, in welcher er erklärte, daß er in den beleidigenden und beschimpfenden Äußerungen des Reichskanzlers den Ausdruck einer ebenso unberechtigten Kritik als bedauerlichen Anmaßung erblicke und gegen derartige Insinuationen entschieden Verwahrung einlege. Die Resolution wurde in der „Hagener Zeitung" veröffentlicht und dem Reichskanzler eingesandt. Bismarck stellte den üblichen Strafantrag; die Anklage wurde gegen die fünf Vorstandsmitglieder, welche die Resolution unterzeichnet hatten, und gegen den Redakteur der „Hagener Zeitung" erhoben. Am 18. Juni 1885 wurde die Sache vor der Strafkammer des Landgerichts zu Hagen verhandelt. Der Staatsanwalt beantragte gegen jedes der fünf Vorstandsmitglieder, lauter angesehene, unbestrafte Bürger, eine Gefängnisstrafe von

sechs Monaten, gegen den Redakteur eine Gefängnisstrafe von drei Monaten. Ich hatte die Verteidigung übernommen, hob die in der Sache selbst liegenden Gründe hervor und wies nachdrücklich darauf hin, daß die Angeklagten berechtigt gewesen seien, entschieden und scharf gegen die sie als Wähler des Abgeordneten Richter beschimpfenden Äußerungen des Reichskanzlers zu protestieren. Meine Rede schloß mit den Worten:

> „Als Perikles auf dem Sterbebette lag, die Freunde um ihn standen und laut seine Verdienste rühmten, richtete er sich auf und sagte: Freunde, das Beste habt ihr vergessen; meinetwegen hat noch nie ein Athener Trauerkleider angelegt. Ein Perikles ist Fürst Bismarck nicht".

Das Gericht fand in den Worten: „bedauerliche Anmaßung" eine so schwere Beleidigung des Reichskanzlers, daß es jedes der fünf Vorstandsmitglieder zu einer Geldstrafe von 500 M. und den Redakteur zu einer Geldstrafe von 200 M. verurteilte.

Dieser Prozeß bedarf keines Kommentars. Er gewährt uns ein trauriges Bild von dem trostlosen Stande der Rechtspflege einer Zeit, in der ein solches Urteil möglich war.

Damit dem Ernste auch der Scherz nicht fehle, sei noch erwähnt, daß auch der Fortschrittliche Verein zu Wengern (Kreis Hagen) einen geharnischten Protest erhob und an Bismarck einsandte. Bismarcks Kanzlei vergriff sich im Formularfach und schickte, statt bei der Staatsanwaltschaft Strafantrag zu stellen, dem Vereine zu Wengern ein lithographiertes Dankschreiben des Fürsten ein. Als man bei Gelegenheit des Voerder Prozesses den Mißgriff entdeckte, war die Antragsfrist bereits abgelaufen; sonst

würden zweifellos auch die Männer in Wengern Gelegenheit erhalten haben, über die Rechtsprechung der Gerichte in Bismarck-Prozessen unliebsame Betrachtungen anzustellen.

Indes! Trotz alledem! Alle Fehler und Schwächen Bismarcks, alle seine allgemein als solche erkannten Mißgriffe und Niederlagen in der inneren Politik verschwinden gegenüber den Verdiensten, die er als der erfolgreichste aller deutschen Staatsmänner um das deutsche Volk durch die wesentlich seiner Tätigkeit zu verdankende Errichtung des Deutschen Reiches sich erworben hat. Nach einigen Jahrzehnten wird alles das, was dem Menschen nicht zur Zier und Ehre gereichte, vergessen sein, und dann wird das von allen irdischen Schlacken gereinigte Bild seiner gewaltigen Persönlichkeit als das des größten Nationalhelden des deutschen Volkes hinausstrahlen durch die fernsten Jahrhunderte!

Der Lenz war gekommen, der Winter war aus! Es war eine große, wunderbare Zeit, als damals im deutschen Walde nach zerstörendem Sturme in mächtigem Jubel die Wipfel rauschten und hoch in den Lüften ihr schmetternd Lied die erste deutsche Frühlingslerche sang! Über alles Hoffen schön hatte sich der sehnsuchtsvolle Traum des deutschen Volkes erfüllt; in ungeahnter Pracht und Herrlichkeit war nach langem, vergeblichem Ringen, nach schweren Opfern und blutigem Kriege das Deutsche Reich erstanden. Aus Nord und Süd, aus Ost und West waren die besten Männer zur Reichshauptstadt geeilt, um nach langer Trennung sich die treue Bruderhand zu reichen und sich als Söhne des geliebten, gemeinsamen Vaterlandes zu fühlen. Und mit diesem Jubel sonder-

gleichen verband sich der ernste Wille und das feste Gelöbnis, das, was erreicht war, sicher zu stellen gegen alle Gefahren, und alle Kraft einzusetzen für die Macht des Reiches und die Wohlfahrt des gesamten Volkes. Das war der einzige, hohe Gedanke, der mit Begeisterung aller Herzen durchdrang und die ganze Tätigkeit des Reichstages beherrschte.

Unvergeßlich sind jene köstlichen Tage, als die neugewonnenen Brüder ihr Wiederfinden feierten und sich glücklich fühlten in der Erkenntnis, daß sie alle von denselben Idealen erfüllt waren. Die Unterschiede des Standes und des Stammes waren verschwunden; Parteiprogramme und Religionsbekenntnis konnten die Herzen derer nicht trennen, die, wenn auch auf verschiedenen Wegen, immer nur das eine Ziel, die Größe des Reiches und das Volkswohl, erstrebten.

Noch einer hocherfreulichen Erscheinung muß ich gedenken, die mir in jenen Jahren aufgefallen ist und meine größte Bewunderung erregte. Ich habe bereits die dem Reichstage und dem Hause der Abgeordneten angehörenden Männer hervorgehoben — auch der später gewählte Redakteur Bürgers gehörte dazu —, die in jugendlicher Begeisterung für die Einheit und Freiheit des deutschen Volkes geschwärmt hatten und der folgenden Reaktion zum Opfer gefallen waren. Sie hatten schwer dafür gebüßt und die durch ungerechte Richtersprüche über sie verhängten Freiheits- und Ehrenstrafen erdulden müssen. Von keinem dieser hochherzigen Männer habe ich je einen Laut der Klage gehört; sie erkannten ohne Vorbehalt die neue Ordnung der Dinge an und gaben offen ihrer Freude Ausdruck, daß endlich das erreicht war, wofür sie vergeblich gekämpft und gelitten hatten. Ziegeler

war es, der damals vor dem Beginn des österreichischen Krieges 1866 in Breslau dem damals schwankenden Volke die denkwürdigen Worte zurief: „Das Herz in der deutschen Demokratie schlägt dort, wo die preußischen Fahnen wehen!"

Die einzige Ausnahme bildete Gottfried Kinkel, der 1849 wegen seiner Beteiligung am badischen Aufstande vom Kriegsgerichte zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurteilt war, die er im Zuchthause zu Spandau verbüßen sollte. Schon 1850 wurde er durch Karl Schurz befreit und hatte, bis er infolge der Amnestie wieder ins Vaterland zurückkehren durfte, im Auslande, meist in London, gelebt. Er hat den bitteren Groll seines Herzens nicht zu überwinden vermocht und war deshalb außer Stande, die volle Bedeutung der großen Ereignisse der Jahre 1866 und 1870 zu erfassen und sich der dadurch geschaffenen Gestaltung des staatlichen Lebens anzuschließen. Ich habe den im übrigen so liebenswürdigen Mann kennen gelernt und seine Gemütserregung zwar verstanden, aber doch tief bedauert.

Eine ganz besondere Freude gewährte es mir, den Befreier Kinkels, den berühmten deutsch-amerikanischen Staatsmann Karl Schurz, persönlich bei seinem Besuche in Berlin begrüßen zu dürfen. Allgemein gefiel sein offenes, freundliches Wesen und allgemein erweckte er den Eindruck eines hochbedeutenden, tatkräftigen Mannes, der, wie kein anderer, dazu befähigt war, dem deutschen Namen in seiner neuen Heimat, in der großen nordamerikanischen Republik, Ansehen und Geltung zu verschaffen.

Ach! Nur zu flüchtig ist der schöne Frühlingstraum des deutschen Volkes verflogen! Es ist fast unbegreiflich, wie rasch in den unmittelbar folgenden Jahren sich die Verhältnisse und die Stimmungen geändert haben. Die äußere Einheit war fest gegründet und ist geblieben; die Einigkeit der Herzen aber ist bald verloren gegangen. Der Aufschwung war vielleicht zu überraschend gekommen, als daß er lange auf seiner Höhe sich hätte halten können. Die alte „Invidia" war nicht erloschen und machte wieder ihre Rechte geltend. Die bösen Leidenschaften, nur kurze Zeit von der hohen Begeisterung unterdrückt, wachten mit größerer Stärke wieder auf und der krasse Egoismus in seinen widerlichsten Erscheinungen sollte bald das öffentliche Leben beherrschen. Das hat sich erschreckend rasch entwickelt bis in unsere Zeit hinein; jetzt krankt und leidet das deutsche Volk unter dem Widerstreit der materiellen Interessen, wie sie von den verschiedenartigen, selbstsüchtigen Gruppen, in großem Stile vom Bunde der Landwirte, ohne Scham und Scheu ganz offen vertreten werden.

Im Reichstage mußte ernsthaft und fleißig in Gemeinschaft mit der Reichsregierung gearbeitet werden, um das stolze, aber innerlich noch ganz unfertige Gebäude sicher unter Dach und Fach zu bringen. Der Ausbau der Reichsverfassung, die Abgrenzung der Kompetenzen zwischen Reich und Bundesstaaten, die Feststellung des Reichshaushaltsetats, die Abänderungen des Zolltarifs, der Abschluß von Post-, Handels- und Schiffahrtsverträgen, die Entscheidung in den Fragen der Währung und des Münzsystems, das Militär-Strafgesetzbuch, die Regulierung der

Verhältnisse der Reichsbeamten und vieles andere — das waren die gewaltigen, zum Teil äußerst schwierigen Aufgaben, die nur nach eingehenden Beratungen mit Anstrengung der ganzen Kraft bewältigt werden konnten. Und ganz gewiß dürfen die Männer des Ersten Deutschen Reichstages für sich das rühmende Zeugnis in Anspruch nehmen, ihre schwere Pflicht in vollstem Maße erfüllt zu haben.

Der aufsteigende Kulturkampf warf seine Schatten voraus. Schon die Adreßdebatte entfachte ein Wetterleuchten, das auf nahen Sturm deutete. Aber erst die großen Debatten des Jahres 1872 über die gegen die Zulassung der Jesuiten gerichteten zahlreichen Petitionen und das demnächst vom Bundesrate vorgelegte Jesuitengesetz waren die wirklichen Vorläufer des Kulturkampfes, der bald darauf mit ungeahnter Heftigkeit entbrennen und später mit einer schmachvollen Niederlage der Staatsregierung und mit dem Siege des Ultramontanismus enden sollte, unter dessen drückender Herrschaft das arme deutsche Volk so viele Jahre schwer gelitten hat.

Bei Gelegenheit der Debatten über die Petitionen habe ich am 15. Mai 1872 meine große Jesuitenrede gehalten, die trotz aller maßlosen Schmähungen seitens der Gegner mir immer nur zum Ruhme angerechnet werden kann. Jedenfalls war sie der Ausdruck ehrlicher Überzeugung und entsprang der tiefen Entrüstung über die gemeingefährliche Wirksamkeit des Jesuiten-Ordens.

Die letzte Session des Ersten Deutschen Reichstages endete mit einem fröhlichen Schlußakkorde. Von der

Marineverwaltung war der Reichstag eingeladen worden, die junge deutsche Flotte zu besichtigen, um von ihrer kräftigen Entwickelung ein richtiges Bild zu gewinnen. Der größte Teil der Mitglieder des Reichstags und des Bundesrats folgten dieser freundlichen Einladung, die wohl wesentlich den Zweck verfolgte und auch erreichte, die Volksvertretung für die Bewilligung der damals schon in Aussicht genommenen höheren Geldforderungen zum weiteren Ausbau der Marine günstig zu stimmen. Ende Mai 1873 führte uns eines Morgens ein Extrazug zunächst bis Ülzen, wo ein von den vereinigten Eisenbahngesellschaften, deren Gebiet wir durchflogen, dargebotenes Champagnerfrühstück eingenommen wurde. Gegen Mittag traf der Zug in Bremen ein. In den Hallen des Bahnhofs wurden Reichstag und Bundesrat von den Vertretern der gastlichen Stadt feierlich begrüßt und zum Willkommen ein Trunk edelsten Rheinweines kredenzt. Sodann wurden alle in bereitstehenden Wagen in die für sie bestimmten Quartiere gebracht. Ich war der Gast eines durch Familienbeziehungen mir nahe stehenden jungen Ehepaares. In der am Osterdeich gelegenen Wohnung angekommen, wurde ich so freundlich aufgenommen, daß ich der Einladung der liebenswürdigen Wirtin zu einem opulenten Champagnerfrühstück trotz der vergangenen und künftigen Ereignisse dieses Tages keinen Widerstand entgegensetzen durfte. Nach einer Stunde bereits stand der Wagen vor der Tür, der mich und meinen Gastfreund zu dem von der Bürgerschaft Bremens in den Räumen der Börse veranstalteten großartigen Festmahle bringen sollte.

Das Fest verlief glänzend. Küche und Keller waren tadellos; die feinen Havannas, die neben jedem Gedecke lagen, waren von der Firma Upmann gewidmet. Nach

einer Spazierfahrt zum neu angelegten Stadtparke wurde noch der Ratskeller besucht, und dann — weiß ich nicht mehr, wo wir sonst noch gewesen sind. Gegen 12 Uhr wachte ich aus tiefem Schlummer auf in einem Kreise vieler Herren, die sich fleißig mit dem Champagner beschäftigten. Ich wurde nach Hause gefahren und traf dort die uns noch erwartende Herrin, der zu Liebe ich noch einen Imbiß nebst Champagner einzunehmen mich verpflichtet fühlte. Erst um 1 Uhr legte ich mich zur Ruhe. Bereits um $3^1/_2$ Uhr wurde angeklopft. Mit dem bereitstehenden Wagen erreichte ich den Eisenbahnzug, der die ganze Gesellschaft nach Bremerhaven brachte. Hier bestiegen wir als Gäste des „Norddeutschen Lloyd" den schönen, noch neuen Dampfer „Mosel", denselben Dampfer, an dessen Bord im zweitfolgenden Jahre jene furchtbare, von verbrecherischer Hand herbeigeführte Explosion stattfand, die so viele Menschenleben vernichtete.

Es war eine herrliche Fahrt in die hohe See hinaus. Unserem Schiffe folgte eine stattliche Reihe von stark besetzten Vergnügungsdampfern, die, wie unser Schiff, malerisch bewimpelt und mit Musikkapellen versehen waren. Der frische Wind gab die erwünschte Abkühlung. Kaum hatten wir das opulente Frühstück eingenommen, als wir auf hoher See die deutsche Flotte antrafen, die auf die von unserm Schiffe ausgehenden Kommandos höchst interessante Manöver zur Ausführung brachte. Noch schöner aber war der Augenblick, als uns der von Amerika mit vielen Deutschen zurückkehrende Lloyd-Dampfer „Rhein" begegnete, der in Southampton von unserer Fahrt gehört und deshalb eine eigene Musikkapelle aufgenommen hatte. Das Schiff lief in voller Parade, die Matrosen in den Rahen, unter den Klängen der „Wacht

am Rhein" und dem endlosen Jubel der ihren Reichstag zum ersten Male begrüßenden deutschen Männer an uns vorbei. Es war ein in der Tat großartiges, unvergeßliches Schauspiel!

Gegen 5 Uhr landeten wir in Wilhelmshaven, wurden auf das damals größte Kriegsschiff (es war „König Wilhelm") übergeführt und auf dem in einen prächtigen Laubwald verwandelten Verdeck als Gäste der deutschen Marine fürstlich bewirtet. Die liebenswürdigen Offiziere waren an die einzelnen Tische verteilt und machten die Honneurs. Am Abend fuhren wir nach Bremen zurück, wo ich von meinem freundlichen Wirte in Empfang und weitere Behandlung genommen wurde. Über das Weitere fehlt mir jede Erinnerung.

Am anderen Morgen nahm ich gerührten Abschied von meinen braven Gastgebern und setzte mich um 8 Uhr in den Eisenbahnzug, der mich nach Bielefeld zu führen hatte, wohin ich gerade als Kreisrichter versetzt war. Ich muß wohl nur wenig in der Nacht geschlafen haben; kaum hatte ich mich hingesetzt, als ich mich zur Seite neigte, um den versäumten Schlaf nachzuholen. Eben war der Zug im Fahren begriffen, als ich mir gegenüber die offenbar an die Mitreisenden, die sich wohl über den frühen Schlaf eines jungen Mannes wunderten, gerichteten Worte hörte: „Lassen Sie ihn ruhen, er hat viel geliebt, ihm muß viel vergeben werden." Es war die Stimme von Windthorst-Meppen, dem ich aus meinen müden Augen einen dankbaren Blick zuwarf, um dann weiter zu schlummern. In Nienburg stieg er aus, kaufte von dem dort erzeugten schmackhaften Gebäck und übergab es mir mit dem Wunsche, Frau und Kinder von ihm zu grüßen.

Bielefeld! Du wundervolle Stadt, du schöne Stätte meiner Freuden!

Erst einmal hatte ich die zwischen den Ausläufern des Osnings und den Ravensberger Bergen herrlich gelegene Stadt kennen gelernt. Es war im Sommer 1869, als der dortige Männergesangverein „Arion" sein zehnjähriges Stiftungsfest feierte und die Gelegenheit benutzte, dem aus langer Verbannung nach Deutschland zurückkehrenden, im nahen Detmold geborenen Dichter Ferdinand Freiligrath auf heimatlicher Erde den ersten festlichen Empfang zu bereiten. Als fortschrittlicher Abgeordneter vom Komitee eingeladen, nahm ich an den mit großem Geschicke veranstalteten Festlichkeiten teil, die in der Gesellschaft „Eintracht" und auf dem schönen Johannisberge in den weiten Räumen der Schützengesellschaft abgehalten wurden. Ich traf dort mit einer Anzahl bedeutender Persönlichkeiten, Politiker und Dichter, zusammen. In der Erinnerung geblieben sind mir besonders der rote Becker, der spätere Oberbürgermeister von Köln; der mit seiner gewaltigen Gestalt alle überragende, lebendige Hoffmann von Fallersleben, dessen dichterischem Talente wir unser Nationallied „Deutschland, Deutschland über alles" verdanken; der damals noch wenig bekannte Julius Wolff, der später berühmt gewordene Verfasser des „Rattenfänger", des „Tannhäuser" und vieler anderer mit Recht vom deutschen Volke gern gelesener Dichtungen; Emil Rittershaus, der liebenswürdige Dichter des „Westfalenliedes", mit dem ich in den folgenden Jahren vielfach in freundschaftliche Berührung gekommen bin, und Albert Träger, der joviale Sänger der Fortschrittspartei, den ich später im Parlamente als Fraktionsgenossen wieder begrüßen konnte.

Vor allem aber fesselte mein Interesse Freiligrath selbst, der unscheinbare knorrige Mann mit den treuen, blauen Augen, der mit seinem reichen, tiefen Dichtergemüt uns eine Reihe der schönsten Gedichte geschenkt hat, die, wie vor allem das innige: „O lieb, so lang du lieben kannst", zum unverlierbaren Schatze unserer Nationalliteratur gehören. Es ist von höchstem Reize und verdient hervorgehoben zu werden, daß derselbe Freiligrath, der in seiner jugendlichen Begeisterung jene von wilder Kraft strotzenden revolutionären Freiheitslieder gedichtet, in seinem Alter im französischen Kriege 1870 nicht allein seinen Sohn zu den deutschen Truppen zur Hilfeleistung schickte, sondern auch die herrlichen, packenden Kriegslieder gesungen hat, die mit den bekannten Kriegsliedern der ersten Freiheitskämpfe auf derselben dichterischen Höhe stehen.

Unvergeßlich sind mir zwei erhebende Momente geblieben. Bei der Nachmittagsfeier, bei der begeisternde Reden mit musikalischen Vorträgen wechselten, trug eine Sängerin — es war eine Crüwelli — mit vollendeter dramatischer Kunst in Löwes musikalischer Form „Der Blumen Rache" vor. Der neben mir sitzende Freiligrath war tief ergriffen; ich sah, wie der Gesang dem starken Manne die hellen Tränen entlockte. Und als am Abende auf dem großen Festkommers Freiligrath die Tribüne bestieg und seinen Dank verlesen wollte, versagte dem wenig redegewandten Manne vor Rührung die Stimme. Sein Freund Hoffmann von Fallersleben nahm ihm das Papier aus der Hand und verlas dann unter endlosem Jubel das von Freiligrath zu diesem Tage verfaßte herrliche Gedicht: „Das sind die alten Buchen wieder."

Mitte Juni 1873 traf ich mit Frau und drei Kindern in Bielefeld ein. Ich wandte mich, um über die mir unbekannten Verhältnisse und Personen orientiert zu werden, an einen politischen Gesinnungsgenossen, den Justizrat Forstmann. Er war in der Konfliktszeit als Kreisrichter Mitglied des Abgeordnetenhauses gewesen und hatte wegen seiner fortschrittlichen Betätigung schwere disziplinare Maßregelung erdulden müssen. Es war ein Mann von echtem Schrot und Korn, ohne Falsch und treu seiner Überzeugung, eine kraftvolle Natur mit rauher Außenseite, die indes ein weiches Gemüt verbarg. Mit ihm hat mich eine auf Geistesverwandtschaft beruhende, warme Freundschaft verbunden, die ungetrübt bis zu seinem vor einigen Jahren erfolgten Tode angehalten hat.

Dem hilfreichen Entgegenkommen des Ehepaares Forstmann hatten wir es zu verdanken, daß die mit einem Umzuge verbundenen Schwierigkeiten leicht überwunden und wir in allen Kreisen der Bürgerschaft mit größter Herzlichkeit aufgenommen wurden.

In Bielefeld habe ich die glücklichsten Jahre meines Lebens zugebracht. Die herrliche Gegend bietet mannigfache Gelegenheit zu schönen Spaziergängen und die leicht zu erreichenden Berge gewähren eine entzückende Aussicht, auf der einen Seite in die Senne und das Münsterland, und auf der anderen Seite in das gesegnete Ravensberger Land bis zum Hermannsdenkmal und zur Porta westfalica.

In der Stadt standen die Gewerbe in hoher Blüte, insbesondere die Leinenindustrie in ihren verschiedenen Vorbereitungsstadien. Die eigentliche Eisenindustrie war in Werden und in so rascher Entwickelung begriffen, daß sie bald einen gewaltigen Aufschwung nahm. In der

Bürgerschaft herrschte reger Fleiß und kräftiger, selbstbewußter Erwerbssinn, dabei aber auch in glücklicher Mischung ein wohltuender, aufopferungsfähiger Gemeinsinn und ein auf das Ideale gerichteter Geist, der in der Pflege des Schönen auf allen Gebieten der Kunst, besonders der Musik, sich betätigte und die Veranstaltung von Festen, die der Kunst und dem Frohsinn gewidmet waren, ermöglichte, wie ich sie in dieser Vollendung nirgends wiedergefunden habe. Man tat viel für den Schmuck der Gärten und der öffentlichen Anlagen; mit besonderer Vorliebe pflegte man die Kultur des Rotdorns und der Rosen. Mit allen Schichten der Bevölkerung kam ich in nächste Berührung. Ich trat bald an die Spitze der liberalen Parteien, die mit neubelebtem Mute in den politischen Kampf zogen und hocherfreut waren, unter meiner Führung endlich das ungern ertragene hochkonservative Joch abschütteln zu können. In den Zeiten der Wahlkämpfe wurde selbstverständlich heiß gestritten, wobei ich von meinen engeren Parteifreunden wirksam unterstützt wurde, auch manches vielleicht zu scharfe Wort gesprochen. Niemals ist dies auf meine persönliche Stellung von störendem Einfluß gewesen. Ich habe vielmehr in Bielefeld wie auch sonst überall mit meinen politischen Gegnern stets in guten Beziehungen gestanden und viele konservative Männer näher kennen und schätzen gelernt. Aber auch außerhalb der Wahlkämpfe war ich politisch vielfach tätig und beteiligte mich lebhaft an allen gemeinnützigen Unternehmungen. Ein besonderes Interesse brachte ich den Arbeiterbildungsvereinen in Bielefeld und Brackwede entgegen, deren Bestrebungen ich nach allen Richtungen, namentlich auch als gerne erbetener Festredner bei den Stiftungsfesten, zu fördern suchte.

Ich hielt Reden und — meine Frau sang. Da wir an allen, wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecken dienenden Vereinen lebhaften Anteil nahmen, so kann man sich denken, daß wir mannigfache wertvolle Anregungen empfingen, dafür aber auch durch persönliche Heranziehung stark in Anspruch genommen wurden.

In meiner richterlichen Stellung lernte ich viele vortreffliche Richter, Staatsanwälte und Rechtsanwälte kennen, mit denen und deren Familien wir in der Folge in sehr angenehmen Verkehr getreten sind. Gleich bei unserer Ankunft wurde der Juristen-Verein gegründet, der im Sommer in einem schönen Gartenlokale (Bückardt's Garten), im Winter in der Gesellschaft „Erholung" seine gemütlichen Zusammenkünfte abhielt. Diesem Vereine, der im Sommer an hervorragenden Punkten der Umgegend sein Stiftungsfest zu feiern pflegte, haben wir manche vergnügte Stunde zu verdanken. Mit großer Freude erinnere ich mich noch an die Ausflüge zur Porta, zum Hermannsdenkmal und zu den Externsteinen. Besondere Verdienste um den Verein erwarb sich das durch gesellige Talente ausgezeichnete Ehepaar Justizrat Friedländer.

Inzwischen war der „Kulturkampf" in voller Heftigkeit entbrannt.

Manche Anzeichen hatten auf den heraufziehenden Sturm vorbereitet: die Reichstagsdebatten über die Thronrede, über die Verfassung, über die Jesuiten, über den § 130a des Strafgesetzbuchs, die Verhandlungen im Abgeordnetenhause über das Schulwesen in der Provinz Hannover und endlich die Mitte 1871 erfolgte Aufhebung der katholischen Abteilung im Kultusministerium.

Der Beginn des eigentlichen Kampfes datiert von der Entlassung des bisherigen reaktionären Kultusministers von Mühler und der Ernennung seines Nachfolgers Falk im Januar 1872. Den Anfang bildeten die Debatten über das Schulaufsichtsgesetz. Im Januar 1873 legte Falk dem Abgeordnetenhaus die vier ersten kirchlich-politischen Gesetzentwürfe vor, aus denen die sogenannten Maigesetze hervorgingen. Sie betrafen das Recht zum Gebrauche kirchlicher Straf- und Zuchtmittel, die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, die kirchliche Disziplinargewalt und den Austritt aus der Kirche. Es folgten die „Deklaration der Verfassung", im folgenden Jahre das Zivilstandsgesetz und die neuen Kirchengesetze, welche die Anzeigepflicht bei Besetzung geistlicher Stellen und die Verwaltung erledigter katholischer Bistümer regeln sollten. Die anderen dem Kulturkampfe entsprungenen Gesetze waren das sogenannte Brotkorbgesetz, das Gesetz über die Orden und die ordensähnlichen Kongregationen der katholischen Kirche, das Gesetz über die Verwaltung des Vermögens in den katholischen Kirchengemeinden und die Aufhebung der Art. 15, 16 und 18 der Preußischen Verfassungsurkunde. Alle diese Gesetze fallen in das Jahr 1875.

Mit großer Lebhaftigkeit hatte ich mich in den ersten Jahren an dem Kulturkampfe beteiligt.

Schon lange war ich der katholischen Kirche innerlich entfremdet worden. Als ich mein volles Bewußtsein erlangt hatte und zum eigenen Denken reif geworden war, tauchten allmählich Bedenken in mir auf gegen die Richtigkeit ihrer Lehre. Ich habe sie mit aller Kraft zurück-

zudrängen gesucht, weil ich mich davor fürchtete, den mir lieb gewordenen Glauben meiner Kindheit, den Glauben meiner Familie und meiner Freunde verlieren zu müssen. Und dieser Glaube war so schön und genügte dem Bedürfnisse eines religiös empfindenden Herzens. Es war so leicht, die kirchlichen Vorschriften zu erfüllen und damit die Gewißheit der ewigen Seligkeit zu gewinnen. Die unvergleichlichen Schönheiten des katholischen Kultus nehmen den kindlichen Sinn gefangen und gewähren auch den tieferen Gefühlen volle Befriedigung. Es ist mir wahrlich nicht leicht geworden, dem alten Glauben zu entsagen; ich habe mich lange gesträubt und schwere Kämpfe zu bestehen gehabt, ehe ich mich zu voller Klarheit durchgerungen.

Die Zweifel mehrten sich und kehrten immer wieder; ich war nicht mehr imstande, sie zu überwinden. Eingehende theologische und philosophische Studien, Anregungen, die mir durch den Verkehr mit vorurteilsfreien Katholiken und Protestanten gegeben wurden, und eigene Lebenserfahrungen befestigten meine Überzeugung von der Unhaltbarkeit der kirchlichen Lehre und reiften endlich den Entschluß, gänzlich mit der katholischen Kirche zu brechen. Den Ausschlag gab schließlich der ungeheuerliche Syllabus Pius IX., der alles, was mir teuer und heilig war, mit dem Bannfluche belegte und jeden frei- und selbständig denkenden Mann geradezu zwingen mußte, die Glaubenssätze der Kirche einer gründlichen Prüfung zu unterziehen.

Mein Abfall vollzog sich zunächst nur innerlich und trat nach außen hin nicht auffallend in die Erscheinung. Ich suchte ängstlich jedes Ärgernis zu vermeiden und meinen Eltern den sonst unvermeidlichen Kummer zu ersparen. Man schien indes doch etwas zu ahnen und

beobachtete mit Mißtrauen mein Verhalten in Erfüllung der kirchlichen Pflichten.

Das änderte sich mit der Publikation des auf dem Vatikanischen Konzile 1870 beschlossenen Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit. Damit war die Verfassung der alten katholischen Kirche geändert und waren die von Pius 1854 verkündete „Unbefleckte Empfängnis" und die ganze im Syllabus enthaltene Lehre zu bindenden Glaubenssätzen erhoben. Der ganzen modernen Entwickelung, der Freiheit der Forschung und des Denkens und den gewaltigen Ergebnissen der unaufhaltsam fortschreitenden Wissenschaft war dadurch der Krieg und die Möglichkeit einer Aussöhnung als ausgeschlossen erklärt.

Jetzt war ein längeres Schwanken nicht mehr möglich. Ich erkannte die dem unfehlbaren Papste gehorchende Kirche nicht mehr als die katholische Kirche an, schloß mich den Altkatholiken an und gründete in Bielefeld in Gemeinschaft mit dem dortigen Gymnasiallehrer Wilbrand, einem ebenso tüchtigen wie tätigen Manne, die altkatholische Gemeinde. Zu einer Zurückhaltung hielt ich mich nicht mehr berechtigt und trat deshalb mit voller Kraft in den Kampf gegen die Zentrumspartei, in deren Bildung ich eine große Gefahr für unsere nationale Entwickelung erblickte.

In diesem Kampfe mag ich mich vielleicht zuweilen in der Wahl der Mittel vergriffen haben und auch wohl zu weit und zu schroff vorgegangen sein; ich will auch zugestehen, daß manches harte Wort besser ungesprochen geblieben wäre. Ich darf mir indes das übrigens auch von meinen Gegnern niemals bestrittene Zeugnis geben, daß ich stets nur aus den besten Motiven, nur aus Liebe zum Vaterlande, zur Freiheit und zur Wahrheit gesprochen

und gehandelt habe, und daß Überschreitungen der sonst von mir ebenfalls anerkannten Grenze nur auf die augenblickliche Erregung eines schwer gereizten Gemütes zurückzuführen waren. Während der ganzen Dauer des oft mit starker Erbitterung von beiden Seiten geführten Kampfes habe ich jedes Gefühl persönlichen Hasses von mir ferngehalten und niemals die Fühlung mit meinen katholischen Gegnern verloren; ich habe im Gegenteil fortwährend gerade mit Mitgliedern der Zentrumspartei in freundschaftlicher und vertrauter Weise verkehrt und auch bei ihnen das richtige Verständnis gefunden.

Meine aktive Teilnahme am Kulturkampfe wurde von vielen Seiten freudig begrüßt und an meine Person mit Rücksicht auf meine Kenntnis der Verhältnisse und meine mir oft schmeichelhaft bestätigte parlamentarische Gewandtheit die größten Erwartungen geknüpft. Ich habe sie nicht erfüllen können, weil ich mich gezwungen sah, nach dieser Richtung meine Tätigkeit einzustellen.

Mein Vater, der streng katholischen Anschauungen huldigte, war durch meinen Abfall von der Kirche schwer getroffen. In einem von treuer Vaterliebe zeugenden Briefe hat er mich auf den richtigen Weg zurückzuführen gesucht und, als dies nichts fruchtete, mein nach seiner Ansicht verderbliches Verhalten tief beklagt. Meine Mutter, die unter seinen Vorwürfen viel zu leiden hatte, war die einzige, die mich in Schutz nahm und einfach erklärte: „Mein Sohn Eduard kann kein schlechter Mensch sein". Sie war eine wahrhaft großherzige Frau, die dem Sohne die eigene Überzeugung nicht verschränken wollte. Mein Vater war indes, aufgehetzt von ultramontanen Freunden, in eine solch erbitterte Stimmung geraten, daß allmählich eine Entfremdung eintrat und schließlich jeder Verkehr

abgebrochen wurde. Dieser Zustand, der über ein Jahr dauerte, wurde mir unerträglich; ich habe unendlich hart darunter gelitten. Durch die Mutter wurde die Annäherung vermittelt; um den Preis der wiedergewonnenen Vaterliebe habe ich, ohne meine Überzeugung zu ändern, auf ein aktives Eintreten in der Öffentlichkeit für meine kirchlichen Ansichten verzichten müssen. Man mag dies tadeln können; aber auch jetzt noch glaube ich, daß der Preis des Opfers wert war und daß ich mein Verhalten vor meinem Gewissen rechtfertigen kann.

Ich muß es mir versagen, den weiteren Verlauf des Kulturkampfes zu schildern; er wird einst, wie ich hoffe, seinen Geschichtschreiber finden, der vorurteilsfrei diese höchst interessante Periode unserer politischen Entwickelung darzustellen versteht. Wie man auch darüber denken mag, jedenfalls ging damals ein frischer, geistig erhebender Zug durch die Nation; handelte es sich doch nicht um Zölle, Steuern oder sonstige wirtschaftliche Interessen, sondern um die höchsten idealen Güter. Es war in der Tat ein Kampf, des Schweißes der Edlen wert. Nur im Interesse der objektiven Wahrheit halte ich mich, den vielfach schon jetzt versuchten Entstellungen gegenüber, für verpflichtet, folgende nach meinem Wissen zutreffenden Punkte festzustellen.

1. Das Vorgehen der Reichs- und der Staatsregierung war an sich vollberechtigt. Es handelte sich darum, die bedrohte Staatsautorität sicherzustellen, ein Ziel, dessen Notwendigkeit wohl kaum zu beanstanden ist. Die katholische Kirche hatte durch das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes eine durchgreifende Änderung erlitten; es war nicht mehr dieselbe Kirche, auf welche sich die Verfassung,

die Gesetze und die mit ihr geschlossenen Verträge bezogen. Mit diesem Dogma hatten alle von den Päpsten ex cathedra früher erlassenen und künftig zu erlassenden Entscheidungen, insbesondere auch die dem Staate und seiner modernen Entwickelung feindlich entgegenstehenden Grundsätze des Syllabus für alle zu unbedingtem Gehorsam verpflichteten Katholiken verbindliche Kraft erhalten. Und um die Rechte dieser von einem unfehlbaren Ausländer geleiteten römischen Papstkirche zu verteidigen und zu vermehren und sie im Deutschen Reiche und im preußischen Staate zur Herrschaft zu bringen, hatte sich eine Partei gebildet, der, weil auf rein konfessioneller Grundlage stehend, in dem politischen Leben und Kampfe jede Existenzberechtigung absolut abgesprochen werden mußte.

Bismarck hatte vollständig Recht, wenn er es als eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen auf politischem Gebiete bezeichnete, daß sich eine konfessionelle Fraktion in einer politischen Versammlung bildete. Daß in den vielen hierüber sich entspinnenden Debatten die Zentrumsführer, vor allem Windthorst-Meppen, mit aller Entschiedenheit sich gegen diesen Vorwurf zu wehren suchten, ist ein beredter Beweis für die eminente Bedeutung, welche diese Frage auch in den Augen der maßgebenden Zentrumskreise hatte. Daß aber die Zentrumsredner den konfessionslosen Charakter ihrer Partei mit solcher Hartnäckigkeit zu behaupten und zu verteidigen wagen, obschon das Gegenteil für jeden nur einigermaßen urteilsfähigen, zum Zentrum nicht gehörigen Menschen klar erwiesen ist, das beweist den hohen Grad von Glaubensnaivetät, die sie bei der Masse des katholischen Volkes voraussetzen, dem sie, ohne zu erröten, solche märchenhafte Zumutungen stellen zu dürfen glauben. Es ist beinahe so töricht, als

die umgekehrte, stets wiederholte und stets durch die Tatsachen widerlegte Behauptung, daß die jährlichen Katholikentage lediglich harmlose Versammlungen der katholischen Glaubensgenossen seien und jedes politischen Charakters entbehrten.

Die Existenz der Zentrumspartei war und ist eine ständige Gefahr für den Staat und für den Frieden des deutschen Volkes.

2. Es muß zugegeben werden, daß einige Kirchengesetze für die Wahrung der Rechte des Staates nicht unbedingt erforderlich waren, und, soweit sie die eigentliche Seelsorge und den Kultus betrafen, vom katholischen Volke, namentlich in ihrer oft viel zu schroffen Durchführung durch die Verwaltungsinstanzen, als Verletzungen seiner religiösen Gefühle schmerzlich empfunden werden mußten.

Entschieden zurückgewiesen werden muß aber die auf ultramontaner Seite beliebte Darstellung, als ob der Kulturkampf eine „diokletianische" Verfolgung gewesen sei, in der die Katholiken die grausamsten Leiden zu erdulden gehabt hätten und unersetzliche Verwüstungen angerichtet worden seien. Das sind böswillige Übertreibungen. Gewiß mögen einzelne unter der Ausführung der Gesetze gelitten haben, und es sind einige Geld- und Gefängnisstrafen verhängt worden, die besser unterblieben wären. Allein im ganzen ist es doch immer erträglich gewesen, und wer sich zum passiven Widerstande, dessen prinzipielle Berechtigung ich ganz gewiß nicht bestreiten werde, verpflichtet hält, der muß auch mit stoischem Gleichmute die Folgen ertragen und nicht durch fortwährende Lamentationen seine mangelhafte Befähigung zum „Martyrium" dokumentieren.

Viel schlimmer ist der Terrorismus gewesen, den die Ultramontanen gegen die charakterfesten, ehrlichen Katho-

liken verübt haben, die es nicht mit ihrem Gewissen vereinigen konnten, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden und sich den nach ihrer Ansicht falschen neuen Glaubenssatzungen zu unterwerfen. Da ist keine Drohung, keine Maßregel, kein Zwang, überhaupt kein noch so verwerfliches Mittel, wenn es nur zum Ziele führen konnte, unversucht geblieben, um die Überzeugungstreue gewissenhafter Männer zu brechen. Viele blutige Wunden sind geschlagen, die lange geschmerzt haben und zum Teil noch jetzt nicht vernarbt sind. Aber die Männer, die so hart getroffen waren, haben keine laute Klage erhoben, sie haben schweigend gelitten und sich mit ihrem guten Gewissen getröstet. Ein kleines Beispiel möge genügen. Zu den eifrigsten Mitgliedern der altkatholischen Gemeinde Bielefelds gehörte ein junger Handwerksmeister, der mit seiner Frau, einer Holländerin, in glücklichster Ehe lebte. Eines Tages kam er zu mir und teilte mir mit, daß auf Einladung der Schwiegereltern seine Frau mit den beiden kleinen Kindern nach Holland gereist sei und ihm jetzt geschrieben habe, sie dürfe nicht zu ihm zurückkehren, bevor er nicht aus der altkatholischen Gemeinschaft ausgeschieden sei. Der Mann weinte bitterlich, als er hinzufügte, er sei nicht stark genug, Widerstand zu leisten, das Opfer, das er zu bringen habe, sei zu groß, er werde dem Zwange weichen, wenn er auch innerlich stets auf unserer Seite stehen werde.

3. Auf Pius IX. folgte auf dem päpstlichen Stuhle der kluge und friedliebende Leo XIII. Bismarck fühlte das Bedürfnis, den Kulturkampf abzubrechen und Frieden zu schließen, um die mächtig gewordene Zentrumspartei für seine inzwischen gänzlich geänderten wirtschaftlichen Anschauungen und Ziele zu gewinnen. Die eingeleiteten

Verhandlungen hatten Erfolg und führten zu gesetzlichen Regelungen, die an sich einen vollen Sieg des Zentrums bedeuteten. Aber auch von dieser Seite wurden Konzessionen gemacht und gesetzliche Anordnungen als bindend anerkannt, deren Befolgung früher, weil sie gegen die katholische Religion und deren Vorschriften gerichtet seien, als unmöglich bezeichnet worden war. So wurde insbesondere die bisher immer heftig bestrittene Anzeigepflicht gestattet. Windthorst-Meppen erklärte bei den betreffenden Debatten ausdrücklich namens seiner Partei, sie folge den Weisungen des Papstes, denn was man in Rom beschließe, müsse für das Zentrum in kirchlichen Dingen Richtschnur sein. Das ist eben der springende Punkt! Wo ist die entscheidende Instanz, die darüber zu befinden hat, was zu den „kirchlichen Dingen" und was zur staatlichen Ordnung gehört? Kein Staat kann, ohne die Grundlagen seiner Existenz zu gefährden, das Recht der Grenzbestimmung der staatlichen Kompetenz aufgeben und einer fremden Macht überlassen. Das ist unmöglich, deshalb kann ein Frieden zwischen dem Staate und dem Papsttume, welches unter dem Deckmantel der Religion die wichtigsten politischen Machtinteressen verfolgt, nicht von langer Dauer sein. Die Konflikte können nicht ausbleiben und müssen ausgefochten werden.

4. Das Ziel der Reichs- und Staatsregierung war, den durch seine Abhängigkeit von Rom gefährlichen politischen Katholizismus zu brechen; sie glaubte dies durch Gesetz und Polizei erreichen, im übrigen aber alles beim alten lassen zu können. Der Grundgedanke, der mich und die Mehrzahl meiner politischen Freunde veranlaßte, in den Kulturkampf tätig einzugreifen, ging weit darüber hinaus. Wir glaubten, die sich bietende Gelegenheit nicht unbenutzt

vorübergehen lassen zu dürfen, um eine der uns am meisten bewegenden liberalen Ideen, die völlige Trennung von Staat und Kirche, ihrer Verwirklichung näher zu bringen oder ihr doch wenigstens die Wege zu ebnen. Dieser Gedanke wurde immer, mit besonderer Schärfe von Virchow, als für unser Verhalten maßgebend betont. Die unselige Verquickung der staatlichen und kirchlichen Interessen, wie sie aus der historischen Entwickelung hervorgegangen und durch Verfassung und Gesetz festgelegt ist, das ist das Grundübel, an dem unsere weit darüber hinaus fortgeschrittene Zeit noch krankt. Die beiden Gewalten, die nebeneinander in den ihnen zukommenden Gebieten erfolgreich und wohltätig wirken könnten, stehen einander feindlich gegenüber, weil sie in der eifersüchtigen Wahrung und Vermehrung der gegenseitig verbürgten Rechte sich zu bekämpfen gezwungen sind. Dieser Zustand, bei dem sich in den wenig aufgeklärten und politisch noch nicht reifen Zeiten Staat und Kirche wohlbefunden haben mögen, wird auf die Dauer unerträglich. Er erniedrigt den Staat, indem er ihn zu unwürdigen Verhandlungen mit fremden Machthabern nötigt, und er bildet eine stete Gefahr für die Kirche, deren Machtbereich von staatlichen Einflüssen durchkreuzt wird und deren der staatlichen Anerkennung und des staatlichen Schutzes bedürfende Rechte von den wechselnden Anschauungen der Staatsregierung und der Majoritäten der Parlamente abhängig bleiben. Wir hofften, daß die Staatsregierung und die Zentrumspartei sich der Erkenntnis nicht verschließen würden, daß der Kulturkampf die schweren Opfer nicht lohne und nur durch Beseitigung des früheren unhaltbaren Verhältnisses zwischen Staat und Kirche beendigt werden könne. Hätte Bismarck diese Einsicht besessen und den Kultur-

kampf unter Ausschaltung der untauglichen Mittel mit Konsequenz fortgeführt, so würde voraussichtlich sehr bald der von uns gewünschte Erfolg eingetreten sein. Windthorst-Meppen hat mir später wiederholt versichert, der Kulturkampf habe kein Jahr mehr dauern dürfen, die Kraft der Zentrumspartei wäre dann erschöpft und sie gezwungen gewesen, entweder zu kapitulieren und die Bedingungen der Regierung anzunehmen, oder sich den Standpunkt der Fortschrittspartei anzueignen und die Forderung der Trennung von Staat und Kirche aufzustellen. Dies wird auch die Losung der Zukunft sein. Der Kulturkampf, der kommen wird und muß, kann nur das eine große Ziel verfolgen und erreichen: die freie Kirche im freien Staate!

5. Mit einer erfreulichen Feststellung will ich meine Bemerkungen über den Kulturkampf schließen, dessen eingehendere Darstellung ich aus begreiflichen Gründen mir versagen muß. Auch diejenigen, welche den Kulturkampf und die Art seiner Führung vollständig verwerfen, werden doch zugeben müssen, daß wir nur dem Kulturkampfe eine Reihe wertvoller Gesetze verdanken, die uns erhalten geblieben sind und nicht mehr entbehrt werden können. Ich rechne dazu von den eigentlichen Kampfgesetzen den Kanzelparagraph, das Gesetz über die Anzeigepflicht und das über die kirchliche Disziplinargewalt, vor allem aber die beiden Gesetze von allgemeiner Bedeutung, das Schulaufsichtsgesetz und das Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die bürgerliche Eheschließung.

An den sonstigen Arbeiten des Landtages habe ich mich eifrig und, wie ich wohl behaupten darf, nicht ohne

Erfolg beteiligt. Manche wichtigen Gesetze tragen die erkennbaren Spuren meiner Mitwirkung; auf meine Initiative sind viele Änderungen und Verbesserungen zurückzuführen. Meine Stellung als Abgeordneter habe ich nie zu eigenem Vorteil benutzt, obwohl dies sehr leicht gewesen wäre und mir wiederholt nahegelegt worden ist. Ich glaube mir selbst bezeugen zu dürfen, daß ich in dieser Beziehung das Vertrauen meiner Wähler nicht getäuscht habe.

Nur zwei parlamentarische Ereignisse sollen hervorgehoben werden, weil sie meine damalige Gesinnung zu kennzeichnen und durch ihren Inhalt auch jetzt noch allgemeines Interesse zu erwecken geeiget sind.

Bei der Beratung des Justizetats stellte ich — es war dies meine erste parlamentarische Betätigung von größerer Bedeutung — in der Sitzung vom 1. Dezember 1868 zu den Ausgaben für das Obertribunal den Antrag:

a) die Stellvertretung der Obertribunalsräte durch Richter, welche nicht etatsmäßige Mitglieder des Obertribunals sind, für unzulässig zu erklären;

b) demgemäß die für eine solche Vertretung geforderte Summe von 1000 Talern nicht zu bewilligen.

Der Antrag war veranlaßt durch die bereits erwähnten falschen, der Verfassung widersprechenden Urteile des Obertribunals, die nur durch die Zuziehung pflichtvergessener Hilfsrichter ermöglicht wurden. Er rief eine große, äußerst stürmische Debatte hervor und führte zu dem scharfen Konflikte, in den der Abgeordnete Twesten mit dem neuen Justizminister, dem aus Hannover übernommenen Leonhardt, geriet. Der Schluß meiner einleitenden Begründungsrede lautet nach dem stenographischen Berichte wörtlich wie folgt:

„Wir, meine politischen Freunde mit mir, sind allerdings der Ansicht, daß diese Garantie bei weitem nicht ausreicht, daß ganz andere Garantien, ganz andere Schutzmittel gegeben werden müssen, um die Unabhängigkeit des Richterstandes und des höchsten Gerichtshofes vor jeder Anfechtung sicher zu stellen; wir sind der Ansicht, daß nicht eher der volle Schutz richterlicher Integrität gegeben sein wird, als bis durch die Verfassung jedem Richter die Annahme aller Titel, welche nicht sein Amt bezeichnen, die Annahme aller Orden, Ehrenzeichen usw. bei Verlust seines Amtes untersagt sein wird —

(Lebhafte Zustimmung),

nicht eher, als bis auf die Besetzung des höchsten Gerichtshofes der Volksvertretung ein maßgebender, und zwar ein gleicher Einfluß wie der Krone eingeräumt sein wird.

(Bravo!)

Wenn wir auch der festen Überzeugung leben, daß bei geläutertem Rechtsgefühl und gestärktem Bewußtsein des Volkes sich auch diese Grundsätze im Laufe der Zeit erfüllen werden, so wissen wir doch, daß es noch lange Jahre währen wird, ehe Freiheit und Recht sich auch im vollen Besitze der Macht befinden werden, und bis dahin, meine Herren, ist es unsere heiligste Pflicht, jedes noch so schwache Bollwerk der Integrität des Richterstandes mit allen Kräften zu verteidigen.

(Lebhafter Beifall.)

Wenn nun schließlich, meine Herren, gesagt worden ist, daß die lange Praxis entgegenstände, so ist diese doch nach meiner Ansicht durchaus nicht imstande, einen ungesetzlichen Zustand zu sanktionieren. Haben wir einmal die Ungesetzlichkeit erkannt, so ist es die höchste Zeit,

ohne Rücksicht irgend welcher Art das verletzte Gesetz zu restituieren. Ich empfehle Ihnen deshalb dringend meinen Antrag zur Annahme und spreche die zuversichtliche Hoffnung aus, daß es in nicht ferner Zeit dem höchsten Gerichtshofe gelingen werde, sich den alten Ruhm wahrer Unabhängigkeit und das nur zu sehr erschütterte Vertrauen des Volkes wieder zu erwerben."

(Lebhaftes Bravo.)

Beide Anträge wurden vom Hause angenommen. Im Anschluß hieran muß ich des Kampfes gedenken, den ich acht Jahre später mit dem früheren Justizminister, Grafen zur Lippe, zu bestehen hatte.

Ein Gesetzentwurf, betreffend die Umzugskosten der Staatsbeamten, war bereits 1876 dem Landtage vorgelegt, indes nicht zur Verabschiedung gelangt, weil die Staatsregierung einige wichtige von mir eingebrachte und vom Abgeordnetenhause angenommene Amendements nicht für annehmbar erklärte. Der Gesetzentwurf wurde in der folgenden Session wiederum vorgelegt. Ich begründete in den ersten Beratungen dieselben Verbesserungen, insbesondere die Streichung des § 5, nach welchem die Vergütung der Umzugskosten nicht stattfinden sollte, wenn die Versetzung der Beamten lediglich auf ihren Antrag erfolgte. Diese Änderungen wurden auch in der zweiten und dritten Lesung wiederum angenommen. In dieser Fassung gelangte der Entwurf an das Herrenhaus, welches ihm im wesentlichen zustimmte und nur unbedeutende Änderungen vornahm, die demnächst die Zustimmung der Staatsregierung und des Abgeordnetenhauses fanden. Bei der Beratung im Herrenhause hatte nun der ihm als Kronsyndikus angehörende frühere Justizminister Graf zur Lippe sich folgende Bemerkung gestattet:

„Meine Herren! Wenn mir solche Momente gewissermaßen sentimentaler Natur vorgeführt werden, kann ich nicht umhin, mich daran zu erinnern, wie es den Leuten in einem Gasthofe ergeht, wo sie öfters verkehren: Gibt man reichlich Trinkgelder, so wird der Diensteifer der Kellner erhöht. Ich fürchte aber, wenn man so den Diensteifer der Richter erhöhen will, kommt man auf eine ganz falsche Bahn."

Er beklagte sich dann darüber, daß richterliche Beamte als Mitglieder der Fortschrittspartei gegen die Regierung agitieren und dann noch verlangen, daß ihre persönlichen Wünsche berücksichtigt werden, und daß der Staat zahlen solle, wenn sie auf ihren Antrag versetzt werden. Er fügte dann noch hinzu:

„Ich glaube, die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo sich das Bedürfnis, die Disziplin wieder straffer zu ziehen, recht lebendig fühlbar machen wird."

Es ist hierbei zu beachten, daß ich der einzige Richter war, der als Mitglied der Fortschrittspartei bei diesem Gesetze der Staatsregierung erfolgreiche Opposition gemacht hatte und daß ich als Richter bei meiner Versetzung nach Bielefeld keine Umzugskosten erhalten hatte.

In der Sitzung des Hauses der Abgeordneten vom 14. Februar 1877 erklärte ich mein Einverständnis mit den kleinen Änderungen des Herrenhauses und teilte dann den Wortlaut der vom Grafen zur Lippe gehaltenen Rede mit. Mit erhobener Stimme und starker Betonung erklärte ich sodann folgendes:

„Nun, meine Herren, ich glaube, ich kann vollständig auf jede Kritik dieser Äußerungen verzichten; ich kann es um so mehr, als der Mann, der diese Worte gesprochen, derselbe Mann ist, der lange Jahre hindurch die Ehre

gehabt hat, zum Unglück des Landes an der Spitze der preußischen Justizverwaltung zu stehen. Es ist derselbe preußische Justizminister — der einzige glücklicherweise seiner Art —, der den offenen Versuch gemacht hat, die Gerichte des Landes zu korrumpieren und das Recht den Interessen einer einseitigen Parteipolitik dienstbar zu machen. Es ist derselbe Mann, der infolge seiner unheilvollen Wirksamkeit mit Recht der allgemeinen Verachtung anheimgefallen ist."

Diese scharfe Zurückweisung der unerhörten, gegen den ganzen Richterstand gerichteten, Beleidigung wurde vom Präsidenten von Bennigsen gerügt und als nicht angemessen bezeichnet.

Einige Zeit darauf erschien bei mir ein Mitglied des Herrenhauses (v. Wedell), der mich im Auftrage des Grafen zur Lippe in höflicher Form ersuchte, die von mir gesprochenen Worte zurückzunehmen, und anzuerkennen, daß sie eine schwere, nicht motivierte Beleidigung enthielten. Da ich trotz wiederholter Versuche mich weigerte, auf das Ansinnen einzugehen, überbrachte er mir eine Forderung auf Pistolen. Ich war damals noch nicht, wie jetzt, von der absoluten Verderblichkeit des Duells überzeugt und nahm die Forderung an. Meinen Fraktionsfreund Virchow bat ich, die Rolle des Kartellträgers zu übernehmen. Zwischen ihm und dem gegnerischen Vertreter kam nun ein Vergleich dahin zustande, daß der Graf zur Lippe mir schriftlich erklären solle, daß ihm die Absicht einer Beleidigung des preußischen Richterstandes gänzlich ferngelegen habe und daß er diese Versicherung im Herrenhause wiederholen solle. Ich verpflichtete mich dagegen, über meine verletzenden Ausdrücke im Abgeordnetenhause mein Bedauern auszusprechen. So geschah es

auch, und damit war der nach manchen Richtungen hin interessante Konflikt, der ein bedenkliches Streiflicht wirft auf die Anschauungen gewisser Kreise über die Unabhängigkeit des Richterstandes, ohne Blutvergießen verlaufen. Ein Duell zwischen dem Grafen zur Lippe und mir wäre ein seltsames Schauspiel gewesen: er war infolge seiner Kurzsichtigkeit gänzlich schießunfähig geworden und ich hatte in meinem Leben noch keine Pistole in der Hand gehabt.

Meine parlamentarische Laufbahn sollte einen fröhlichen, für mich höchst bedeutungsvollen Abschluß finden.

Als infolge und auf Grund des Gerichtsverfassungsgesetzes und der anderen Reichsgesetze, welche die Gerichtsorganisation, die am 1. Oktober 1879 ins Leben treten sollte, vorbereitet hatten, die Feststellung der Bezirke der Landgerichte notwendig wurde, die der gesetzlichen Regelung der Einzelstaaten überlassen war, wurde ein Landgericht in Aussicht genommen, welches die Kreise Minden, Lübbecke, Herford, Bielefeld, Halle i. W. und Wiedenbrück umfaßte. Die Stadt Bielefeld glaubte als die weitaus bedeutendste Handels- und Industriestadt des Bezirks begründeten Anspruch darauf zu haben, zum Sitze des künftigen Landgerichts ausersehen zu werden. Als Konkurrenten kamen die Städte Herford und Minden in Betracht. Die Bürgerschaft Bielefelds war im höchsten Grade unangenehm überrascht, als bei Beginn der Landtagssession von 1877 auf 1878 die Staatsregierung einen Gesetzentwurf, betreffend die Errichtung der Oberlandesgerichte und der Landgerichte, vorlegte, in welchem Minden als Sitz des Landgerichts vorgeschlagen wurde. Die an

sich natürliche Erregung wurde noch durch verschiedene Umstände, insbesondere durch verletzende, höhnische Zeitungsartikel, aufs äußerste gesteigert. Die Staatsregierung hatte ihren Vorschlag sehr geschickt zu motivieren gesucht. Minden war Sitz einer bedeutenden Regierung und Garnison; außerdem glaubte das Ministerium, der Stadt Minden für die Opfer, welche sie infolge der Entfestigung bei Übernahme des Festungsgebietes zu bringen hatte, ein Äquivalent bieten zu müssen. Der Minister des Innern, der Kriegsminister und der Finanzminister waren deshalb mit großer Wärme für Minden eingetreten und hatten einen dahingehenden einstimmigen Beschluß des Staatsministeriums herbeigeführt.

Als ich in Berlin angekommen war, suchte ich mich darüber zu vergewissern, ob eine Änderung des Regierungsvorschlages überhaupt im Bereiche der Möglichkeit liege. Von allen Seiten, namentlich auch im Justizministerium, wurde mir geraten, auf jeden Versuch in dieser Beziehung zu verzichten, weil er als absolut aussichtslos anzusehen sei. Trotzdem hielt ich mich als Bürger der Stadt Bielefeld und als deren parlamentarischer Vertreter verpflichtet, den anscheinend vergeblichen Kampf aufzunehmen. Ich habe nun mit Aufbietung aller meiner Kräfte und unter Anwendung aller denkbaren Mittel, ich darf wohl sagen, Tag und Nacht gearbeitet, um das heiß ersehnte Ziel zu erreichen und dem nach meiner Ansicht schwer verletzten Rechte zum Siege zu verhelfen. Mir stand nicht allein der feste Entschluß der Staatsregierung entgegen; nicht minder schwer war der Widerstand, der im Abgeordnetenhause zu überwinden war, weil die beiden Vertreter für Minden-Lübbecke der damals noch allmächtigen nationalliberalen Partei angehörten. Auch die zur Vorberatung

vom Hause eingesetzte Kommission hatte sich für Minden entschieden. Trotz alledem wurde mir die große Freude zuteil, meine Anstrengungen mit Erfolg gekrönt zu sehen. In der entscheidenden Plenarsitzung wurde das von mir gestellte Amendement, Bielefeld an Stelle von Minden zum Sitze des Landgerichts zu bestimmen, mit kleiner Majorität angenommen. Mit den vom Abgeordnetenhause getroffenen Änderungen gelangte der Gesetzentwurf nunmehr an das Herrenhaus, in dem Bielefeld nicht, wohl aber Minden durch den tüchtigen und in der Agitation für seine Stadt unermüdlichen Oberbürgermeister Brüning vertreten war. Da die Staatsregierung erklärte, auf ihrem Standpunkte beharren zu müssen, so war es selbstverständlich, daß ohne Widerspruch in dem Herrenhause der ursprüngliche Entwurf wiederhergestellt wurde.

Meine Sache schien verloren; die Gegner frohlockten. Der Entwurf ging jetzt zur nochmaligen Beratung an das Abgeordnetenhaus zurück. An einen Erfolg weiterer Bemühungen war nicht zu denken; außer mir interessierte sich kein Mitglied für Bielefeld und die ganze nationalliberale Fraktion hatte sich verbindlich gemacht, für Minden einzutreten. Da habe ich die ganze mir noch verbliebene Kraft zusammengefaßt und den letzten verzweifelten Versuch gewagt. Und das Unglaubliche wurde Ereignis! Was niemand für möglich gehalten, geschah; die Majorität des Abgeordnetenhauses trat zum zweitenmale dem von mir zu Gunsten Bielefelds gestellten Antrage bei.

Jetzt war noch eine Klippe zu überwinden. Der Entwurf mußte nochmals dem Herrenhause zur Beratung und Abstimmung überwiesen werden. Die Staatsregierung erklärte indes, den zweimaligen Beschluß des Abgeordnetenhauses respektieren zu wollen, und bewog dadurch das

Herrenhaus, nunmehr ebenfalls seine Zustimmung zu erteilen. In dem stolzen und seligen Bewußtsein, für eine gerechte Sache gekämpft und einen glänzenden Sieg errungen zu haben, konnte ich dem Oberbürgermeister Huber die Depesche senden: „Bielefeld hat das Landgericht!", die von der Bürgerschaft selbstverständlich mit größter Begeisterung aufgenommen wurde. In den Kreisen der Abgeordneten wurde die Sache viel besprochen und das Ergebnis als ein geradezu unerhörtes Beispiel erfolgreicher parlamentarischer Tätigkeit laut gepriesen.

Meine Kräfte waren fast erschöpft; ich bedurfte dringend der Ruhe. Meine Frau, die schwer unter meiner Abwesenheit gelitten, hatte mir am 25. Januar meinen jüngsten Sohn geschenkt. Ich hatte diesem glücklichen Ereignisse nur kurze Zeit widmen können und war schon am Tage der Geburt nach Berlin zurückgereist, um nichts zu versäumen und bei den nahe bevorstehenden maßgebenden Entscheidungen der parlamentarischen Körperschaften auf dem Platze zu sein. Als daher nach einigen Tagen der Landtag geschlossen wurde, bat ich meine Frau, die ihr gemeldete Stunde meiner Ankunft ganz geheim zu halten, weil ich jeder mich unnötig aufregenden Ovation aus dem Wege gehen wollte. Ich hatte indes die Rechnung ohne meinen Freund Berger (Witten) gemacht, der mit mehreren anderen Abgeordneten in demselben Abteil zur westlichen Heimat fuhr. Er hatte in Berlin, als er mich erblickte, an den Stadtverordnetenvorsteher, Justizrat Forstmann, seinen früheren Fraktionsgenossen, telegraphiert, daß ich um 6 Uhr in Bielefeld eintreffen würde. Kurz nach Herford bemerkte ich bei meinen Reisegenossen eine eigentümliche Unruhe, deren Grund mir erst klar wurde, als der Zug in den Bielefelder Bahnhof einlief. Vom

Oberbürgermeister und sämtlichen Mitgliedern des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung wurde ich feierlich in Empfang genommen, von einer zahllosen Menschenmenge mit stürmischem Jubel begrüßt und in festlichem Zuge unter dem Donner der auf dem Johannisberge aufgestellten Geschütze zu meiner Wohnung geleitet. Meine beiden ältesten Töchterchen, Mathilde und Maria, die von der Mutter zum Bahnhof geschickt waren, um mich abzuholen, wurden durch mitleidige Leute aus dem bedrohlichen Gedränge gerettet und kamen laut weinend zurück: Sie hatten den Vater nicht gesehen.

Die Dankbarkeit der Bielefelder Bürgerschaft kannte keine Grenzen, überschwänglich wurde ich gefeiert und weit über mein Verdienst hinaus mit Ehren überschüttet. Einige Tage nach meiner Rückkehr wurde ich an einem herrlichen Winterabende durch einen imposanten Fackelzug überrascht; von den vereinigten Männergesangvereinen wurden stimmungsvolle Lieder vorgetragen, und als das ergreifende Lied „Das Deutsche Herz" verklungen war, wollte der mächtig durch die Luft brausende Jubel schier kein Ende nehmen. Durch einstimmigen Beschluß des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung wurde ich zum Ehrenbürger der Stadt Bielefeld ernannt *).

*) Der Ehrenbürgerbrief, in äußerer Ausstattung ein Meisterwerk lithographischer Kunst, ist so originell abgefaßt und von solch' köstlichem Humor durchtränkt, daß auch künftige Geschlechter sich daran erfreuen werden. Aus jeder Zeile leuchtet der helle Jubel hervor, den die Bürgerschaft darüber empfand, daß sie ihrem jungen Mitbürger durch Verleihung der höchsten, ihr zur Verfügung stehenden, sonst nur dem hohen Alter vorbehaltenen Auszeichnung ihren Dank aussprechen konnte. Der Brief lautet wörtlich: „Wir, Magistrat und Stadtverordnete, als Vorsteher

In dem großen Saale der Eintracht wurde ein glänzendes Fest gefeiert, an welchem sich alle Kreise der Bürgerschaft ohne Unterschied der Partei lebhaft beteiligten.

---

und Vertreter der Stadt Bielefeld urkunden, bezeugen und bekennen für uns und unsere Nachkommen, auch für gesamte Bürgerschaft hiermit öffentlich in diesem Briefe, daß wir um der großen Treue und Fürsorglichkeit willen, so unser vielbelobter Mitbürger, Herr Kreisgerichtsrath Eduard Windthorst an der Wohlfahrt und dem Gedeihen unserer Stadt gezeiget, insonderheit um des höchst löblichen Eifers und der festen Beharrlichkeit willen, so derselbige in einer für gemeines Wesen und die Justizpflege hochwichtigen Angelegenheit erwiesen, also, daß er sie nach langem und schwerem Streiten und vielfältigen disputationibus zu einem glücklichen und hocherfreulichen Ende geführt, den Haupt-Sitz der Jurisdiktion in unserer Grafschaft Ravensberg und dem weiland Fürstentum Minden unserer Stadt zugewendet und sicher gestellet, demzufolge sich den Dank und das Wohlgeneigen der ganzen Bürgerschaft treulich verdienet und derselbe als ein Muster und Vorbild selbstloser Hingebung an die Förderung des gemeinen Nutzens für alle Zeit hingestellet und markiret werden mag —, so haben wir nach reiflicher Berathung und Ueberlegung einmüthig den Beschluß gefasset und verlautbaret —, wohlgemeldetem Herrn Kreisgerichtsrath Windthorst, als welcher in den Geschäften des von Staatswegen verordneten hohen Parlamentes den Zunahmen Bielefeld bereits in Ehren führet, in Gemäßheit des § 6 al: 2 der Städte-Ordnung vom 19. März 1856 und auf Grund des angehefteten Gemeindebeschlusses vom heutigen Tage das Ehrenbürgerrecht der Stadt BJEŁŁEFEŁD dergestalt zu ertheilen, daß derselbe aller mit dieser höchsten städtischen Ehrenverleihung verbundenen Rechte und Prärogative theilhaftig werden und sich wohl erfreuen möge.

Dessen zu Urkund haben wir diesen Brief ausfertigen lassen, durch unsere Unterschrift bekräftigt und mit dem Insiegel unserer Stadt wohl versehen.

So geschehen

Bielefeld, den 9. Februar 1878.

Der Magistrat. Die Stadtverordneten."

Es nahm einen würdigen, weihevollen Verlauf; ein prachtvoller Ehrenpokal wurde mir überreicht und auf der Bühne stand ein Transparentbild, in dem die Freudestimmung ihren treffendsten Ausdruck fand.

Es war das Wappen Bielefelds, ein reichgeschmücktes, offenes Städtetor; in der Mitte prangten die Worte:

„Die offene Pforte ruft: Herein!
Du sollst jetzt ganz der Unsere sein!
Dem Mehrer unserer Stadt zum Lohne
Die Bürgerkrone!"

Man hatte die Absicht gehabt, meine und meiner Familie Zukunft durch ein wertvolles Ehrengeschenk sicherzustellen. Als ich davon erfuhr, ließ ich sofort durch meine Erklärung, ein derartiges Geschenk niemals annehmen zu können, die bereits begonnenen Sammlungen einstellen. Der schon gezeichnete erhebliche Betrag wurde auf meine Bitte zu einer mit meinem Namen verbundenen Stiftung verwendet, deren Einkünfte zur Unterstützung würdiger Abiturienten des Bielefelder Gymnasiums zu dienen bestimmt sind. Nach mehreren Jahren wurde auch eine neue Straße nach mir benannt.

Im nächsten Jahre war die Legislaturperiode abgelaufen. Die Zeit der Reaktion war wieder gekommen, der ideale Aufschwung war verflogen, an seine Stelle trat eine vom nackteſten Egoismus geleitete Interessenpolitik. Ich wurde nicht wiedergewählt und war darüber innerlich sehr erfreut; ich lehnte deshalb auch die Wahl in einem anderen mir angebotenen sicheren Wahlkreise definitiv ab. Ich sehnte mich darnach, endlich wieder zur Ruhe zu kommen, meines häuslichen Glückes mich erfreuen und

meine infolge der parlamentarischen Tätigkeit arg vernachlässigten Studien wieder aufnehmen zu können.

Fünf äußerst glückliche Jahre habe ich dann noch in dem schönen Bielefeld verlebt. Ich bezog die wegen Wegzuges der bisherigen Besitzer mir zur Verfügung gestellte, den damaligen Neumarkt abschließende Krönigsche Besitzung. Sie lag in einem großen, herrlichen, mit vielen alten, schattigen Bäumen, Platanen, Edelulmen, Rotbuchen, Weiß- und Rotdorn besetzten Parke, in dem meine fünf Kinder sich nach Herzenslust herumtummeln konnten. Über unserer Häuslichkeit lag ein Hauch von Märchenpoesie; wie in einem Zauberschlosse konnten wir uns sorglos dem vollen Genusse unseres Glückes hingeben.

Meine amtliche Beschäftigung gewährte mir volle Befriedigung. Bei der am 1. Oktober 1879 durchgeführten Gerichtsorganisation war ich zum Vorsitzenden der neugebildeten Kammer für Handelssachen ernannt und hatte damit eine ganz selbständige Stellung erlangt. Vom Präsidenten des Oberlandesgerichts zu Hamm wurde ich wiederholt zum Schwurgerichtsvorsitzenden bestimmt; ich habe infolgedessen in vielen Schwurgerichtssitzungen den Vorsitz geführt. Diese Tätigkeit erregte mein größtes Interesse und gab mir außerdem willkommene Gelegenheit, Land und Leute meiner Heimatprovinz näher kennen zu lernen.

Die Mitglieder des Landgerichts, der Staatsanwaltschaft und die Rechtsanwälte waren durchweg liebe Kollegen, mit denen und deren Familien wir in angenehmem gesellschaftlichem Verkehr standen. Gern erinnere ich mich des Präsidenten Loewenstein und seiner Familie, mit denen wir nahe, freundschaftliche Beziehungen unterhielten.

Meine freie Zeit widmete ich literarischen Studien

und der Erholung. Zu erquickenden Spaziergängen mit der Familie oder mit Freunden bot die herrliche Umgebung Bielefelds mannigfache Gelegenheit; im Frühjahr wurde regelmäßig über den Kamm des Gebirges eine größere Tour nach Halle zum Zwecke eines solennen Spargelessens unternommen. Abends besuchte ich am Samstag die „Ressource", an den anderen Tagen regelmäßig die „Eintracht", in deren gemütlichen Räumen man in Gesellschaft lieber Freunde bei einem Glase reinen Weines sich anregender Unterhaltung erfreuen und des Lebens Sorge vergessen konnte. Die breite Veranda und die wöchentlichen Gartenkonzerte trugen im Sommer wesentlich zur Erhöhung des geselligen Vergnügens bei. Für musikalische Genüsse war überhaupt ausgiebig gesorgt, wie denn auch die ganze Bürgerschaft, ich möchte sagen, auf einen musikalischen Ton gestimmt war. Der Musikverein veranstaltete unter verständnisvoller Direktion seine Konzerte, in denen auch die großen klassischen Meisterwerke zu glänzender Aufführung gelangten. Der vortrefflich geschulte und geleitete „Arion" gab seinen Gönnern oft Gelegenheit, seine tadellosen Gesangsvorträge zu bewundern; auf mein dafür sehr empfängliches Gemüt haben sie eine mächtige Wirkung ausgeübt.

Meine in der Tat beispiellose Popularität*) war es

*) Einen geradezu klassischen Beleg hierfür bietet folgende niedliche Geschichte. Als ich eines Nachmittags meinen gewohnten Spaziergang zum Johannisberge hinauf antrat, begegnete mir auf dem Neumarkte ein Fremder, der darüber erstaunt zu sein schien, daß ich, obwohl ich doch noch so jugendlich und nicht wie ein Geistlicher aussah, von jedermann ehrerbietig gegrüßt wurde. Er wandte sich deshalb an einen der beiden dort die Straße kehrenden Stadtwerker. Nachdem er die Auskunft erteilt, fragte

wohl gewesen, die das Ehepaar Hinzpeter veranlaßte, mit uns eine nähere Verbindung anzuknüpfen. Am kronprinzlichen Hofe hatten sie sich kennen gelernt. Er war Erzieher der Prinzen Wilhelm und Heinrich, und sie, eine geborene Darcourt, die Gouvernante einiger Prinzessinnen gewesen. Nach ihrer Pensionierung hatten sie geheiratet und in Bielefeld, der Vaterstadt Hinzpeters, ihren Wohnsitz genommen. Wir haben einen lebhaften Verkehr unterhalten und manche Abende unter Ausschluß anderer Gäste in vertraulicher Unterhaltung verlebt. Sie war eine hochgebildete, feinfühlende Dame, die nur an dem einen Fehler litt, kein Wort deutsch zu sprechen. Die Konversation litt indes dadurch nur wenig; sie wurde hauptsächlich mit ihr von meiner der französischen Sprache mächtigen Frau geführt. Hinzpeter war ein strenger, fast herber Charakter, bei dem der kalte Verstand weit stärker ausgebildet war als das Gemüt. Er kannte nur das Gebot der Pflicht und der Arbeit und war infolgedessen von einer fast abschreckenden Nüchternheit. Nur als Hofmeister und Prinzenerzieher tätig, hatte er die Verbindung mit dem Volke und dem immer stärker und rascher pulsierenden Leben der Gegenwart vollständig verloren. Was mir am besten an ihm gefiel, war seine freie Weltanschauung, die allmählich eine ziemlich stark ausgeprägte sozialistische Färbung angenommen hatte, und die Vorurteilslosigkeit, mit der er die Personen und Zustände in den sogenannten höheren Regionen zu besprechen pflegte.

---

der andere Stadtwerker, was der Herr gewollt habe und erhielt die Antwort: „Der dumme Kerl, wuß nich mol, dat dat uſe Kreisrichter war!“ Diese Bezeichnung war aus den früheren Jahren haften geblieben.

Seine verantwortliche Aufgabe in der Erziehung der beiden Prinzen, insbesondere des späteren deutschen Kaisers, hat er äußerst ernst und gewissenhaft genommen. Den Prinzen Wilhelm, von dem damals niemand annehmen konnte, daß er in so kurzer Zeit den deutschen Kaiserthron besteigen werde, schilderte er mit den Worten: „An dem wird dereinst die Welt ihr blaues Wunder erleben, er ist ein gut angelegter und edeldenkender Mensch, hat aber einen unbeugsamen Willen, der vor nichts zurückschreckt, das durchzusetzen, was er einmal als richtig erkannt hat."

Ich glaube diese Äußerung ohne Verletzung der Diskretion wiedergeben zu dürfen; sie beweist nur den Scharfsinn des Lehrers in der Diagnose seines Zöglings und tritt der Ehre des letzteren nicht zu nahe.

Unsere Unterhaltung bezog sich wesentlich auf das politische Gebiet. Hinzpeter erklärte mir, daß er das dringende Interesse habe, sich über die öffentliche Volksstimmung und den voraussichtlichen Gang der politischen Entwickelung zu informieren. Er bat mich um die Erlaubnis, meine Mitteilungen weiter, namentlich dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm gegenüber, in geeigneter Weise verwenden zu dürfen. Ich war damit einverstanden, erklärte ihm aber, daß ich ein Feind jeder Heuchelei sei und ihm daher auf seine Fragen ganz offen und ungeschminkt die Wahrheit auch auf die Gefahr hin sagen würde, daß sie bei ihm oder an anderer Stelle unangenehm berühren oder gar Anstoß erregen könne. Hinzpeter blieb in regem Verkehr mit dem kronprinzlichen Hofe und wurde zu allen, namentlich den intimen Familienfesten, regelmäßig eingeladen. Er muß von meiner Erlaubnis wohl

einen recht ausgiebigen Gebrauch gemacht haben; ich sollte das bald erfahren *).

Im Sommer 1883 kam Kronprinz Friedrich Wilhelm nach Bielefeld, um der Einweihung einer in den Anlagen des Pastors von Bodelschwingh, seines Jugendgespielen, errichteten Kirche beizuwohnen. Jeder offizielle Empfang war verbeten, nur war die Darbietung eines Ehrentrunkes seitens der Stadt und die Vorstellung der Spitzen der Behörden gestattet worden. Beides fand auf dem Hofe der Sparrenburg statt, auf dem jetzt das Denkmal des großen Kurfürsten steht. Nach der unter strömendem Regen im Freien abgehaltenen kirchlichen Feier kam der ganz durchnäßte Kronprinz, nur von einem Adjutanten begleitet, mit den beteiligten Geistlichen aller Grade auf den Schloßplatz, wurde in üblicher Weise von einem mit einem Blumenstrauß bewaffneten hübschen jungen Mädchen und dem Oberbürgermeister begrüßt und nahm mit sichtlichem Behagen den ihm wohltuenden Ehrentrunk entgegen. Er schritt sodann die in Kompagniefront aufgestellte Reihe der Spitzen der Verwaltungs-, Justiz- und Militärbehörden ab und wechselte mit jedem einige freundliche Worte. Um dem Bilde einen farbenprächtigen Anstrich zu geben, war eine Anzahl von Damen und Herren der Stadt zum Zuschauen zugelassen worden, die an der entgegengesetzten Seite einen Halbkreis bildeten. Ich hatte meine Frau und meine beiden ältesten Töchter, die sich sehr darüber freuten, den vielgerühmten Kronprinzen sehen zu

*) Nach meiner Uebersiedelung von Bielefeld nach Hamm (1884) bin ich nur noch bei vereinzelten Gelegenheiten mit Hinzpeter in persönliche Berührung gekommen. Er hat sich dann andern Kreisen mit abweichenden Anschauungen angeschlossen und ist deren Einfluß mehr als wünschenswert zugänglich geworden.

dürfen, heraufbegleitet. Ich war in einem gewöhnlichen hellen Sommeranzuge und hielt mich, um nicht gesehen zu werden, ganz im Hintergrunde. Der Kronprinz war noch nicht am Ende der in großer Gala erschienenen Spitzenschar angelangt, als ich bemerkte, daß Hinzpeter, der den Kronprinzen bisher immer begleitet hatte, durch den großen Halbkreis auf meine erschreckte Frau zueilte und nach mir fragte. Er bat mich dann, zum Kronprinzen zu kommen, der den dringenden Wunsch ausgesprochen habe, mich persönlich kennen zu lernen. Trotz meines Widerstrebens mußte ich folgen und ging unter dem maßlosen Erstaunen der besternten und bebänderten Herren auf den Kronprinzen zu, der einige Schritte vortrat, mir die Hand reichte, und mich mit der ihm eigenen gewinnenden Liebenswürdigkeit begrüßte. Er habe meine frühere parlamentarische Wirksamkeit mit großem Interesse verfolgt und soviel Gutes über mich gehört, daß er sich freue, meine Bekanntschaft machen zu können. Die Zeiten seien jetzt trübe, und er verstehe es wohl, daß ich die Lust an der politischen Arbeit vorläufig verloren habe. Aber „die Zeiten werden sich ändern und dann, wenn Sie wieder nach Berlin kommen, wird hoffentlich Ihr erster Besuch mir gelten." Ich dankte ihm und lenkte das mir peinliche Gespräch ab, indem ich ihn auf die Schönheiten des durch die grade das Gewölk durchbrechenden Strahlen der Sonne hell erleuchteten Ravensberger Landes aufmerksam machte. Unsere Unterhaltung dauerte länger als die ganze übrige Vorstellung. Als ich mich verabschiedete, drückte mir der Kronprinz mit großer Wärme die Hand. Die Vertreter der weltlichen und geistlichen Autorität fanden es unbegreiflich, daß ein Hohenzoller, der künftige Deutsche Kaiser, sich herbeilassen konnte, mit

einem solchen Demokraten so viele freundliche Worte zu wechseln. Das faßt kein Bedientenherz! Das Volk aber war anderer Meinung und jubelte um so stürmischer dem Prinzen zu, der in so demonstrativer Weise seinen erklärten Liebling ausgezeichnet hatte. Seit dieser Zeit war allgemein der Glaube verbreitet, daß ich in der künftigen Regierung des Thronfolgers zu einflußreicher Stellung berufen sei, was mir übrigens später von maßgebender Seite bestätigt wurde.

Der arme Kronprinz! Schon nach zwei Jahren wurde er von jener tödlichen Krankheit erfaßt, der er am 15. Juni 1888 nach schrecklichem, mit heldenhafter Geduld ertragenem Leiden erliegen sollte. In seiner schönen Männlichkeit war er eine der anziehendsten Erscheinungen, welche die deutsche Fürstengeschichte kennt. Den Reaktionären und den Ultramontanen war er in gleichem Grade als aufgeklärter und liberalen Grundsätzen huldigender Mann höchst verdächtig; in den anderen Kreisen wurden auf ihn und seine Regierung die größten Hoffnungen gesetzt. Seine großherzige Gesinnung kam zum prägnanten Ausdruck in den goldenen Worten, die er am 20. Januar 1889 bei der Einweihung eines neuen Logengebäudes in Berlin sprach:

„Die Zeit, in der wir leben, verlangt Licht und Aufklärung. Wir dürfen an dem Herkömmlichen, selbst wenn es uns teuer und wert geworden, nicht darum festhalten, weil wir es als Überlieferung empfangen haben, weil wir uns in dasselbe wie in eine Gewohnheit nun einmal eingelebt haben. Auch bei uns heißt es: Nicht Stillstand, sondern Fortschritt."

Alle Hoffnungen wurden durch ein furchtbares Verhängnis grausam zerstört. Er war dem sicheren Tode

geweiht, als er den deutschen Kaiserthron bestieg; nur drei qualvolle Monate waren ihm noch beschieden. Aber in den Herzen des dankbaren deutschen Volkes wird er fortleben bis in die fernste Zeit.

„Oh, what a noble mind is here o'erthrown."

Inzwischen war die Zeit herangerückt, in der sich mein Geschick erfüllen sollte.

Während der Session 1878/1879 hatte die Justizverwaltung die richterlichen und sonstigen Justizbeamten aufgefordert, für die durch die bevorstehende Justizorganisation notwendig werdende Besetzung der neuen Stellen ihre Wünsche zu äußern, die nach Möglichkeit berücksichtigt werden sollten. Ich war der einzige Richter, der keinen Wunsch geäußert hatte. Dem Justizminister schien diese meine Zurückhaltung sehr unangenehm zu sein. Bei meiner damaligen einflußreichen Stellung im Parlamente mochte er sich nicht dem Verdachte aussetzen, etwa aus politischen Gründen die mir gebührende Rücksicht verletzt zu haben. Durch Vermittelung eines vortragenden Rates ließ er mich bitten, doch meinen Wunsch erkennen zu geben: zum Präsidenten sei ich noch zu jung, aber Direktor- und Oberlandesgerichtsratsstellen ständen in großer Auswahl zu meiner Verfügung. Ich lehnte dankend ab und bemerkte dabei, daß ich, solange ich ein parlamentarisches Mandat habe, auf jede Beförderung verzichten müsse. Der Minister ist darob in großes Erstaunen geraten, so etwas sei ihm doch noch nicht vorgekommen.

Inzwischen war mein Mandat abgelaufen und ich wurde nicht wiedergewählt. Infolge der vom Fürsten Bismarck inaugurierten Reaktionspolitik war der Wind umgeschlagen: auf die Vertreter der liberalen Ideen,

auch wenn sie sich Verdienste erworben hatten, brauchte man keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Obgleich jedem unlauteren Strebertume abhold, war ich mir doch des eigenen Wertes zu sehr bewußt, als daß es mich nicht empfindlich berührt hätte, wenn ich lediglich meiner politischen Gesinnung wegen zurückgesetzt wurde und es erleben mußte, daß minderwertige Leute beim Aufrücken in die höheren Stellen mir vorgezogen wurden. So geschah es. Ich spürte indes nicht die geringste Lust, zur Schadenfreude meiner Gegner mich zum politischen Märtyrer stempeln zu lassen, und faßte deshalb schon im Januar 1883 den schweren Entschluß, aus dem mir lieb gewordenen Richterstande auszuscheiden und zur Rechtsanwaltschaft überzugehen. Ich hatte Breslau ins Auge gefaßt und meinen guten Freund, den Justizrat Freund in Breslau, gebeten, mit mir in Berlin zusammenzutreffen und wegen meiner Übersiedelung das Nötige zu vereinbaren. Unterwegs beim Besuche eines Schwagers in Stendal wurde mir indes mein Entschluß verleidet. In Berlin verlebte ich mit meinem Freunde einige vergnügte Tage. Ich besuchte den mir von früher bekannten und wie ich wußte wohlgeneigten Unterstaatssekretär Rindfleisch, der mich sehr verlegen empfing, weil er annahm, daß ich mich über die bisher erfahrene Zurücksetzung beklagen wolle. Sein Gesicht hellte sich indes auf, als ich ihm erklärte, daß ich nur gekommen sei, um die alten parlamentarischen Freunde zu begrüßen und mich bei dieser Gelegenheit nach seinem Befinden zu erkundigen. Am Schlusse unserer Unterredung teilte ich ihm auf sein Drängen den eigentlichen inzwischen aufgegebenen Zweck meiner Reise mit. Er bat mich, keinen unüberlegten Schritt zu tun; unter dem alten Kaiser sei es

allerdings ausgeschlossen, mir zu meinem Rechte zu verhelfen. Der ohne mein Wissen unternommene Vorschlag des Justizministers auf meine Beförderung sei aus dem Kabinett mit dem Vermerk „unmöglich" zurückgekommen. Ich könne mich darauf verlassen, daß das ganze Justizministerium zu gegebener Zeit für mich eintreten werde. Als ich seine Frage, ob ich auch zum Minister gehen wolle, verneinte, bat er mich, dies doch nicht zu versäumen; er wäre begierig, was der Minister ihm am anderen Tage von einem Richter erzählen werde, der ohne persönliches Anliegen zu ihm gekommen sei.

Beim Justizminister (Friedberg) wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Er war anfangs sichtlich betreten und nahm meine Versicherung über die Harmlosigkeit meines Besuches mißtrauisch auf. Als er dann die Wahrheit erfuhr, suchte er mit großer Wärme meine Bedenken zu beseitigen, spendete mir hohes Lob, nannte mich „den Stolz westfälischer Richterschaft" und bat mich dringend, im Amte zu bleiben und die doch bald eintretende bessere politische Konjunktur abzuwarten. Er wurde schließlich sehr gerührt, ergriff mit Herzlichkeit meine beiden Hände und entließ mich mit dem Wahlspruche der Stoiker: „Perfer et obdura".

Ich erzähle diese kleinen Erlebnisse mit solcher Ausführlichkeit, weil daraus doch vielleicht einzelne psychologische Charakterzüge zu entnehmen sind, die für eine wahrheitsgetreue Schilderung und Kritik der damaligen Verhältnisse verwertet werden können.

Ich blieb noch ein Jahr. Der Stein war jedoch ins Rollen gekommen und nicht mehr aufzuhalten. Am Sylvestertage 1883 war der Plan gereift und ich brachte ihn sofort zur Ausführung. Am anderen Morgen wurde

meine Familie und die Bürgerschaft durch die Kunde überrascht, daß ich mein Abschiedsgesuch eingereicht habe und zur Anwaltschaft überzutreten beabsichtige. Man wollte es nicht fassen und glauben, daß ich die schöne Stätte meines Glückes je verlassen könne. Man machte verschiedene treu gemeinte Versuche, mich zur Aufgabe meines Entschlusses zu bewegen. Nachdem man sich von der Vergeblichkeit überzeugt, waren alle Kreise der Bürgerschaft in edlem Wetteifer bemüht, noch einmal Zeugnis abzulegen für die große Liebe, deren ich mich in so außergewöhnlichem Maße rühmen dürfte.

Man brachte mir einen imposanten Fackelzug und veranstaltete unter allgemeiner Beteiligung im Saale der „Eintracht" ein glänzendes Abschiedsfest, bei welchem die Trauer über meinen Weggang in rührenden Worten ihren Ausdruck fand.

Auch zu Ehren meiner Frau gab der Musikverein einen musikalischen Abend, dessen künstlerische Darbietungen in vollendeter Form die alle beherrschende wehmütige Stimmung wiedergaben.

In einer großen Parteiversammlung deutete ich die Gründe an, die mich zum Austritt aus dem Staatsdienste veranlaßten, und zwar mit folgenden Worten, die mir in gewissen Kreisen stark verdacht wurden:

„Ich werde in Kurzem von hier scheiden, ich weiche der Notwendigkeit. Das habe ich längst gewußt: der Dienst der Freiheit ist ein harter Dienst; wer nach Bürgerkronen trachtet, muß auf Fürstengunst verzichten. Aber ich war in einem anderen schweren Irrtum befangen: ich hatte geglaubt, wenn es einem Hofprediger nicht verwehrt werde, Haß und Zwietracht zu säen, dann

werde es einem preußischen Richter auch gestattet sein, für das Evangelium der Liebe und der Eintracht einzutreten. Darin habe ich mich getäuscht. Ich werde nun einen anderen Wirkungskreis aufsuchen, der mir die Freiheit läßt, für die Sache des Volkes zu kämpfen."

Auf dem Festessen wurde mir durch den vortrefflichen Oberbürgermeister Bunnemann zu dauernder Erinnerung ein prachtvoll ausgeführter silberner Tafelaufsatz überreicht: auf hoher Säule ragt die Siegesgöttin mit der Mauerkrone auf dem Haupte und dem Lorbeerkranz in der Hand, unten vor den nach beiden Seiten auslaufenden Schalen stehen die allegorischen Figuren des Handels und der Industrie. In der Mitte ist die Widmung angebracht: „Dem scheidenden Ehrenbürger, Landgerichtsrat Eduard Windthorst, die dankbare Bürgerschaft der Stadt Bielefeld."

Ich vermochte kaum, den auf mich einstürmenden Gefühlen Ausdruck zu geben und schloß meinen Dank mit den Abschiedsworten:

„Nun leb' wohl, mein liebes Bielefeld,
du schöne Stadt des Rotdorns und der Rose!"

Am 1. März 1884 verließ ich Bielefeld, um in Hamm beim Oberlandesgerichte meine Tätigkeit als Rechtsanwalt aufzunehmen. Es war ein schmerzlicher Abschied; mir war weh und wund ums Herz und manche heiße Träne wurde vergossen. Gab ich doch eine gesicherte Stellung auf, um einer ganz ungewissen Zukunft entgegenzugehen. Dennoch habe ich den damals für mich so verhängnisvollen Schritt nie bereut; er eröffnete mir eine Periode meines

Lebens, in der mir wiederum nur Glück und Freude beschieden war.

Hamm an der Lippe, in sandiger Ebene gelegen, macht bei der Vorbeifahrt einen häßlichen Eindruck. Die großen Fabrikanlagen der „Union" und der „Westfälischen Drahtindustrie" erzeugen im Verein mit dem stark entwickelten Eisenbahnbetriebe einen nicht gerade angenehmen, das gewöhnliche Maß übersteigenden Rauch. Man wird um so angenehmer überrascht, wenn man die innere Stadt betritt, die sich durch saubere Straßen, bequeme, breite Trottoirs und vorzügliche Beleuchtung auszeichnet. Am Ostentor beginnt eine lange, herrliche Lindenallee, wie sie schöner kaum eine andere Stadt aufzuweisen hat. Sie führt zu dem jetzt viel besuchten Bade Hamm und zum Schützenhofe, sowie zu den ausgedehnten, prachtvollen, mit künstlerischem Geschmack ausgeführten Anlagen, die sich am Lippeufer hinziehen und mannigfache Gelegenheit zu erquickenden Spaziergängen bieten. Im Norden ist die Stadt durch die Lippe vom Münsterlande getrennt und in ihrer Ausdehnungsfähigkeit in der zu ihr gehörigen Nordenfeldmark durch das weite Überschwemmungsgebiet gehemmt. Im Süden dagegen hat sich die Stadt infolge einer regen Bautätigkeit in den letzten beiden Jahrzehnten sehr erheblich erweitert.

Hamm hatte, als ich meinen Wohnsitz dorthin verlegte, 22000 Einwohner; die Zahl hat sich bis jetzt, also in 25 Jahren, nahezu verdoppelt.

In allen Kreisen der Bürgerschaft wurde ich mit meiner Familie mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen. Das Mischungsverhältnis ist nicht so günstig wie in Bielefeld. Die Beamtenschaft beherrscht fast ausschließlich die gesellschaftlichen Verhältnisse. Einen angenehmen Mittel-

punkt bieten die beiden geschlossenen Gesellschaften „der Klub" und „die Harmonie". Am berühmten runden Tisch des Klubs habe ich fast jeden Abend in gemütlicher Gesellschaft gesessen und durch den guten Wein meine Gesundheit zu stärken gesucht; am Mittwoch verkehrte ich in der „Harmonie", wo ich gemütliche Bekannte und anregende Unterhaltung fand. In den zwar nicht schönen, aber doch traulichen Räumen des Klubs wurden alle geselligen Vergnügungen gegeben, und viele Hochzeiten, an denen wir teilnahmen, insbesondere die Hochzeiten unserer fünf Kinder, sind dort gefeiert worden.

In den ersten Jahren war es durch die Verhältnisse geboten, von den vielen Festlichkeiten und den oft lästigen Abendgesellschaften sich nicht auszuschließen; seit einer Reihe von Jahren haben wir den in ihrem Werte höchst zweifelhaften Vergnügungen, soweit dies möglich war, entsagt und dadurch freiere Bewegung gewonnen.

Mein Umzug wurde mir wesentlich erleichtert durch den freundlichen Empfang, der mir von den dortigen Parteigenossen zuteil wurde. Die Fortschrittspartei war im Wahlkreise Hamm-Soest viele Jahre hindurch allmächtig gewesen, hatte aber in natürlichem Verlaufe der politischen Entwickelung an Zahl und Ansehen bedeutend verloren, so daß sie gänzlich ins Hintertreffen geraten war. Am meisten hatte dies der langjährige Abgeordnete des Wahlkreises, L. Uhlendorff, zu beklagen, mit dem ich im Abgeordnetenhause bekannt geworden war. Trotz der Verschiedenheit der Charaktere hat treue Freundschaft mich mit dem trefflichen Manne bis zu seinem vor wenigen Jahren erfolgten Tode verbunden; er hat im politischen und kommunalen Leben seiner Vaterstadt lange eine führende, ausschlaggebende Rolle gespielt, in den letzten

Jahren sich indes grollend von dem öffentlichen Schauplatze gänzlich zurückgezogen.

Meine amtlichen Beziehungen ließen nichts zu wünschen übrig. Das Verhältnis zu den Kollegen gestaltete sich bald sehr freundlich und so ist es bis jetzt immer geblieben, obwohl im Laufe der Jahre infolge der absoluten Freigebung der Advokatur eine große Anzahl zum Teil sehr jugendlicher und vielleicht noch nicht ganz reifer Kollegen den Kreis allmählich bedenklich vergrößerten. Vielleicht ist es aber gerade ein besonderer Vorzug der freien Advokatur, daß das frische, stark pulsierende Leben durch den Zutritt jugendlicher Elemente immer neue Nahrung empfängt.

Unter den Vertretern des Richterstandes und der Staatsanwaltschaft fand ich — bis auf wenige Ausnahmen — nur ebenso tüchtige wie liebenswürdige Männer. Nur schade, daß ein so häufiger Wechsel eintrat und eben angeknüpfte angenehme Verbindungen durch Versetzungen abgebrochen wurden. Es gibt ja so viele, die nicht erkennen wollen, daß gerade das Leben in einer mittleren Provinzialstadt die größten Annehmlichkeiten bietet. Sie sehnen sich nach Versetzung und geben ihrem Unmute, an eine nach ihrer Meinung so wenig bietende Stadt gebunden zu sein, einen für die Bürger verletzenden Ausdruck. Gewiß bietet eine Großstadt tausendfache geistige und materielle Genüsse; aber sie kosten viel Geld, und der Mangel an Mitteln, sich ihrer zu erfreuen, tritt viel fühlbarer und schmerzlicher hervor, als in der Provinzialstadt, in der die pekuniären Verhältnisse nicht so stark differieren und die geselligen Freuden doch einen reichen Ersatz für die entbehrten Lustbarkeiten der Hauptstadt geben. Und merkwürdig! Wenn in Hamm auf wissen-

schaftlichem oder musikalischem Gebiete, wie dies häufig der Fall war, wirklich gute, ja vorzügliche Leistungen geboten wurden, dann waren es gerade die Allerweltsnörgeler und deren Familien, die durch ihre Abwesenheit zwar nicht glänzten, aber unangenehm auffielen. Es gibt überall derartige Leute, die einer echten, warmen Herzensfreude nicht fähig sind und ihr Glück nur darin finden, durch ihre ewigen Äußerungen der Unzufriedenheit anderen das Leben zu verbittern.

Vor allen gedenke ich gern des Oberlandesgerichtspräsidenten Adalbert Falk, des mir aus meiner parlamentarischen Zeit bekannten früheren Kultusministers. Er empfing mich mit großem Wohlwollen und suchte mir den Übertritt in die neue Laufbahn nach Möglichkeit zu erleichtern. Wir haben mit ihm und seiner Gattin Rosa geb. Passow, einer zarten, gütigen und zugleich hochgebildeten Frau, sehr freundschaftliche Beziehungen unterhalten, namentlich seitdem wir unmittelbare Nachbarn geworden waren und er aus verschiedenen Gründen mir zu persönlichem Danke verpflichtet zu sein glaubte. Jedenfalls hat kein anderer seinem Herzen so nahe gestanden; ich durfte mich seines vollsten Vertrauens rühmen.

Falk war ein Mann von umfassender Bildung und von geradezu erstaunlicher Arbeitskraft; peinliche Pflichttreue vereinigte sich mit dem stärksten Gerechtigkeitsgefühl und dem unablässigen Streben, sein hohes Amt würdig zu verwalten. Was ihm fehlte, war der durch Kleinigkeiten nicht beirrte, weite, große Blick; er glaubte zu sehr an die alleinseligmachenden Traditionen der altpreußischen Bureaukratie, in deren überlieferten Anschauungen er groß

geworden war. So sehr er bestrebt war, jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so war er doch ein schlechter Menschenkenner und wurde oft getäuscht. In seiner langen, bei seiner Frühreife rasch sich entwickelnden, Beamtenkarriere hatte er die Fühlung mit dem Volke und dessen Leben verloren und war deshalb nur zu geneigt, den eigenen hohen, aber peinlich nüchternen Maßstab der Pflichterfüllung auch der Beurteilung anders gearteter Persönlichkeiten zu Grunde zu legen. Alles in allem, er war ein Mann, dessen edler, vornehmer Charakter nicht durch den leisesten Schatten getrübt war. Um die Volksschule und deren Lehrer hat er sich unleugbare, große Verdienste erworben. Er hat sie aus den beengenden Fesseln der drückenden Schulregulative befreit. Die preußische Lehrerschaft, wie zu ihrer Ehre anerkannt werden muß, hat ihm auch nach seinem Sturze die Treue bewahrt und ihm nach seinem 1900 erfolgten Tode in den Anlagen der Ostenallee, nicht weit von seiner Ruhestätte, ein herrliches, gerade durch seine Einfachheit wirksames, Denkmal gesetzt. Seinem Posten als Minister des Kulturkampfes war er wohl nicht ganz gewachsen; er war noch „nicht der Mann, den Teufel festzuhalten". Er so wenig wie sein Meister Bismarck, mit dem er übrigens nach seiner Entlassung, die in einer für Falk durchaus ehrenden Form sich vollzogen hatte, bis zu dessen Tode in freundlichem Verkehre geblieben ist.

Nur ein einziges Mal wäre ich beinahe mit ihm in schweren Konflikt geraten. Als ich fast 60 Jahre alt geworden und damit das erforderliche Alter erreicht hatte, um in der üblichen Reihenfolge eines Ordens teilhaftig zu werden, hatte Falk mich ebenfalls in Vorschlag gebracht, erfuhr aber schon am folgenden Tage durch den damals

fungierenden, mir befreundeten Präsidialrat, daß ich nach seiner Kenntnis meiner Persönlichkeit einen Orden überhaupt nicht annehmen werde. Falk war darüber ganz entsetzt, suchte mich zum Aufgeben meines ablehnenden Standpunktes zu überreden und teilte mir den von ihm über mich erstatteten, äußerst schmeichelhaften Bericht mit. Ich erklärte ihm indes mit voller Bestimmtheit, daß ich ein prinzipieller Gegner des Ordenswesens sei und daß außerdem mein vielleicht irregeleitetes, aber scharf ausgeprägtes Ehrgefühl es mir absolut verbiete, auch nur dem Scheine Raum zu geben, daß ich durch die Annahme eines Roten Adlerordens IV. Klasse der dadurch gekennzeichneten Einschätzung meines Wertes meine Zustimmung erteile. Falk beruhigte sich und gab mir in der Folge deutlich zu erkennen, daß er für meine von den monarchischen Traditionen abweichende Anschauung volles Verständnis besitze.

Als erfreulich darf wohl die durch die Massenhaftigkeit ihrer Verleihung in den letzten 25 Jahren unzweifelhaft eingetretene, wenn auch nicht gewollte Entwertung aller Titel und Orden bezeichnet werden. Nur um *einen* Titel hat es manchem leid getan. Mit dem „Professor" war der Begriff des „deutschen Gelehrten" untrennbar verbunden; der Nimbus der Ehrwürdigkeit und Respekt einflößenden Gelehrsamkeit, der ihn in unseren Jugendtagen auszeichnete, hätte doch wohl geschont werden können.

Mein neuer Beruf nahm meine ganze Kraft in Anspruch; ich gab mich ihm mit dem vollen Bewußtsein der Verantwortlichkeit und jenem Eifer hin, den der Reiz der Neuheit stets zu erzeugen pflegt. Bald hatte ich mir eine auskömmliche Praxis erworben, die es mir ermög-

lichte, ohne ängstliches Berechnen die in jedem Jahre wachsenden Ausgaben für den Unterhalt der Familie, insbesondere für die Erziehung und Ausstattung der Kinder, in ausreichendem Maße zu bestreiten. Die innere Befriedigung, welche meine Arbeit infolge der damit verbundenen geistigen Anregungen mir gewähren mußte, wurde in späteren Jahren stark herabgemindert. Die Schuld liegt einmal an der immer schärferen Erkenntnis der vielfachen Mängel unserer Rechtspflege überhaupt, sodann aber in den Mängeln der Anwaltschaft, über die ich mich an anderer Stelle noch zu äußern gedenke.

Im Laufe der Zeit wurde ich in den Vorstand der Anwaltskammer, und sodann zu dessen Vorsitzendem gewählt, ein Amt, welches ich eine Reihe von Jahren bekleidet habe. Der Vorsitz im Vorstande und im Ehrengerichte bringt ein gewaltiges Arbeitspensum mit sich, das, wenn es pflichtmäßig erledigt werden soll, große Anforderungen an Zeit und Arbeitskraft stellt. Einen Ersatz für die viele Mühe boten die alle fünf bis sechs Wochen stattfindenden Vorstandssitzungen, in denen ich mit tüchtigen, lieben Kollegen in nähere Berührung trat und dann nach getaner Arbeit bei festlichem Mahle und gutem Trunke unter heiteren Gesprächen des Lebens tägliche Beschwerden vergessen konnte.

Gleich nach meiner Wahl zum Vorsitzenden des Vorstandes wurde mir der „Charakter" eines „Geheimen Justizrats" verliehen. Ich durfte den Titel nicht ablehnen, weil er mir ausdrücklich nur in obiger Eigenschaft als Repräsentant der Westfälischen Anwaltschaft beigelegt wurde.

Im Wahlkreise Hamm-Soest war, wie in den meisten anderen Wahlkreisen des deutschen Vaterlandes, die frei-

sinnige Partei als Vertreterin des entschiedenen Liberalismus immer mehr zurückgegangen. Als wirklich ernsthaft mit einander konkurrierenden Parteien kamen nur noch die mit dem Bunde der Landwirte verbundene konservative, die nationalliberale und die Zentrumspartei in Betracht. Während der ganzen Reihe von Jahren habe ich bei allen Reichstags- und Landtagswahlen mich mit voller Kraft an der Agitation beteiligt und trotz der feststehenden Aussichtslosigkeit geduldet, daß jedesmal von neuem meine Kandidatur aufgestellt wurde. Wäre auch nur die leiseste Aussicht auf Erfolg vorhanden gewesen, so würde ich mich nicht dazu hergegeben haben, weil ich bei einer Wahl meine und meiner Familie Existenz aufs Spiel gesetzt hätte. Ich habe aber geglaubt, die mit der Agitation verbundenen schweren Opfer im Interesse der Partei bringen zu müssen, um für eine bessere Zukunft einen brauchbaren Stamm unerschrockener Männer zu erhalten, um den sich später die wirklich liberalen Elemente des Wahlkreises wieder sammeln können. Es waren, wie ich rühmend hervorzuheben mich verpflichtet erachte, vortreffliche, tatkräftige Männer, meist aus dem mittleren Gewerbe- und Handwerkerstande, die in der bösen Zeit der Reaktion mit fester, treuer Hand die Fahne des Liberalismus hochgehalten haben.

Ein neuer wichtiger Wirkungskreis eröffnete sich mir dadurch, daß ich gleich am Schlusse des ersten Jahres zum Stadtverordneten gewählt wurde. Die kommunalen Verhältnisse waren damals recht unerquicklich. Es bestand ein tiefgehender Gegensatz zwischen dem Bürgermeister und dem damaligen Stadtverordnetenvorsteher, der bei

den Verhandlungen in heftige persönliche Fehden auszuarten pflegte. Um eine Besserung dieser im Interesse der Stadt unhaltbaren Zustände herbeizuführen, wurde ich bald darauf zum Vorsteher gewählt. Ich habe dieses Amt nun länger als 20 Jahre bekleidet und bin mit Erfolg bemüht gewesen, das für die gedeihliche Entwickelung der Stadt unerläßliche gute Einvernehmen zwischen dem Magistrat und der Stadtverordnetenversammlung herzustellen. Die mir dadurch aufgebürdete Arbeitslast war sehr erheblich, auch abgesehen von den Repräsentationsverpflichtungen, die mit solcher Stellung unzertrennlich verbunden sind. Auf der anderen Seite gewährt es einen eigenartigen Reiz, das keineswegs einfache Getriebe einer städtischen Verwaltung kennen zu lernen und die Entwickelung einer im Werden begriffenen Stadt zu beobachten. Hamm hat sich in diesen 24 Jahren von Grund aus geändert, so daß es kaum noch wieder zu erkennen ist. Annähernd kann diese Veränderung mit dem Übergange vom „Klein- zum Großbetriebe" in der Industrie verglichen werden. Es ist kaum glaublich, was alles in diesem kurzen Zeitraume auf allen Gebieten des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens geleistet worden ist. Ich brauche, um nur einigermaßen ein Bild von dem riesenhaften Aufschwunge zu geben, nur zu erinnern an die Übernahme der Schullasten auf den Kommunaletat, die Errichtung der Realschule, an den Bau der den modernen Anforderungen entsprechenden Volksschulen, der Töchterschule, des großen städtischen Krankenhauses, des Schlachthauses, ferner an die zum größten Teil durchgeführte vorzügliche Pflasterung der Straßen und der breiten Trottoire, an die Kanalisation, an die großartige Wasserleitung und endlich an die Übernahme des Elektrizitäts-

werkes und der elektrischen Straßenbahn. Das sind alles Anlagen und Einrichtungen, die der Stadt ein ganz anderes modernes Ansehen gegeben, aber naturgemäß auch viel, sehr viel Geld gekostet haben. An die Steuerkraft und die Opferwilligkeit der Bürger haben große Ansprüche gestellt und hohe Anleihen aufgenommen werden müssen. Es ist indes zu hoffen, daß sich die finanziellen Schwierigkeiten, die ja sonst mit Sorge erfüllen könnten, bei weiser Sparsamkeit durch eine geschickte Finanzverwaltung bald überwinden lassen. Hamm ist keine reiche Stadt und leidet, wie so manche andere Stadt, an dem Schicksale, daß sie für die Unterlassungssünden der biederen Vorfahren büßen muß, die nur von der Hand in den Mund lebten, sich um die Zukunft nicht kümmerten und ängstlich darauf bedacht waren, jede Ausgabe zu vermeiden, deren Gegenwert nicht unmittelbar ihnen selbst, sondern vielleicht erst folgenden Generationen zugute kommen würde. Sie hatten noch nicht die Wahrheit des volkswirtschaftlichen Grundsatzes erkannt, daß Sparsamkeit am unrechten Orte und zu unrechter Zeit übel angebracht und tatsächlich eine unfruchtbare Verschwendung ist.

Es ist mir eine wahre Freude gewesen, in den Angelegenheiten der Stadt zusammenzuwirken mit dem aus tüchtigen Kräften bestehenden Magistrate und dessen Vorsitzendem, dem Oberbürgermeister Matthaei, den wir der mit administrativen Talenten reichgesegneten Provinz Hannover verdanken. Auch die Stadtverordneten waren durchgängig ihrer Aufgabe gewachsen und von dem Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit erfüllt. Alle sind gleich mir bestrebt gewesen, nach Kräften die Interessen der Stadt zu wahren und zu fördern; und wenn die früheren oft so störenden und eine nutzbringende Tätigkeit der

städtischen Vertretungen verhindernden Reibereien aufgehört und einer friedlichen, freundlichen Stimmung Platz gemacht haben, so dürfte vielleicht ein Teil dieses Verdienstes meiner vermittelnden Leitung zuzuschreiben sein.

Meine Stellung brachte von selbst mit sich, daß ich den verschiedensten Vereinen als Mitglied angehören mußte. Nur zwei Vereine waren von größerer Bedeutung. Zunächst der Musikverein, zu dessen Ehrenvorsitzenden ich schließlich ernannt wurde. Der Verein hatte, wie das auch in anderen Städten so üblich ist, stets mit großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, die indes von Zeit zu Zeit durch freiwillige Beiträge und Bazarveranstaltungen behoben wurden. Unter kundiger Leitung hat er sich im Laufe der Zeit zu schöner Blüte emporgeschwungen. Die Konzerte, welche in dem dazu besonders geeigneten Saale des Schützenhofes abgehalten werden, pflegen sich durch die Mitwirkung von Solisten ersten Ranges auszuzeichnen und bieten hohen, künstlerischen Genuß. Für Liebhaber intimer klassischer Musik ist in den vom Musikdirektor Seipt veranstalteten Kammermusikabenden bestens gesorgt. Meine Frau hat in den ersten Jahren sich lebhaft am Gesange beteiligt, später hat sie in übertriebener Bescheidenheit viel zu früh ihre immer gern gehörte Kunst auf engere Kreise beschränken zu müssen geglaubt.

Wie in Bielefeld, so gab es auch in Hamm einen „Wissenschaftlichen Verein", an dessen Spitze ich ebenfalls bald berufen wurde. Die Vorträge, welche die verschiedenartigen Gebiete der allgemeinen Bildungswissenschaften, insbesondere Literatur, Geschichte, Naturwissenschaft und Musik, betrafen, erregten immer das größte Interesse,

namentlich auch der Damenwelt, die den meistens geistvollen Vorträgen mit gespannter Aufmerksamkeit folgte und dankbar dafür war, gewissermaßen spielend über manche wichtige, ihr sonst ferner liegende Frage aufgeklärt zu werden. Ich entnahm die wertvollste Anregung dem persönlichen Verkehre mit den Vortragenden selbst, die nachher mit dem Vorstande einige Stunden bei einem Glase guten Weines zu gemütlicher Unterhaltung sich zusammenfanden. Auf diese Weise hatte ich erwünschte Gelegenheit, zu vielen ausgezeichneten Männern nähere Fühlung zu gewinnen. Außer den großen Gelehrten, wie Virchow und Du Bois-Reymond, nenne ich den bei den Damen wegen der Formvollendung seiner Rede hochgeschätzten Historiker Oncken; den nicht minder bedeutenden Professor Maurenbrecher; den immer gern gehörten Kulturhistoriker und Dichter E. Riehl, den Verfasser von „Land und Leute" und der „kulturhistorischen Novellen"; Gottfried Kinkel, den berühmten Verfasser von „Otto der Schütz"; Otto Roquette, den Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt"; Felix Dahn, den Rechtshistoriker und Verfasser zahlreicher Romane; Brehm, dessen von Geist und Witz sprühende Erzählungen mir unvergeßlich sind; den Bremer Dramaturgen Bulthaupt; den Professor der Musikgeschichte Friedländer und den geistvollen Musikkritiker Otto Neitzel. Viele andere zu ihrer Zeit ebenfalls geschätzte Gelehrte, die sich für derartige Vorträge zur Verfügung stellten, sind allmählich in Vergessenheit geraten.

Trotz dieser vielfachen anstrengenden Tätigkeit gewann ich noch hinreichend Zeit, meinen Lieblingsstudien mich hinzugeben, die die schöngeistige Literatur, Geschichte, Philosophie und vergleichende Religionswissenschaft, also das ganze Gebiet dessen umfaßten, was man im Gegen-

satze zu den Spezialwissenschaften der einzelnen Berufsstände als allgemeine Bildung zu bezeichnen pflegt. Diese Studien sind mir mein ganzes Leben hindurch eine Quelle ernster Belehrung und des höchsten geistigen Genusses gewesen. Ihnen habe ich es zu verdanken, daß ich auf allen diesen Gebieten orientiert war und mir eine das gewöhnliche Maß weit übersteigende Fülle von Kenntnissen angeeignet hatte. Auch in der Literatur der anderen maßgebenden Nationen war ich soweit bewandert, daß ich die abweichenden und die sich gegenseitig befruchtenden geistigen Strömungen zu unterscheiden vermochte. Vor allem reizten mich immer wieder von neuem die unsterblichen Werke unserer großen Klassiker, Lessing, Schiller, Goethe und Shakespeare, dessen Dramen ja längst ein unveräußerlicher Bestandteil unserer Literatur geworden sind. Mit derselben Begeisterung wie einst in der empfänglichen Jugendzeit habe ich bis zu meinem Greisenalter an den unvergänglichen, herrlichen Schöpfungen unserer Meister meinen Geist erquickt und aus dem Buch der Bücher, dem Faust, habe ich fast täglich neue, erhebende Anregungen geschöpft. Auch die späteren literarischen Erzeugnisse erregten meine volle Aufmerksamkeit; die bis jetzt andauernde Epigonenzeit hat indes nicht, wie in der Musik, erhebliche Werte hervorgebracht, die sich mit den Produkten unserer klassischen Periode messen könnten.

Es würde zu weit führen, wollte ich die Schriftsteller und ihre Werke aufzählen, deren Leitung ich mich bei meinen Studien anvertraut habe. Nur eine Ausnahme sei mir gestattet. Das Gefühl tiefsten Dankes verpflichtet mich, Hermann Hettners zu gedenken und auf sein Werk „Die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" hinzuweisen. Das Werk ist eins der großartigsten Denkmale deutschen

Gelehrtenfleißes und darf ohne jedes Bedenken selbst als ein hervorragendes Produkt der deutschen Literatur bezeichnet werden. Mir ist es die unerschöpfliche Quelle reichster Bildungsschätze und geistiger Hochgenüsse gewesen. Weit über den Rahmen einer Literaturgeschichte hinausgehend, gibt es in klassischer Form ein anziehendes Bild der gesamten Kulturentwickelung. Es enthält in einer zusammenhängenden Reihenfolge feinster „Essays" eine anschauliche Darstellung unserer jungen, deutschen Kultur, die erst dann schüchtern einzusetzen wagte, als die anderen Kulturnationen bereits ihren geistigen Höhepunkt erreicht hatten, dann aber nach rascher Überwindung der Anfangsstadien in einem Siegeslaufe ohne gleichen an die Spitze der kulturellen Bewegung der Menschheit getreten ist. Diesem vortrefflichen Buche habe ich unendlich viel zu verdanken; es sollte in keiner gebildeten Familie fehlen, und ich würde eine gewisse Befriedigung in dem Gedanken finden, zur Anschaffung eines solchen kostbaren Besitzes die Anregung gegeben zu haben. Freilich setzt das Buch ein gewisses Maß allgemeiner Bildung voraus; mit Nutzen kann es nur von dem studiert werden, der zu lesen versteht und den reichen, aber oft nicht leichten Inhalt richtig aufzufassen und innerlich zu verarbeiten vermag.

Ich habe es als eine besondere Gunst des Geschickes empfunden, daß es mir vergönnt gewesen ist, den ausgezeichneten Verfasser bei Gelegenheit eines Vortrages, den er im Wissenschaftlichen Vereine zu Bielefeld hielt, persönlich kennen zu lernen. Er war das Urbild eines anspruchslosen, echten deutschen Gelehrten. Nach seinem viel zu frühen Tode hat Moleschott in „Hermann Hettners Morgenrot" ihm ein würdiges Denkmal der Freundschaft errichtet.

Mit größtem Eifer habe ich mich philosophischen und religionswissenschaftlichen Studien hingegeben. Auch ich versuchte, die uralten Rätsel der Menschheit zu lösen und den Urgrund alles Seins zu erfassen. Den alten Kirchenglauben hatte ich, trotz aller krampfhaften Versuche, an ihm festzuhalten, vollständig verloren: den Gott, an den die Frommen glauben, konnte es nicht geben. Ein Gott als Schöpfer des Bösen und des Übels, ein Gott des Fluches, des Hasses und der Rache widersprach der hohen Idee der Gottheit, die mein ganzes Denken und Fühlen beherrschte. Mit heißem Bemühen habe ich darnach gestrebt, den Gott der ewigen Wahrheit, den Gott der allumfassenden Liebe zu begreifen; aber auch bei mir ist die heilige, unvertilgbare Sehnsucht, die jedes Menschenherz durchdringt, ungestillt geblieben. Keins der vielen erstorbenen oder noch geltenden Religionssysteme wird jemals dem denkenden Manne genügen können. Das religiöse Bedürfnis, wenn man es, wie es begriffsmäßig richtig ist, auf das Gebiet des Gefühls beschränkt, wird sich am einfachsten befriedigen lassen durch das schöne, reine, noch nicht durch blasphemische Dogmen verunstaltete und in blödem Formelkram erstarrte Evangelium der Liebe, wie es Jesus, der unsterbliche Weise von Nazareth, so herrlich gepredigt hat.

Auch die Versuche, in der Philosophie einen Ersatz zu finden, sind gescheitert. Alle philosophischen Systeme des Altertums, der öden Scholastik und der neueren Zeit habe ich durchstudiert und zu verstehen mich bemüht; ich habe manchen edlen Kern, aber nirgends die volle Wahrheit gefunden. Den nachhaltigsten Eindruck habe ich von der Philosophie Kants empfangen, in dem ich den größten Mann verehre, der auf deutscher Erde geboren ist. Die

erhabenen Ideen dieses geistesgewaltigen Meisters, wie er sie in seinen Hauptwerken, der „Kritik der reinen Vernunft“ und der „Kritik der praktischen Vernunft“ niedergelegt hat, habe ich mir angeeignet und in dem freudigen Bewußtsein, endlich in der wichtigsten Menschheitsfrage einen festen Halt gewonnen zu haben, treu bewahrt. Die vielfachen, zum Teil glänzenden Versuche der Nachfolger, auf der Grundlage Kants weiter zu bauen, haben mich nicht zu beirren vermocht und meine Überzeugung von der Richtigkeit der Postulate der praktischen Vernunft: „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“ nicht erschüttert. In diesem Glauben werde ich fröhlich leben und selig sterben. Zur vollen Wahrheit kann der irrende Mensch nicht gelangen. Es gibt ein undurchdringliches Geheimnis, welches dem forschenden Menschengeiste ewig verschlossen bleibt. Mehr kann man nicht tun, als in redlichem Streben sich bemühen, der Wahrheit möglichst nahe zu kommen. Das habe ich mit meinen schwachen Kräften zu erreichen gesucht und ich habe keinen anderen Wunsch, als daß auch für mich die schönen Worte gelten möchten, die der Pempelforter Jacobi dem Andenken Spinozas, dessen großartiges, aber kaltes System er so heftig bekämpfte, in ehrlicher Anerkennung gewidmet hat:

„. . . . . wie du auch über die Natur des höchsten Wesens philosophieren und in Worten dich verirren mochtest: Seine Wahrheit war in deiner Seele und seine Liebe war dein Leben!“

Man hat es vielfach fast unbegreiflich gefunden, wie ich die teils pflichtmäßig mir obliegenden, teils freiwillig übernommenen Arbeitsleistungen habe bewältigen können.

Man war darüber um so mehr erstaunt, als man wußte, daß ich abends nach 7 Uhr nicht mehr arbeitete, vielmehr regelmäßig die Gesellschaft besuchte und mit meiner Familie an allen Vergnügungen und Zerstreuungen, die durch die Stellung in den maßgebenden Kreisen geboten waren, regen Anteil nahm. Die Gründe sind sehr einfach:

Die Natur hatte mir eine außergewöhnliche Raschheit der körperlichen und geistigen Bewegungen verliehen. Alle Funktionen, die uns das tägliche Leben auferlegt, haben mir nicht mehr Zeit gekostet, als sie wirklich erfordern. Wenn ich die breite Behaglichkeit beobachte, mit welcher andere das Essen und Trinken, das An- und Auskleiden und die anderen vielgestaltigen Tagesbedürfnisse zu besorgen pflegen, dann habe ich eine große Summe Zeit erspart, die andere an eitle Dinge verschwenden. Zum Cunktator bin ich nicht geboren; ich habe stets den Augenblick ergriffen. Rasch habe ich nach strenger Prüfung der Sache meine Entschlüsse gefaßt und nur in ganz seltenen Fällen sie zu bedauern gehabt.

Nicht minder war es eine rasche Auffassungsgabe, die mich auch in verwickelten Fragen das punctum saliens leicht erfassen ließ und manche überflüssige Stunde ersparte.

Sodann war ich ein Freund unbedingter Pünktlichkeit. Ich bin niemals zu spät gekommen, habe nichts versäumt und bin deshalb auch nicht gezwungen gewesen, das Versäumte nachzuholen. Ich habe, abgesehen von unverschuldeten Hindernissen, niemanden warten lassen, und diese Höflichkeit der Könige hat mich mit großer Zeitersparnis belohnt.

Endlich und hauptsächlich war es eine vielleicht etwas übertriebene Ordnungsliebe, die mich zu den das

gewöhnliche Maß übersteigenden Leistungen befähigte. Alle Sachen, deren man im täglichen Leben bedarf, Kleidungsstücke, Pfeifen, Zigarren und Wein ebenso wie Bücher, Papier und Akten, wurden in peinlichster Ordnung gehalten. Ich habe niemals „suchen" müssen, ich konnte alles sofort, selbst im Dunkeln, finden. Wenn ich sehe, wie viele kostbare Zeit den Leuten verloren geht, die niemals fertig sind, weil sie eben das nicht finden können, was sie gerade gebrauchen, dann ist mir dadurch allerdings ein gewaltiger Zeitraum zur Verwendung für nutzbringende Tätigkeit gewonnen worden. Meine Frau schalt mich scherzhaft einen Pedanten, sie legte größeren Wert auf Putzen der Stuben, der Möbel, und vor allem der Gardinen, deren Aussehen mir ganz gleichgültig war. Ich glaube, wir haben uns nach beiden Richtungen glücklich ergänzt. Auch manche Freunde, die peinliche Ordnung mit ihrer angeborenen sorglosen Genialität nicht zu vereinigen vermochten, glaubten mir den Vorwurf philiströser Gesinnung nicht ersparen zu können. Ich durfte ihn um so leichter ertragen, als ich sie auf Kant, den großen Philosophen, auf Goethe, der lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine Unordnung erfahren wollte, und auf Richard Wagner verweisen konnte, dem nur seine strenge Ordnungsliebe die Muße zu seinen großartigen Schöpfungen gewährte.

Die Kräfte des Körpers und des Geistes bedürfen zu ihrer Auffrischung und Ergänzung regelmäßiger Ruhe und Erholung. Der durch meine Lebendigkeit und Beweglichkeit sich rascher vollziehende Verbrauch bedingte ein größeres Maß von Ruhe, um die Erschöpfung der Kräfte wieder auszugleichen. Ich habe deshalb viel

Schlaf nötig gehabt; mein Mittagsschlaf, dem ich auf Rat meiner Mutter schon früh mich hingegeben habe, ist mir ganz unentbehrlich gewesen und hat mir stets die ersehnte Erquickung gebracht.

Eine längere Ausspannung der erschöpften Kräfte wurde durch die Gerichtsferien ermöglicht. Zu Reisen und Sommerfrischen fehlte es indes in den ersten Jahren an den erforderlichen Mitteln. Diese ließen sich erst bereit stellen, seit ich durch die Anwaltschaft mir bessere Einnahmen verschaffen konnte. Mehrere Male habe ich die Kur in Ems gebraucht, wo ich in der herrlich gelegenen Villa Bella Riva immer freundliche Aufnahme gefunden habe. Zu weiten Spaziergängen, auch hinauf in dem malerischen Lahntale, war reichliche Gelegenheit geboten. In den übrigen Jahren habe ich mit der Gattin abwechselnd Reisen in die Schweiz, in Tirol, in die bayerischen Alpen und in das Salzkammergut gemacht und wiederholt die Nordseebäder besucht. An den schönsten Punkten der Schweiz haben wir uns öfters an den großartigen Gebirgslandschaften und den klaren, blauen Seen erfreuen dürfen: Adelboden, Engelberg, Zürich, Luzern, Interlaken, Schuls-Tarasp, Pontresina, Zermatt und Chamonix waren die Orte, die am meisten unser Entzücken erregten. Am wohlsten fühlten wir uns in Interlaken, wo wir im Hotel Beau rivage gut aufgehoben waren; als den angenehmsten Punkt möchte ich mit Rücksicht auf seine Lage und seine bequemen Bergwege wohl Engelberg bezeichnen.

Wenn man absieht von der Unmittelbarkeit der Riesengletscher in den Schweizer Alpen, kann man sich versucht fühlen, vom Standpunkte der landschaftlichen Reize Süd-Tirol den Vorzug zu geben. Abgesehen von Bozen selbst,

dem Ausgangspunkte aller Südtiroler Touren, brauche ich nur in den eigentlichen Dolomiten Schluderbach, Misurina und San Martino die Castrozza zu nennen, deren Erinnerung uns immer noch mit Entzücken erfüllt. In den Brenta-Dolomiten ist es vor allem die an den Quellen der Sarca herrlich gelegene Madonna di Campiglio, die den tiefsten, nachhaltigsten Eindruck auf uns gemacht hat. Salzburg, Bellaggio und Madonna di Campiglio sind nach meiner Auffassung die von uns besuchten schönsten Orte, in denen sich alle landschaftlichen Reize einer großen Natur zu einem harmonischen Ganzen vereinigen.

Von den Nordseebädern habe ich Ostende, Scheveningen, Borkum, Norderney und Helgoland kennen gelernt. Am meisten haben wir uns immer von dem schönen Norderney angezogen gefühlt, dessen allen Ansprüchen des Komforts genügende Einrichtungen trotz des lebhaften Verkehrs ein einfaches, ruhiger Erholung gewidmetes Leben gestatten. Wenn ich alles in allem nehme, so möchte ich wohl dem Nordseebade vor dem Aufenthalte in Wald und Gebirge den Vorzug geben. Der herrliche Strand mit seiner bequemen Promenade, die stärkende, den ganzen Körper durchdringende Seeluft, das lebhafte Wogen und Treiben der Menge, die nur aus gesunden, frohen Leuten und Kindern besteht, die unausgesetzt sich wiederholende Flut und Ebbe, das ewige Werden und Vergehen, die uns zu philosophischen Gedanken zwingen über die Unendlichkeit in Raum und Zeit, alles das vereinigt sich zu einem Leben voll Wonne, das neue Menschen aus uns schafft und unseren erschlafften körperlichen und geistigen Kräften die zu erhöhtem Wirken erforderliche Stärkung verleiht.

Es scheint mir nun an der Zeit zu sein, die Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse zu unterbrechen und von dem jetzt gewonnenen Ruhepunkte einen

Rückblick

auf die allgemeine Kulturentwickelung der von mir durchlebten Zeit zu werfen. Wie war die Welt beschaffen, als ich geboren wurde? Ist das Weltbild ein anderes geworden? Hat Stillstand, Rückschritt oder Fortschritt den Gang der Kulturentwickelung beherrscht?

Seit meiner Geburt sind jetzt 76 Jahre verflossen. Der Zeitraum erscheint an sich nicht groß, wenn man ihn rein zahlenmäßig mit den vielen verflossenen Jahrhunderten vergleicht, von denen wir sichere historische Kenntnis haben; er ist aber von gewaltiger Bedeutung, wenn wir seinen Inhalt betrachten und den ungeheuren Fortschritt wahrnehmen, den die Kulturentwickelung der Menschheit in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit im Vergleich mit allen vergangenen Perioden zurückgelegt hat. Freilich ist dieser Fortschritt unbestritten und allgemein als solcher anerkannt nur auf dem Gebiete der materiellen Kultur. Das Reich des Geistes ist selbstverständlich davon nicht unberührt geblieben, aber doch nicht in dem Maße und nach der Richtung beeinflußt worden, wie man es von dem Standpunkte eines vorurteilsfreien Denkers und Menschenfreundes hätte wünschen müssen. Der Fortschritt der materiellen Kultur ist unermeßlich und übertrifft bei weitem die Summe alles dessen, was in den vorhergehenden Jahrtausenden geleistet worden ist.

Erst 1832, in demselben Jahre, in welchem Goethe mit den Worten: „Mehr Licht"! seine Augen schloß, wurden die Schwefelhölzer erfunden. Welch' gewaltiger Fortschritt! Bis dahin hatte man Licht und Feuer mit Stahl, Stein und Zunder entzünden müssen, ein umständliches und oft langwieriges Verfahren. Zur Erleuchtung dienten außer den wenig gebrauchten Wachskerzen die Talgkerzen, die, in Ständern beim allmählichen Herabbrennen emporgeschraubt und deren Docht mit „Lichtputzscheren" beschnitten wurden, und gewöhnliche Tran- und Öllampen, die in ihren unpraktischen Formen ein nur wenig erhellendes Licht, aber desto mehr unangenehmen Schwalm und Geruch verbreiteten. Es war schon eine große Verbesserung, als die Kerzen aus Paraffin und Stearin hergestellt und durch die Stobwasserschen Lampen mit stärkerer Zufuhr von Öl zu den vergrößerten Dochten hellere Flammen ermöglicht wurden. Dann folgte die Auffindung der nordamerikanischen Petroleumquellen, die das bis jetzt am meisten gebrauchte Beleuchtungsmaterial lieferten. Fast gleichzeitig gelangte das Gas zu allgemeiner Verwendung, dessen Lichteffekt im Laufe der späteren Zeit durch sehr sinnreich konstruierte Brenner, die sog. Strümpfe, erheblich erhöht wurde. Zuletzt wurde der Fortschritt der Beleuchtung gekrönt durch die Erfindung des elektrischen Lichtes, das wegen seiner raschen Handhabung und geringen Feuergefährlichkeit überall, wo es hergestellt wird, in öffentlichen Gebäuden und in den modernen Privatwohnungen allgemeine Verbreitung gefunden hat.

Wenn jetzt einer unserer vor 75 Jahren gestorbenen Vorfahren zurückkehrte, er würde die damals von ihm verlassene Erde nicht wieder erkennen. Wie würde er

ſtaunen müſſen, wenn er ſehen könnte, daß große Theater oder Konzertſäle in einem Augenblick auf den leiſen Druck eines kleinen Knopfes im hellſten Glanze hundertfältiger Lichter erſtrahlen! Und mit welcher Freude würde Goethe, dem in launiger Verzweiflung die mangelhafte Beleuchtung den Stoßſeufzer erpreßte:

„Wüßt nicht, was ſie Beſſeres erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten"

den Fortſchritt unſerer Zeit begrüßt haben, der ſo unendlich weit die Erfüllung ſeines beſcheidenen Wunſches überragt. In der Tat! Was bedeuten alle Wunder des Altertums und der folgenden Jahrhunderte gegen die elektriſche Quelle unſeres Lichtes?

Nicht minder wunderbar ſind die rieſenhaften Fortſchritte, die uns das vorige Jahrhundert, insbeſondere ſeine zweite Hälfte, auf dem Gebiete des Verkehrs gebracht hat. Der mündliche und ſchriftliche Verkehr hat Formen angenommen, von denen die früheren Zeiten keine Ahnung hatten. Die Poſt befördert mit Hilfe des Weltpoſtvereins unſere Briefe in alle Länder und nach noch ſo kleinen Orten der ganzen Erde; ihre Raſchheit, Sicherheit und Billigkeit ſind gewaltige Verbeſſerungen, deren große Bedeutung, weil ſie uns ganz ſelbſtverſtändlich erſcheinen, wir nicht mehr zu ermeſſen vermögen. Und nun erſt die Telegraphie, die Telephonie und gar die drahtloſe Telegraphie! Wer vor ſieben Jahrzehnten von der Möglichkeit ſolcher Verbindung mittels des elektriſchen Funkens geſprochen hätten, würde als Phantaſt verlacht oder vielleicht als verrückt angeſehen worden ſein. Auf dem Wege des naturwiſſenſchaftlichen und techniſchen Fortſchritts gibt es keinen Halt! Die kühnſten Träume dürfen auf Verwirklichung hoffen. „Nil admirari", das

ist die Losung unserer Zeit. Warum soll es denn nicht auch dem jetzt überall mit größtem Eifer aufgenommenen Versuche gelingen, den immer höher strebenden Menschen den Weg durch die Luft zu erobern, der die zu eng gewordene Erde von einem Teile ihres Verkehrs entlastet? Durch Zeppelins Beharrlichkeit und Kühnheit sind die gröbsten Hindernisse, die dem Projekte bis dahin entgegenstanden, glücklich überwunden. Der in allen Nationen entfachte und mit einem gewissen Enthusiasmus forcierte Wettbewerb wird in den verschiedenen Formen des Ballons, des Luftschiffes und des Aeroplans zweifellos manche überraschende Erfolge bringen. Immerhin dürfte es aber doch wohl angebracht sein, die begeisterten Anhänger, die von der anbrechenden Aera der Luftschiffahrt träumen, von Zeit zu Zeit darauf hinzuweisen, daß auch auf diesem Gebiete dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Dampf und Elektrizität haben uns die Kräfte geliefert, mit deren Hilfe das Transportgewerbe, die Bewegung der Menschen und der Güter einen früher nie geahnten kolossalen Aufschwung genommen hat. Dampfbahnen und elektrische Bahnen vermitteln den Verkehr bis in die fernsten Gegenden des Erdballes, der mit einem jährlich sich vermehrenden Netze von eisernen Schienen umklammert wird. Es ist kaum zu fassen, wie rasch sich diese Entwickelung vollzogen hat, wenn man bedenkt, daß noch ein Napoleon nicht an die Verwendung der Dampfkraft zu Bewegungszwecken glauben wollte, und daß in Deutschland die ersten Eisenbahnen erst im Anfange der 1830er Jahre gebaut wurden. Und dabei ist der Post- und Bahnverkehr so sorgfältig und fein organisiert, daß er die durch die Ausdehnung von Handel und Industrie

so riesenhaft gesteigerten Bedürfnisse mit Leichtigkeit zu bewältigen vermag.

Eine Folge der erleichterten Möglichkeit, die Entfernungen zu überwinden, ist das gesteigerte Reisebedürfnis, sei es zu geschäftlichen, sei es zu Erholungs- und Vergnügungszwecken. Wer vor 70 Jahren von Münster nach Frankfurt a. M. fahren wollte, brauchte dazu vier volle Tage und konnte froh sein, wenn er bei den schlechten Wegen (die besten Chausseen stammten aus der Zeit der Napoleonischen Herrschaft) und der allgemein herrschenden Unsicherheit mit heiler Haut in die Heimat zurückgekehrt war. Nichts bezeichnet die damaligen Zustände besser als die scherzhafte und doch halbernst gemeinte Redensart, daß, wer eine solche Reise vorhabe, zuvor sein Testament mache und von Frau und Kindern rührenden Abschied nehme, als gelte es auf Nimmerwiedersehen.

Damals gab es in Norddeutschland nur wenige, die sich das kostspielige und langwierige Vergnügen leisten konnten, die Schweiz, Tirol oder gar Italien zu besuchen. Jetzt gibt es keine unüberwindlichen Entfernungen mehr. In kaum zwölf Stunden fährt man in fein ausgestatteten Eisenbahnzügen, die alle Bequemlichkeiten bieten, Schlafwagen führen und, was Küche und Keller betrifft, ein Hotel ersetzen, zur Schweiz und kann sich ohne Sorgen dem Genusse der Schönheiten der von der Natur bevorzugten Länder hingeben. Diese Leichtigkeit und Bequemlichkeit des Reisens hat allerdings auch ihre Schattenseiten. Sie hat in den weitesten Kreisen eine Reiselust und Erholungsbedürftigkeit erzeugt, von denen man in den früheren Zeiten keine Ahnung hatte. Jedermann hält sich heute für berechtigt, ja im Interesse der angeblich geschwächten Gesundheit für verpflichtet, mit oder ohne

Familie im Sommer eine Zeitlang in Luftkurorten, auf den Bergen oder im Seebade sich von der Arbeit zu erholen. Diese Reiselust hat allmählich einen fast erschreckenden Umfang angenommen und Kreise erfaßt, in denen die dazu erforderlichen finanziellen Mittel nur mit Schwierigkeit aufgebracht werden können. Manche Väter, die dem Drängen der durch das Beispiel anderer aufgestachelten Familie nicht zu widerstehen vermögen, wissen davon ein böses Lied zu singen. Obgleich jährlich neue Sommerfrischen und Kurorte entstehen, reichen sie doch kaum hin, dem stetig wachsenden Andrange erholungslustiger Menschen zu genügen.

Der Industrie haben die Forschungen und Erfindungen auf den Gebieten der Physik und der Chemie ganz neue Bahnen gewiesen. Der immer weiterstrebende Menschengeist hat viele bisher verborgenen Kräfte der Natur sich dienstbar gemacht und der Unternehmungslust zur Verfügung gestellt. Kohle, Eisen und Stahl bilden die Grundfaktoren. Seitdem durch die Eisenbahnen die Möglichkeit gegeben ist, das durch den Bergbau gewonnene Material in die entlegensten, früher nur dem Ackerbau dienenden Gegenden zu bringen, hat sich die Fabrikindustrie in geradezu unglaublicher Weise vermehrt, und sich in den Stand gesetzt, die allgemein gewordenen höheren Bedürfnisse des ganzen Volkes zu befriedigen. Neben der Massenproduktion, die zu den billigsten Preisen herstellt und veräußert, geht die Fabrikation der feinsten, zu auserlesenem Genusse bestimmten Waren.

Freilich ist diese großartige Entwickelung auch mit gewissen Nachteilen verbunden. Der Lärm der Straßen und das Geräusch der Fabriken verscheuchen die wohltuende Ruhe, die dem von der Arbeit ermüdeten Menschen die er-

schöpften Kräfte von neuem zuführen soll. Die vielen hochragenden Schornsteine sind nur zu sehr geeignet, die Reize einer schönen Landschaft zu vermindern und die von ihnen, von den Lokomotiven und den Dampfbooten ausgeworfenen Rauchwolken verunreinigen die frische Luft, die man nicht mehr, wie in vergangenen Zeiten, in vollen Zügen mit Behagen einzuatmen vermag. Das Schlimmste aber hat uns das Automobil gebracht; Geräusch, Gestank und Gefahr vereinigen sich, um uns den Aufenthalt in der schönsten Natur zu verleiden. Soweit es sich um reinen Sport handelt, werden hoffentlich die Gesetzgebung und Verwaltung bald für eine weise Einschränkung und strenge Haftung für die Folgen der vielen Unfälle Sorge tragen; es ist noch ein wahrer Segen, daß meistens die Sportsleute selbst es sind, die ihrer bösen Leidenschaft zum Opfer fallen.

Ein nicht hoch genug zu schätzender Vorzug unserer in den letzten Dezennien so gewaltig gesteigerten Kultur ist die gleichmäßige Erhöhung der Ansprüche, die man jetzt allgemein an das Leben zu stellen pflegt. Unsere ganze Lebenshaltung, der als unbedingt notwendig angesehene Komfort ist unendlich gestiegen. Das Leben, das unsere bescheidenen, arglosen Vorfahren geführt, würde unserer Generation unerträglich erscheinen. Kleine, beschränkte Wohnungen mit sehr niedrigen Zimmern, keine Badeeinrichtung, ohne Gas und elektrisches Licht, gewisse notwendige Räume weit hinten im Hof liegend, in dem auch die Pumpe stand, von der jeder Eimer Wasser ins Haus geholt werden mußte — man begreift es nicht, wie unsere Vorfahren ein nach unserer Ansicht so freudenloses Dasein haben ertragen können.

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir nicht unterlassen, der großen Verdienste zu gedenken, die sich Justus von Liebig — ein wahrer Wohltäter des Menschengeschlechtes — durch seine bahnbrechenden chemischen Untersuchungen um Industrie, Landwirtschaft und Volksernährung erworben hat. Er war der Erste, der es wagen durfte, die Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung in seinen „chemischen Briefen" zu popularisieren.

Alle Städte und die meisten Dörfer erfreuen sich jetzt gutgepflasterter Straßen und breiter Trottoirs, von denen die früher dort lagernden Misthaufen verschwunden sind. Für ausreichende Beleuchtung durch Gas und Elektrizität ist überall gesorgt und die großen Wasserleitungen befördern das oft weither geholte gute, zum Kochen, Reinigen und Spülen unentbehrliche Wasser bis in die höchsten Stockwerke der Häuser.

Dazu kommt die vom Staate und von den Gemeinden gehandhabte Hygiene, der wir eine Reihe wertvollster sanitärer Einrichtungen zu verdanken haben, durch die Leben und Gesundheit vor den drohenden Gefahren des modernen Verkehrs bewahrt bleiben. Genaue Vorschriften bestimmen für neue Bauten die Größe der Wohn- und Schlafräume und sichern die Zufuhr der nötigen frischen Luft, öffentliche Badeanstalten geben auch dem weniger bemittelten Teile des Volkes, der nicht über eigene Badeeinrichtungen verfügt, billige und bequeme Gelegenheit der körperlichen Reinigung; Nahrungsmittelämter sorgen für die Untersuchung der unentbehrlichen Lebensmittel; die Trichinenschau hat sich vorzüglich bewährt und verhindert die Entstehung jener verhängnisvollen Krankheit, von deren Ursache man früher keine Ahnung hatte; vorzüglich angelegte und unter bester ärztlicher Leitung

stehende Krankenhäuser sind der Aufnahme und Verpflegung der Kranken gewidmet, die in der Enge der Familienwohnung nicht ausreichende Pflege finden können, oder wegen Gefahr der Ansteckung isoliert werden müssen; die unglücklichsten Kranken, deren Geist umnachtet ist, werden in großen Irrenanstalten untergebracht, in denen sie freundliche Hütung und, wenn noch möglich, Heilung finden, und ausgezeichnet organisierte Berufs- oder freiwillige Feuerwehren nehmen mutig den Kampf auf mit dem verheerenden Elemente und retten die Menschen und ihr Hab und Gut vor der Zerstörung.

Auch auf den Gebieten, die vorzugsweise den menschlichen Geist beschäftigen, hat die moderne Entwickelung einen im ganzen günstigen Verlauf genommen. Die neue Zeit datiert von der großen französischen Revolution von 1789, deren segensreiche Wirkung, wenn wir von den verabscheuungswürdigen Ausschreitungen ihrer Urheber absehen, nicht leicht überschätzt werden kann. Unter ihren gewaltigen, wohltätigen Nachwirkungen hat sich der geschichtliche Gang des XIX. Jahrhunderts vollzogen, welches sich in zwei scharf abgegrenzte Perioden teilt. Das Scheidejahr bildet das Jahr 1848.

Zunächst mag kurz die äußere Geschichte berührt werden. Nach der Beseitigung des französischen Kaisertums setzt die Restauration ein, die in allen europäischen Staaten eine wilde, verderbliche Reaktion zur Folge hatte. Das nächste erfreuliche politische Ereignis war die französische Revolution von 1830, die die Bourbonen-Dynastie, die nichts gelernt und nichts vergessen hatte, hoffentlich auf ewige Zeiten beseitigte. Welche Bedeutung man

überall dieser Umwälzung beilegte, und welche Hoffnungen an sie in den edelsten Kreisen auch unserer Nation geknüpft wurden, das spiegelt sich am klarsten wieder in den auch heute noch lesenswerten, ebenso freimütig wie geistreich geschriebenen „Pariser Briefen" von Ludwig Börne, die in den besten Köpfen des deutschen Volkes einen starken Widerhall fanden. Als glückliches Ergebnis der griechischen Freiheitskämpfe wurde die Türkenherrschaft beseitigt und das griechische Königreich konstituiert. Gleichzeitig vollzog sich die Losreißung der flandrischen und brabantischen Provinzen von den Niederlanden und die Bildung des Königreichs Belgien, die von den Liberalen aller Länder lebhaft begrüßt wurden und über die Schmach und das Elend der inneren Reaktion einigermaßen hinwegzutäuschen geeignet waren. Dann folgten 1848 die Vertreibung der Orleans, die Proklamierung der zweiten französischen Republik und das zweite Kaisertum mit Napoleon III., 1854—1856 der französisch-englisch-russische Krieg, 1859 der Krieg zwischen Frankreich, Sardinien und Österreich, dessen unglücklicher Ausgang letzterem den besten Teil seiner italienischen Provinzen kostete, und das Trauerspiel von Mexiko, das seinen bedauernswerten Abschluß fand, als der von Napoleon im Stich gelassene Kaiser Maximilian auf Befehl des Präsidenten Juarez in der Ebene von Queretaro unter den Klängen der Paloma erschossen wurde.

Die größte Umwälzung vollzog sich in der für die gesamte politische Konstellation folgenschweren Periode von 1864 bis 1871, in der nach dem dänischen Kriege von 1864 im Kriege von 1866 die Vorherrschaft Österreichs gebrochen und durch den großen französischen Krieg das zweite französische Kaisertum zertrümmert und Deutsch-

lands Einigung mit der Spitze des Deutschen Kaisers in der Person des Königs von Preußen errungen wurde. Über die Bedeutung dieser Ereignisse ist kein Wort zu verlieren. Deutschland wurde die tonangebende Macht und ist es auch nach dem Sturze Bismarcks, dessen geniale, unvergleichliche Staatskunst den erreichten Erfolg nicht erschüttern ließ, bis jetzt geblieben.

Eine weitere unmittelbare Folge war die durch Mazzini und Cavour vorbereitete und von Garibaldi glänzend ins Werk gesetzte Befreiung Italiens, die Aufhebung der verschiedenen Einzelstaaten, einschließlich des Kirchenstaates, die Vertreibung der herrschenden Fürstenhäuser und die Vereinigung zu einem Königreiche unter dem Hause Savoyen.

Von harten Schicksalsschlägen wurde das schwer geprüfte „schöne" Spanien heimgesucht. Auf Ferdinand VII. folgte seine, der Ehe mit Maria Christine entstammende Tochter Isabella auf Grund des von ihm wiederhergestellten Gesetzes über die Zulässigkeit der weiblichen Thronfolge. Da sein Bruder Don Carlos die Anerkennung verweigerte, kam es zu langwierigen, mit wechselndem Erfolge geführten Bürgerkriegen, die später durch die unerquicklichen inneren Streitigkeiten zwischen den Moderados (Narvaez) und den Progressisten (Espartero) abgelöst wurden. Nach Isabellas Tode 1868 wurde nach einer vom General Prim geleiteten Revolution Serrano zum Regenten bestellt und sodann 1870 Amadeus von Savoyen zum Könige gewählt. Er legte schon 1873 die Krone nieder, worauf nach zweijähriger Republik der Sohn Isabellas als Alphons XII. den Thron bestieg, dem dann 1885 sein Sohn Alphons XIII. folgte.

Zu den wichtigen politischen Ereignissen gehören

noch die Konsolidierung der Fürstentümer Wallachei und Moldau zu einem selbständigen Königreiche mit einem Hohenzollern und der Carmen Sylva auf dem Throne, die spätere Loßreißung Bulgariens von der türkischen Herrschaft und die Erhebung zu selbständigem Fürstentume mit einem Koburger Prinzen an der Spitze, sowie die serbischen Wirren. Die herrschende Familie der Obrenowitsch wurde 1842 von den Karageorgiewitsch vertrieben. 1858 gelangten die ersteren wieder in den Besitz der Macht; nach dem gewaltsamen Tode des Königs Alexander wurde dann wieder die andere Dynastie auf den Thron berufen.

Zu erwähnen sind sodann noch der mit der Niederlage der Türken endigende russisch-türkische Krieg von 1877—78, der Krieg der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Spanien, der letzterem seine herrlichen westindischen Kolonien kostete (1898), der Krieg Englands gegen die Buren (1899—1902), der die ganze Welt in Spannung versetzte*), und die gemeinschaftliche Aktion der europäischen Großmächte, der Vereinigten Staaten und Japans gegen China, das sich als unfähig erwiesen hatte, die Fremden innerhalb seines Gebietes zu schützen. Endlich sei noch erinnert an die Ereignisse in Brasilien, das sich 1822 als Kaisertum konstituiert hatte, 1889 jedoch seinen zweiten Kaiser aus der portugiesischen Dynastie, Pedro II., wieder absetzte und die Republik proklamierte,

*) Die Sympathien der anderen Völker standen fast ausschließlich auf der Seite der Buren. Ich nahm damals offen Stellung zu Gunsten der Engländer, die ich in dem Konflikte als die berufenen Vertreter der Zivilisation betrachtete, und habe mir dadurch manchen Tadel auch von befreundeter Seite zugezogen.

und an den großen Nordamerikanischen Bürgerkrieg von 1861—1863, dessen Siegespreis die Abschaffung der Sklaverei und die von Jahr zu Jahr sich steigernde Machtstellung der gewaltigen Republik war. Schließlich weise ich noch hin auf den russisch-japanischen Krieg, der noch in aller Erinnerung lebt, und dessen schmachvoller Ausgang der staunenden Welt die innere Faulheit und Morschheit des russischen tönernen Kolosses und seine Kraftlosigkeit offenbarte.

Über die innere politische Entwickelung ist für die Zeit bis etwa 1860 (ich beschränke mich auf die deutschen Verhältnisse) im ganzen nur viel Ungünstiges zu berichten. Die bereits in der Bundesakte zugesagte und vom König Friedrich Wilhelm III. noch besonders versprochene Verfassung wurde nicht gewährt, das in weiten Kreisen des Volkes allmählich erwachte Freiheits- und Nationalgefühl vielmehr schonungslos zu unterdrücken gesucht. Noch in den 1830er Jahren haben viele edle Männer ihren Glauben an Recht und Gerechtigkeit und ihre Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande bitter büßen müssen und sind der Reaktion des erstarkten Absolutismus zum Opfer gefallen. Ich brauche nur an die sieben Göttinger Professoren zu erinnern, die dem Verfassungsbruch des Hannoverschen Königs Ernst August mannhaft zu widerstehen wagten. Insbesondere hatte unter der Herrschaft jener elenden Schmalz-Kampf-Gesellen die Jugend zu leiden, die sich in dem Ringen um die liberalen Ideale in die vorderste Reihe der Kämpfer stellte; manche hoffnungsvolle Jugendblüte ist damals mit roher Hand geknickt worden. Indes ließen sich trotz aller Ausschreitungen

einer blindwütigen Reaktion, trotz aller Verfolgungen und Drangsalierungen die liberalen Ideen nicht mehr unterdrücken; die Völker erwachten allmählich zu bewußtem Leben!

Das Jahr 1848 war das Todesjahr des Absolutismus. Preußen erhielt seine nach einigen Jahren wieder revidierte Verfassung und in Frankfurt trat unter dem Jubel der Nation das erste deutsche Parlament zusammen. Wenngleich dieser Versuch, die so heißersehnte Freiheit und Einigkeit des deutschen Volkes zu erreichen, nur von kurzer Dauer war und an der wieder zur Herrschaft gelangten Reaktion scheitern mußte, so hat er doch dazu gedient, den Übergang zum konstitutionellen Verfassungsleben vorzubereiten, der sich, wie in den andern Ländern, unter harten Kämpfen und nach mancherlei Rückfällen vollzog. Kein Staat, auch diejenigen nicht, in denen der Absolutismus die stärksten Wurzeln geschlagen zu haben schien, vermochte dem Zuge der Zeit zu widerstehen und dem Volke das Recht auf Teilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung zu verweigern. In die zweite Hälfte der 30er Jahre fallen auch die bekannten kirchlichen Wirren, welche zur Verhaftung der beiden Erzbischöfe von Köln und von Posen führten. In der Sache selbst war der Staat in seinem vollen Rechte; sein verhängnisvoller Fehler war die Anwendung von Gewaltmitteln. Der Streit wurde von Friedrich Wilhelm IV. in unrühmlicher Weise zu Ende geführt. Die jammervolle Regierung dieses Fürsten, der die deutsche Kaiserkrone aus der Hand des Parlaments anzunehmen sich weigerte, ist überhaupt die Periode des schlimmsten Tiefstandes in der preußischen Geschichte. Zu seinen Gunsten wird man vielleicht annehmen dürfen, daß seine Geisteskrankheit schon

lange vor Errichtung der Regentschaft seine geistigen Fähigkeiten aufgehoben hatte. Der siegreiche Ausgang des Streites hatte offenbar den Heißspornen in der katholischen Kirche den Mut gestählt. Im Jahre 1844 trug der Bischof Arnoldi von Trier kein Bedenken, den sog. „heiligen Rock" zur Verehrung der Gläubigen öffentlich auszustellen. Diese Verherrlichung krassen Aberglaubens wurde in allen gebildeten Kreisen tief beklagt und als eine Beleidigung des gesunden Menschenverstandes empfunden. Auch in den Kreisen der katholischen Geistlichkeit selbst regte sich die Opposition. Unter Führung der schlesischen Kapläne Ronge und Czerski bildeten sich überall deutsch-katholische Gemeinden, die in der ersten Erregung starken Zulauf fanden. Die Hoffnungen, welche man an diese Bewegung knüpfen durfte, haben sich nicht erfüllt; sie scheiterte an dem religiösen Indifferentismus der großen Masse des Volkes und an der machtvollen Organisation der katholischen Kirche.

Bei der Charakterisierung der politischen Zustände der letzten 75 Jahre darf die auffallende und wenig erfreuliche Erscheinung nicht unerwähnt bleiben, die in der geradezu erschreckend zunehmenden Zahl der Attentate sich kundgegeben hat.

In Frankreich führte die politische Erregung zu wiederholten Attentatsversuchen gegen den Bürgerkönig Ludwig Philipp und gegen den Kaiser Napoleon. Das größte Aufsehen erregte wegen seiner eigentümlichen Motive 1858 das Attentat von Orsini und Genossen. Durch die Hand eines Meuchelmörders fiel 1894 der Präsident der Republik Sadi Carnot, gegen dessen Amtsführung nicht der leiseste Vorwurf erhoben werden konnte.

Italien, das sich rühmen durfte, seit der 1848 erfolgten Ermordung des päpstlichen Ministers, Grafen Rossi, von politischen Attentaten verschont geblieben zu sein, mußte 1906 die entsetzliche Bluttat von Monza erleben, der sein mit Recht allgemein verehrter König Umberto erlag.

In Rußland war es die mit furchtbarer Grausamkeit durch Nihilisten vollzogene Ermordung des Zaren Alexander II., die 1881 die ganze Welt in Aufregung versetzte. Dieses sowie das 1905 in ähnlich grauenhafter Weise verübte Attentat gegen den Großfürsten Sergius waren die traurigen Folgen der ganz unhaltbar gewordenen politischen Zustände.

In Deutschland ist, abgesehen von der lächerlichen Tragikomödie des Bürgermeisters Tschech erfreulicherweise nur von den mißglückten Mordversuchen zu berichten, die 1860 und 1874 gegen Bismarck und 1878 zweimal gegen Kaiser Wilhelm I. gerichtet waren, der beim letzten Male leider nicht unerheblich verletzt wurde.

Österreichs Kaiserin Elisabeth, eine edle, schwer heimgesuchte Dulderin auf dem Kaiserthrone, wurde 1898 von einem fanatischen Anarchisten in Genf ermordet.

Den größten Abscheu erregte 1903 die blutige, in ihren Einzelheiten entsetzliche Katastrophe, die sich im Konak zu Belgrad vollzog und den grausigen Tod des jungen serbischen Königs Alexander und seiner Draga durch die verschworenen Offiziere bewirkte.

Portugal liefert den jüngsten Beitrag zur Geschichte der Attentate. Anfangs 1908 wurden König Carlos und der Kronprinz die Opfer einer Verschwörung, die die mißlichen politischen Verhältnisse durch das verwerfliche Mittel des Königsmordes zu ändern suchte.

Von den außereuropäischen Staaten kommt nur noch

die nordamerikanische Union in Betracht. Drei Präsidenten, hochangesehene und verdiente Männer, 1865 der brave Abraham Lincoln, der den Sezessionskrieg zu glorreichem Ende geführt hatte, 1881 Garfield und 1901 Mac Kinley, erlitten durch die Hand feiger Mordbuben den Tod für die großen Verdienste, die sie sich um das Vaterland erworben.

Alle diese Ereignisse, die uns mit Beschämung und Entrüstung erfüllen müssen, sind die Auswüchse jener gewaltigen Bewegung auf sozialem Gebiete, der die internationale Sozialdemokratie ihre Entstehung und erstaunliche Ausdehnung zu verdanken hat. Die von ihr propagierten Ideen, die auf einer zersetzenden Kritik der bestehenden ökonomischen Zustände beruhten, mußten in den unklaren Köpfen ihrer zum größten Teile ganz unreifen Anhänger die Vorstellung erwecken, daß nur mit Gewalt und Schrecken die ihnen gepredigte Ausbeutung der Arbeiter durch die herrschenden Klassen beseitigt werden könne. Es sonderte sich allmählich in allen Ländern ein kleiner Flügel ab, die Partei der Anarchisten, deren Mitglieder den Meuchelmord verherrlichen und in ihm gerade das beste und erlaubte Mittel erblicken, die von ihnen gehaßte gesellschaftliche Ordnung zu stürzen. Bei näherer Betrachtung wird man freilich zu dem für viele überraschenden Resultate gelangen, daß die Tendenzen des Anarchismus dem Wesen der Sozialdemokratie schnurstracks zuwiderlaufen, da sie, im Gegensatze zu den Meinungen des Sozialismus, gerade den Individualismus auf die Spitze trieben. So wunderlich es auch klingen mag: man könnte versucht sein, in den Lehren von Max Stirner und von Friedrich Nietzsche die wissenschaftliche und philosophische Begründung des Anarchismus zu erblicken.

Die Naturwissenschaften haben in den letzten 75 Jahren einen unerhörten Aufschwung genommen. Die Fortschritte in der Beherrschung der Naturkräfte, in der auf Technik und Chemie gestützten Industrie haben eine fast schwindelhafte Höhe erreicht, so daß man fast meinen könnte, ein weiteres Aufsteigen sei nicht mehr möglich. Es geht indes immer rastlos weiter, das gerade lebende Geschlecht genießt arg- und sorgenlos die Errungenschaften vergangener Zeiten und ahnt es nicht, daß sie nur die schwer erkämpften Erfolge heißer Arbeit gewesen sind. Und dann baut die Menschheit auf der gewonnenen Grundlage weiter, ohne sich eine Ruhepause zu gönnen. Daß es eine endlich erreichte Spitze geben könne, über die hinaus die menschliche Kraft versagt, das kommt den Menschen nicht in den Sinn.

Ganz anders liegt die Sache auf dem Gebiete der Nationalökonomie. Die Entwickelung geht hier langsamer, in vielen Schlangenlinien über Berg und Tal, bald rüstig vorwärts strebend, bald rückwärts, bald in raschem Laufe, bald langsam zurückweichend. Es ist eine interessante Aufgabe, diese verschiedene Bewegung an einzelnen Beispielen aus der Zeit der letzten 75 Jahre zu verfolgen.

Die grundlegenden Lehren Adam Smiths, des großen Schotten, hatten, trotz aller Anfeindungen, nach Aufhebung der verderblichen und vergeblichen Kontinentalsperre in den ersten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts bei allen Völkern immer tieferes Verständnis und Anerkennung gefunden. Insbesondere war in Preußen durch erleuchtete Staatsmänner die richtige und freie Auffassung von den Bedingungen der Volkswohlfahrt zur Geltung gebracht und durch die Gründung des Zollvereins in die Erscheinung

getreten. Es bildete sich allmählich die allgemeine Überzeugung, daß Gewerbe und Verkehr, um ihren Aufgaben in gleichmäßigem Interesse aller Kreise gerecht zu werden, von allen hemmenden Fesseln und lästigen Schranken befreit werden müßten. Dieser Grundsatz, der durch das damals herrschende philosophische System unterstützt wurde, kam vollständig zum Durchbruch, seit in der Mitte der 1840er Jahre in England infolge der geschickten Agitation der von Bright und Cobden geführten Antikornlawliga vom Parlament die Aufhebung der Kornzölle beschlossen wurde. Seit diesen Tagen rang sich die Freihandelstheorie überall zur vollen Herrschaft durch und fand in den bedeutendsten Lehrern und Vertretern der Nationalökonomie ebenso glänzende wie begeisterte Apostel. Als bestes Mittel, dem ersehnten Ziele der vollen Handelsfreiheit unter den Nationen näher zu kommen, galt der Abschluß von Handelsverträgen mit der Klausel der Meistbegünstigung. Als in der Mitte der 1860er Jahre Frankreich, England und Deutschland diesen Weg betraten und ihre Handelsverträge schlossen, konnte der Sieg der Freihandelsidee als dauernd gesichert angesehen werden. Am deutlichsten dokumentierte sich der allgemeine Fortschritt auf dem Gebiete der Volkswirtschaft mit seinen segensreichen Folgeerscheinungen in den großen Weltausstellungen, deren erste 1851 in London, die zweite 1855 in Paris, die dritte 1862 wieder in London veranstaltet wurden und später in fast allen Nationen Nachahmung fanden. Sie brachten die getrennten Völker einander näher und wurden als Bürgschaften des Weltfriedens lebhaft begrüßt. Im Ersten Deutschen Reichstage beeilte sich Bismarck, namens der Bundesregierungen den Gesetzentwurf auf völlige Aufhebung der Eisenzölle vorzulegen,

der mit einigen, vom Reichstage beschlossenen Milderungen angenommen wurde. Wer damals den Freihandel hätte bekämpfen und Schutzzölle hätte verteidigen wollen, würde als vollkommener Tor verlacht und als reif für das Irrenhaus betrachtet worden sein.

Wie anders ist das seit 1879 geworden! Bismarck, der übrigens in volkswirtschaftlichen Fragen nur ungenügende Kenntnisse besaß, glaubte den Zeitpunkt für gekommen, zur Befestigung der von ihm verfolgten Politik es mit einer neuen Konstellation der Parteien versuchen zu müssen. Er hatte mit dem Zentrum einen vorläufigen Frieden geschlossen und bald erkannt, daß diese Partei gegen Konzessionen in kirchlichen Dingen für alles zu haben sei. Der Streit mit der konservativen Partei war längst überwunden und vergessen. Wie er damals die Sozialdemokratie begünstigt hatte, um mit ihrer Hilfe die freiheitlichen Elemente zurückzudrängen, so begrüßte er jetzt freudig den sich allmählich herausbildenden Bund der Landwirte und inaugurierte damit die letzte Periode seiner Wirksamkeit, in der eine konservativ-klerikal-agrarische Majorität zur Herrschaft gelangte. Wunderbar war vor allem die schnelle Wendung der Vertreter der Landwirtschaft, die bisher die eifrigsten Anhänger des Freihandels gewesen waren und sich nun zu stürmischen Verfechtern der entgegengesetzten Anschauungen bekehren ließen. Mit dem Rufe nach Schutz der nationalen Landwirtschaft wurden die begehrlichen Triebe der Agrarier geweckt, die sich in rücksichtslosem Egoismus recht bald zu leider nur zu sehr gelungenen Versuchen der Ausbeutung des ganzen Volkes entfalteten.

Der Liberalismus wurde aus der Reihe der maßgebenden Faktoren ausgeschaltet und einer wüsten Reak-

tion auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik Tor und Tür geöffnet. Dieser bis in die letzten Zeiten dauernden Ära hat das arme deutsche Volk die Menge schlechter, verwerflicher Gesetze zu verdanken, unter deren kaum erträglichem Drucke es so schwer zu leiden hat. In ihr vollzog sich in vollendetem Gegensatze zu den früher geltenden liberalen Anschauungen der Umschwung zu einer Hochschutzzollpolitik, die auch vor den gewagtesten Experimenten nicht zurückschreckte und sich nicht scheute, selbst die für die breiten Massen des Volkes notwendigen Lebensmittel mit Zöllen zu belegen und dadurch künstlich zu verteuern. In jenen früheren, besseren Zeiten würde man dies nicht allein für eine politische Torheit, man würde es für ein schweres Verbrechen gehalten haben. Es würde die mir gesteckte Grenze weit überschreiten, wollte ich mit wissenschaftlichen Gründen den Nachweis der Verkehrtheit dieser wirtschaftlichen Richtung erbringen. Aber es verdient doch hervorgehoben zu werden, wie unwissenschaftlich und konfus damals der Abfall von der früheren Theorie zu rechtfertigen versucht wurde. Man warf die Fragen der Finanzzölle und der Schutzzölle vollständig durcheinander und glaubte, das durch den Hinweis auf die verhängnisvollen Folgen doch einigermaßen beunruhigte Gewissen durch die Notwendigkeit größerer Mittel beschwichtigen zu können, die zur Durchführung der damals begonnenen sozialen Gesetzgebung nicht zu entbehren seien. Ich erinnere mich noch genau der Unterredung mit einem hervorragenden Führer der Zentrumspartei, der auf meine Einwendungen mit ernsthafter Miene und im Brusttone vollster Überzeugung mich dahin belehrte, daß es doch so einfach und so schön sei, wenn infolge der auf die einzuführenden Produkte gelegten

Zölle das Ausland die für unsere Staatszwecke erforderlichen Geldmittel aufbringen müßte! Alle Erfahrungen der Vergangenheit schienen vergessen zu sein und die ganze gewaltige geistige Arbeit der Männer der Wissenschaft seit Adam Smith war vergeblich gewesen. Nur mit einem Scheine von Recht stützten sich die Schutzzöllner auf Friedrich List, übersahen aber dabei, daß dieser viel verkannte, um Deutschland hochverdiente Schriftsteller ein Schutzzollsystem nur für ein vorübergehendes Stadium der Entwickelung empfohlen hatte.

In den letzten Jahren durfte man sich über leise Anzeichen freuen, die auf eine Gesundung unserer traurigen Zustände zu deuten schienen. Selbstverständlich kann kein einzelner Staat — abgesehen von England, das sich nach seinen eigentümlichen Verhältnissen den Luxus einer einseitigen Freihandelspolitik erlauben darf — seine Zölle aufheben oder ermäßigen; es muß vielmehr dahin gestrebt werden, daß alle Staaten freiere Bahnen betreten und allmählich dem Ideale des uneingeschränkten Freihandels für die ganze Welt näher zu kommen suchen. Die Schranken, die den freien Verkehr unter den Nationen hindern oder beengen, sind stets ein Zeichen geistiger Depression.

Freilich hat der konservativ-klerikale Ansturm nicht alle Errungenschaften des ersten Dezenniums des Deutschen Reiches zu vernichten vermocht, soweit sie sich als Verkörperungen der liberalen Ideen darstellen. Namentlich hat die einheitliche Goldwährung und das Münzsystem allen Angriffen standgehalten. Den wirklichen Wert dieser Reformen kann nur der voll ermessen, der die jammer-

volle Misere der früheren Zeit selbst hat erleben müssen. Weder Währung noch Münzsystem waren einheitlich gestaltet; jedes der vielen deutschen Vaterländchen folgte seinen eigenen Bahnen und wachte mit eifersüchtigen Augen über die Hoheitsrechte seines Münzregals. Der Geldverkehr wurde durch Silber, Kupfer und Papier vermittelt, die in jedem Staate mit anderer Geltung und in anderer Form hergestellt wurden. Goldmünzen waren ein ungewohnter Anblick; man sah und verwandte sie nur bei besonderen Gelegenheiten, z. B. bei den Immatrikulationen der Studenten und bei Hochzeiten als Abgabe an die trauenden Geistlichen. Das Metallgeld, Pfennige, Groschen und Taler, wurden in ungenügenden Mengen geprägt, ausländische Stücke fanden bereitwillige Aufnahme, wie z. B. die belgischen 2 Pfennig-Stücke. Das kursierende, abgegriffene und abgeschlissene Silbergeld hatte bei weitem nicht den ihm gesetzlich zukommenden Metallwert, und das umlaufende halbzerrissene, schmutzige Papiergeld war ein steter Gegenstand der Entrüstung und des Spottes und wurde nur ungern angenommen. Die Goldwährung, deren Segnungen wir uns jetzt gedankenlos erfreuen, hat harte Kämpfe zu bestehen gehabt, sie hat indes allen Angriffen törichter Silber- und Doppelwährungsmänner siegreich widerstanden. Ihre Einführung im Deutschen Reiche hat auch befruchtend und anregend auf andere Staaten eingewirkt und zu erfolgreichen Versuchen, der Goldwährung näher zu kommen, auch dort geführt. Ich habe es nur immer bedauert, daß, was das Münzsystem betrifft, Reichsregierung und Reichstag sich nicht dazu entschließen konnten, das Franc-System zu adoptieren und dadurch die Angliederung an die romanische Staatenfamilie herzustellen. Wir wollen indes nicht

klagen, die Einheitlichkeit im Deutschen Reiche ist an sich ein hocherfreulicher Gewinn.

Von großer finanzieller Bedeutung war gleichfalls die Ausdehnung der Preußischen Bank auf das Deutsche Reich. Ihre segensreiche Wirksamkeit ist mit haltbaren Gründen niemals angezweifelt worden. Nur in den kurzsichtigen Augen des eigennützigen Agrariertums bildet die Reichsbank einen gern behandelten Gegenstand neidischen und habgierigen Verlangens. Die Agrarier mögen übrigens den Bogen nicht zu stark überspannen; es könnten sonst die Tage kommen, in denen sich durch sie geweckte andere Strömungen geltend machen und immer lauter Forderungen erhoben werden, die auf Einführung wirklicher, nicht auf den ager publicus beschränkter „leges agrariae“ gerichtet sein werden, über deren Bedeutung sie sich in der römischen Geschichte nähere Aufklärung holen können.

Ein zweites Beispiel des Niederganges will ich einem nahe verwandten Gebiete entlehnen. Von den großen, der liberalen Weltanschauung entspringenden volkswirtschaftlichen Prinzipien war es vor allem die Idee der Selbsthilfe, die sich die allgemeine Anerkennung eroberte, in den weitesten Kreisen mit einer gewissen Begeisterung aufgenommen und in das praktische Leben übersetzt wurde. „Selbst ist der Mann“ und „Jeder ist seines Glückes Schmied“, das waren die Wahlsprüche, die man dem veralteten Glauben an die Weisheit und Allmacht des Staates entgegensetzte. Im stolzen Vertrauen auf die eigene Kraft glaubte man, die Hilfe des Staates entbehren und dessen Aufgabe auf die äußere und innere Sicherheit des Landes und des

Volkes beschränken zu können. Ausgerüstet mit redlichem Willen verlangte man in berechtigtem Bürgerstolze nichts als Freiheit der Bewegung und Betätigung der durch körperliche und geistige Schulung gestählten Kräfte. Und wenn es dem Einzelnen nicht möglich war, die ihm durch das Leben gestellten Aufgaben mit den eigenen unzulänglichen Kräften zu bewältigen, dann war es das andere, große, um die Mitte des XIX. Jahrhunderts um die Herrschaft ringende Prinzip, das Prinzip der freien Assoziation, das in den verschiedenartigsten, dem jedesmaligen Bedürfnisse sich anpassenden Formen die Gelegenheit bot, die zerstreuten Kräfte zu sammeln und zu vereinter Tätigkeit zu verwenden, ohne die Individualität und den freien Willen des Einzelnen aufzuheben. Der Wirksamkeit dieser beiden Prinzipien, die in der staatlichen Gesetzgebung entsprechenden, verständnisvollen Ausdruck fanden, entsprang jene gewaltige Arbeitsleistung der letzten 50 Jahre, deren glänzende Resultate unserer Zeit ihr eigentümliches Gepräge geben und immerdar das gerechte Staunen der Nachwelt erregen werden. Auf allen Gebieten der Volkswirtschaft, in Gewerbe, Handel und Industrie, treten dieselben segensreichen Erscheinungen zu Tage. Die großartigen Unternehmungen, die den Personen- und Güterverkehr zu Wasser und zu Lande bis zu einer fast schwindelnden Höhe gehoben haben, das ganze Versicherungswesen und nicht zum mindesten jene noch jetzt wirkenden mannigfaltigen Gesellschaften und Genossenschaften, die die schwachen Kräfte der arbeitenden Klasse zu stärken sich zum Ziele gesetzt haben, legen ein ruhmvolles Zeugnis ab für das erfolgreiche Ringen und Streben, das leider, vorläufig wenigstens, seinen Abschluß gefunden hat. Die Selbsthilfe hat der modernen Staats-

weisheit, die Vernunft und Wissenschaft verachtet und mit hochmütigem Lächeln auf die von ihr geschmähten Lehren einer großen Zeit herabsieht, allmählich weichen müssen. Man vertraut nicht mehr der eigenen Kraft, sondern nur der Allmacht des Staates, von dem man alles verlangen zu müssen glaubt. Nach zwei Richtungen hat sich diese Wandlung vollzogen.

Die Verstaatlichung und Monopolisierung großer Betriebe hat nicht allein bei den Inhabern der Staatsgewalt warme Befürwortung gefunden, man hat sie auch theoretisch zu rechtfertigen gesucht. Jedenfalls ist die Idee in den meisten Staaten auf fruchtbaren Boden gefallen und hat sich in der praktischen Durchführung nach gewissen Richtungen auch vorzüglich bewährt. Den Staatsregierungen ist dadurch, so namentlich durch den staatlichen Eisenbahnbetrieb, eine neue, ergiebige und sich stets noch in ihrer Ertragsfähigkeit steigernde Einnahmequelle eröffnet worden. Diese und andere augenfällige Vorteile haben die Bedenken zurückgedrängt, welche sich von selbst daraus ergeben, daß weite, der Ausdehnung und Verbesserung fähige und bedürftige Betriebe dem schärfer blickenden und kühner arbeitenden Geiste des privaten Unternehmertums entzogen werden und zugleich in unerfreulichem Maße die Menge der von den jeweiligen Machthabern abhängigen Beamten vermehren. Die Licht- und Schattenseiten dürften sich ungefähr ausgleichen.

Die widerlichste Mißgeburt der Reaktion war der Durchbruch der eben gewonnenen und freudig begrüßten Gewerbefreiheit durch die Auffrischung des Zunft- und Innungswesens. Man hätte einen derartigen Rückfall in veraltete und verrottete Zustände, die nur noch in den rückständigsten Staaten künstlich konserviert wurden, und

jahrzehntelang nur noch Gegenstand des Spottes und mitleidigen Lächelns gewesen waren, nicht für möglich halten sollen. Dem Handwerkerstande wurde solange und eindringlich vorgeredet, daß er Rettung vor dem Untergange, dem er durch die rücksichtslos vorwärtsschreitende Industrie verfallen sei, nur durch die Hand des allmächtigen Staates zu hoffen habe, bis die Handwerker sich betören ließen und sich den nach Staatshilfe schreienden Interessentengruppen anschlossen. Die Lehren aus den unleidlichen Zuständen der Vergangenheit wurden nicht beachtet, das Vertrauen auf die eigene Kraft ging verloren und geblendet durch kostspielige Innungsspielereien ertrug man willig das Gängelband polizeilicher Bevormundung.

Ganz eigenartig gestalten sich die Dinge auf dem Gebiete der eigentlichen sozialen Gesetzgebung. Der Wunsch, dem notleidenden Teile der Bevölkerung beizustehen, den Schwachen zu helfen und ihnen in den Fällen der Krankheit und sonstigen Unglücks ihre traurige Lage zu erleichtern, ist zu natürlich und entspricht so sehr dem schönsten Zuge des menschlichen Herzens, daß jeder Versuch zur Verwirklichung dieses edlen Gedankens nur freudig begrüßt werden muß. Daß bei der Abwälzung der Lasten auf die stärkeren Schultern von den besser gestellten Kreisen schwere Opfer gebracht werden müssen, versteht sich von selbst. Auch das darf uns nicht irre machen, daß jene großen Ideen des Humanismus zu ihrer Durchführung des staatlichen Zwanges bedürfen: Das Himmelreich leidet eben Gewalt. Es kann ja auch mit Genugtuung festgestellt werden, daß die bereits ins Werk gesetzten Zwangsmaßregeln und Zwangsorganisationen, die Kranken-, Unfall-, Alters- und Invalidenkassen, bis jetzt im ganzen nur segensreich gewirkt haben. Deutschland ist auf dieser

Bahn vorangegangen und für die anderen Staaten vorbildlich geworden. Das aber muß unter allen Umständen gefordert werden, daß Maß gehalten und die durch die Notwendigkeit gezogene Grenze nicht überschritten wird. Hierin liegt die große Gefahr; ich fürchte, daß in dem edlen Wettstreite der Parteien, in immer neuen Schöpfungen auf Kosten Anderer Wohltätigkeit zu üben, schon des Guten zu viel getan worden ist. Das private Vermögen der Einzelnen darf nicht weiter staatlich in Anspruch genommen werden, als die Notwendigkeit es unbedingt erfordert. Man kommt sonst zu immer stärkeren Expropriationen und gerät in den unheilbaren Widerspruch, die sozialistischen Irrlehren, die die Grundlagen des Staates und der Gesellschaft bedrohen, bekämpfen zu müssen und auf der anderen Seite durch den Staatssozialismus jenen Lehren die praktische Rechtfertigung zu geben. Und es verdient doch endlich auch einmal gesagt zu werden, wie unendlich viel höher jene echte, warme Liebe zu bewerten ist, die im Stillen, ohne viel Aufhebens davon zu machen, mit eigenen, oft vielleicht nur geringen Mitteln die Not des darbenden Nächsten zu lindern sich bemüht, als das geräuschvolle Gebahren jener Sorte von Leuten, die sich laut ihrer Arbeiterfreundlichkeit rühmen, in hohen Tönen von der sozialen Aufgabe reden, die sie mit großem Eifer für Staat und Gemeinde zu konstruieren wissen, und darin die bequeme Entschuldigung dafür finden, die eigenen Taschen recht fest zugeknöpft zu halten.

Interessant ist die Beobachtung, daß gerade die Zentrumspartei es ist, welche sich mit großem Eifer an der sozialen Gesetzgebung beteiligt und sich dieses Verdienstes, das ihr nicht geschmälert werden soll, mit Vorliebe zu rühmen pflegt. Diese Erscheinung erklärt sich

einfach aus dem Wesen der katholischen Kirche, deren Anschauungen das Zentrum vertritt. Es liegt im Prinzip der katholischen Lehre begründet, den Menschen das Bewußtsein ihrer Selbstverantwortlichkeit zu nehmen und sie zu dem Glauben zu erziehen, daß alles Heil nur in und durch die Kirche und ihre Organe zu erwarten sei. Nicht allein die ewige Seligkeit wird ihm durch die stets bereite Vermittlung des Priesters garantiert; auch hier auf Erden schon hilft sie ihm im Kampfe ums Dasein, erleichtert ihm die Sorge ums tägliche Brot und tröstet ihn mit der Versicherung, daß in den traurigen Verhältnissen des irdischen Lebens Rettung aus Elend und Not allein durch die Gnade der Kirche geboten werden könne. Aus diesem Gedankengange werden die zahllosen mannigfaltigen Anstalten und Organisationen verständlich, die der Erziehung, der Kranken- und der Armenpflege gewidmet sind. Sie bilden eine Eigentümlichkeit des Katholizismus, der mit berechtigtem Stolze auf ihre segensreichen Wirkungen in den vergangenen Jahrhunderten hinweisen kann. Es darf dabei indes nicht übersehen werden, daß die dazu erforderlichen erheblichen Mittel zunächst aus dem Vermögen des Volkes entnommen werden. Erst mußten die Kosten für die einzelnen Klöster und Stiftungen aufgebracht werden, um sie dann unter den vielfältigsten Wohltätigkeitsformen in verdünnter Dosis in das ausgeplünderte Volk wieder abfließen zu lassen. Die romanischen Staaten, namentlich Spanien, Italien und Südtirol, bieten hierfür sprechende Belege. Der heilige Crispinus hat überall durch die absonderliche Art seiner Wohltätigkeit eine bedrohlich zunehmende Schar begeisterter Anhänger gewonnen. Die bequeme Art, die erhabene Pflicht der Wohltätigkeit, die schönste Blüte des Humanismus, von sich abzuwälzen,

hat auf weite Kreise des Volkes einen verführerischen Reiz geübt und in dem Kathedersozialismus eine nicht ungeschickte Vertretung gefunden.

Inzwischen haben sich die Zeiten geändert. Der moderne Staat hat die in den früheren Zeiten der Kirche obliegenden Aufgaben selbst in die Hand genommen. Schule, Armen- und Krankenpflege sind Gegenstand der Fürsorge des Staates, der Gemeinden und der Vereine geworden, die sich aus den ihrer Pflicht und ihrer Verantwortlichkeit bewußten Bürgern zu diesen Zwecken gebildet haben. Die Möglichkeit der Ansammlung von ungezählten Schätzen in der toten Hand ist der katholischen Kirche durch die Gesetzgebung beschränkt worden. Dafür bedient sie sich jetzt des Staates selbst, um mit dessen Hilfe die früheren Zwecke zu erreichen und ihre Machtstellung zu behaupten. Sie läßt durch den Staat ihre eigenen Geschäfte besorgen, indem sie davon ausgeht, daß der Staat ihrem Einflusse sich nicht entziehen könne und daß die Glieder der Kirche in ihrer Unselbständigkeit und Abhängigkeit auch in Zukunft in ihren alleinseligmachenden Lehren den alleinigen festen Halt in den Schwankungen des Lebens erblicken würden.

Noch ein anderer, auffallender Gegensatz in der kulturellen Entwickelung der letzten 70 Jahre verdient Erwähnung und Erörterung. Der demokratische Hauch, der, entfacht durch die große französische Revolution, die Herzen der Völker Europas belebte, hat sich in der Restaurationsepoche nicht gänzlich unterdrücken lassen und durchzog dann mit um so schärferer Wirkung die weitesten Volkskreise. Die früher sich selbst stabilierende Autorität

wurde nicht mehr respektiert, die Privilegien der bevorrechtigten Stände wurden als ungerechte und unwürdige Vorzüge empfunden und allmählich aufgehoben. Absolutismus und Feudalismus konnten als überwunden gelten, wenngleich es in den wechselnden Zeiten der Reaktion gelang, einzelne mittelalterliche Überreste in die neue Zeit hinüberzuretten. Mit einem Worte: die Demokratisierung der europäischen Völker war in unaufhaltsamem, raschem Fortschritt begriffen. Einen ihren Lauf hemmenden Widerstand fand sie in ihrem Auswuchse, in der internationalen Sozialdemokratie, deren die staatliche und gesellschaftliche Ordnung gleichmäßig bedrohenden, die Massen umschmeichelnden Lehren die besitzenden Klassen, insbesondere die Vertreter des Grundbesitzes, des Handels und der Industrie, die den Verlust des privaten Eigentums befürchteten, der Reaktion in die Arme trieben.

Gleichzeitig begann in bewußtem Gegensatze zu dem mit der Ausbreitung der liberalen Ideen herrschend gewordenen Kosmopolitismus das Nationalitätsprinzip sich immer stärker zu entwickeln. Es findet dies seine rechtfertigende Erklärung in der durch die Siege der preußisch-deutschen Waffen und durch die Gründung des Deutschen Reiches verursachten Verschiebung in der Machtstellung der europäischen Staaten. Man gönnte den Deutschen nicht das beispiellose Glück und fürchtete die Hegemonie des Deutschen Reiches. Mißgunst, Neid und Furcht waren die Triebfedern, die zu unnatürlichen Koalitionen führten, deren nicht zu verkennender Zweck Deutschlands Isolation und Demütigung war, und deren bedrohlicher Charakter durch den auf schwachen Füßen stehenden Dreibund nicht hinreichend paralisiert wird. Das führte in allen Staaten zu immer stärkeren Rüstungen,

um allen Eventualitäten gewachsen zu sein, und zu einem ganz Europa bedrohenden latenten Kriegszustande.

Während nun auf der einen Seite die Demokratisierung der Gesellschaft, die ihrer Unzufriedenheit mit den alten Zuständen in Revolutionen und Staatsumwälzungen Luft verschaffte, das Legitimitätsprinzip erschütterte und, wie in Frankreich, durch Errichtung der Republik zertrümmerte, erhielt es auf der anderen Seite durch die Abschließung der Nationen neue Nahrung und vermehrtes Ansehen. Mit dem 5. Dezennium des XIX. Jahrhunderts beginnt die Periode der Nationalitätsbestrebungen. Sie haben ihre Berechtigung, soweit die Nationalität nur die Form (Mittel) sein soll für das Wesen, für die freiheitliche Entwickelung. Sie wirken schlimm und verderblich, wenn man die Nationalitätsbildung als Zweck betrachtet. Sie werden alsdann nur zur Erfüllung egoistischer, dynastischer Machtgelüste mißbraucht. So können wir die an sich befremdliche Tatsache konstatieren und erklären, daß in einer Reihe von Staaten, vor allem in Deutschland, die majestas regis eine an die schlimmsten Zeiten des Absolutismus erinnernde, gefahrdrohende Steigerung erfahren hat. Der Byzantinismus ist wieder in der Lage, wüste Orgien zu feiern, und die in einem nicht unbeträchtlichen Teile des deutschen Volkes als Erbteil aus der Väter Tage haften gebliebene Bedientenseligkeit tritt in den häßlichsten Formen hervor. Der in krankhafte Titel- und Ordenssucht ausartenden Eitelkeit kommt man durch massenhafte Verleihungen entgegen und glaubt dadurch das monarchische Gefühl zu stärken. Die Person des Herrschers wird mit verschwenderischem Glanze umgeben und in kostspieligen Festen und Reisen seine überirdische Macht zur Schau gestellt. Wenn dann in dem Träger

der Krone sich eine kraftvolle Persönlichkeit verbirgt, die, mit bedeutenden Geistesgaben ausgerüstet, mit stolzem Selbstbewußtsein erfüllt, fest an ihre Sendung glaubt, das verloren gegangene Gottesgnadentum wieder herzustellen, und durch die Weisheit der Regierung dem Volke Glück und Frieden zu bringen, so wird sich leicht ein Kultus des Monarchismus entfalten, der zu den demokratischen Neigungen der Zeitrichtung in auffallendem Widerspruche steht. In seiner Übertreibung führt er aber zu einem Rückschlage. Der von feigen Höflingen schlecht beratene und mißleitete Herrscher, der, wie jeder andere, den menschlichen Schwächen unterworfen ist und nur zu oft verächtlichen Schmeicheleien willig sein Ohr leiht, muß naturgemäß in Irrtümer verfallen und Fehler begehen, die, weil sie eben von ihm ausgehen, vielleicht von unberechenbaren, verderblichen Folgen begleitet sind. Es liegt darin eine große Gefahr, die um so mehr zu fürchten ist, wenn sich mit der ausgeprägten Persönlichkeit eines begabten und von ehrlichem Willen erfüllten Herrschers der unbedingte Glaube an seine Überlegenheit in allen, auch außerhalb seines Herrscherberufes liegenden Dingen und die Neigung verbindet, bei allen möglichen Gelegenheiten, auch wenn er nicht unmittelbar beteiligt ist, seine gewichtige Stimme erschallen zu lassen. Die sich häufenden Fehlgriffe rächen sich bitter und treffen die monarchische Idee. Für die nächsten Jahrzehnte ist indes, wenn nicht unglückliche Kriege jene Situation schaffen, in der allein das monarchische Gefühl seine Stärke erweisen kann, nichts zu befürchten. Es gibt zwar im deutschen Volke, und zwar nicht bloß in den Reihen der Sozialdemokratie, viele edle Naturen, die, angewidert durch die Ausschreitungen des Königtums, einer republikanischen Staatsform den

Vorzug geben würden. Es ist indes eine mehr platonische Liebe; es sind Herzensrepublikaner, die sich aus Gründen der nüchternen Vernunft für verpflichtet halten, für eine kraftvolle, auf starkes Heer und Flotte sich stützende Monarchie in hohenzollernscher Fassung einzutreten, solange die Sicherheit des Vaterlandes noch bedroht und die in der Sozialdemokratie schlummernde Bestie, das rote Gespenst, noch Furcht einzuflößen geeignet ist.

Dem aufmerksamen Beobachter kann auch der Gegensatz nicht entgehen, der sich allmählich auf kirchlichem Gebiete herausgebildet hat. Die Demokratisierung der Gesellschaft hat die Verbreitung der bisher den höheren Schichten vorbehaltenen Bildung und naturgemäß die Entfremdung von der in den verschiedenen Kirchensystemen repräsentierten Religion in weiten Kreisen zur Folge gehabt. Sie mußte um so stärker wirken, je unreifer die Frucht war, die ihnen unter dem Scheine der Wissenschaftlichkeit vom Baume der Erkenntnis gereicht wurde. Man mag das vielfache Unheil beklagen, das in den unvorbereiteten Gemütern durch die unverdauliche Kost der Halbbildung angerichtet worden ist; die Tatsache selbst ist aber nicht zu bestreiten. Der Trieb ist einmal geweckt, der Wissenshunger des Volkes verlangt Befriedigung, die ihm durch die mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung in Widerspruch stehenden Lehren der Kirchen nicht gewährt werden kann. Die äußere Form der Zusammengehörigkeit wird meistens noch gewahrt; die Abwendung ist eine innerliche, tritt aber dennoch in allen Schichten des Volkes erkennbar zu Tage.

Was alles freilich auch in unserer Zeit noch der

Masse des Volkes geboten werden kann, ohne es in seinem Glauben zu erschüttern, das hat uns mit erschreckender Deutlichkeit das Unfehlbarkeitsdogma gezeigt, das die sämtlichen Kathedralentscheidungen der römischen Päpste auf dogmatischem und moralischem Gebiete, wie sie in den früheren und späteren Bullen verkündet worden sind, mit der Autorität göttlicher Wahrheit umkleidet hat. Es ist eine tief zu beklagende und beschämende Tatsache, daß nur eine kleine Anzahl mutiger Männer im Namen der menschlichen Vernunft und der wahren Religiosität zu protestieren wagte. Die schönen Hoffnungen, welche sich im Anfange an die altkatholische Bewegung knüpften, wurden zerstört, weil die große Mehrzahl der Bischöfe und Geistlichen sich in löblichem Kadavergehorsam unterwarf und die Masse des Volkes in stumpfer Gleichgültigkeit ihnen folgte.

Die Befreiung des Geistes von den Fesseln veralteten Kirchenglaubens hat nun auf der anderen Seite eine entgegengesetzte Bewegung hervorgerufen. Während in den romanischen Ländern der Zersetzungsprozeß seinen ungestörten Fortgang nehmen konnte, haben sich in anderen, besonders in den kirchlich gemischten, Volksgemeinschaften die Anhänger des positiven Kirchentums gesammelt und im Bewußtsein der drohenden Gefahr mit vereinter Kraft zur Abwehr gerüstet. Namentlich zeigt sich diese auffallende Erscheinung im Deutschen Reiche, wo der in der Zentrumspartei politisch organisierte Ultramontanismus das von den Anhängern der protestantischen Orthodoxie gern nachgeahmte Beispiel gab. Äußere Ursachen, wie der Kulturkampf, mögen dazu mitgewirkt haben, der doch im allgemeinen in langsamem Absterben begriffenen katholischen Kirche in Deutschland neue Lebenskraft einzuflößen und eine

Machtstellung zu verleihen, die den inneren Frieden bedroht und schließlich den Staat zur Abwehr zwingen wird.

Mit kurzen Worten sei noch der Strömungen gedacht, die auf einigen Gebieten der Wissenschaft und Kunst der letztvergangenen Epoche den ihr eigentümlichen Charakter gegeben haben.

Von der Mathematik, der formalsten Wissenschaft, deren Lehre auf den höheren Unterrichtsanstalten im wesentlichen der Schulung des logischen Denkens gewidmet ist, kann kaum außergewöhnliches berichtet werden. Sie dient zugleich als hauptsächliches Hilfsmittel der Astronomie, deren glänzende Resultate unsere höchste Bewunderung erregen müssen. Ja, ich stehe nicht an, die Entdeckung des Neptun durch Leverrier im Jahre 1845 als die größte Tat des menschlichen Forschungsgeistes zu bezeichnen, der nicht davor zurückschreckt, die unermeßlichen Fernen des Weltalls zu ergründen. Durch die Spektralanalyse, deren Entdeckung wir den Untersuchungen von Bunsen und Kirchhoff verdanken, ist der Astronomie ein neues, wertvolles Hilfsmittel zur Verfügung gestellt.

Die Philosophie hat schlimme Zeiten erlebt. Nach geschlossenem Frieden fand sie anfangs während der traurigen Restaurationsperiode fruchtbaren Boden: die von dem zu lange dauernden Kriegslärm abgestumpften und dann in ihrer Bewegung unterdrückten Geister sehnten sich nach Befreiung und suchten den ihnen vorenthaltenen geistigen Genuß in den hohen Regionen des ewigreinen Denkens wieder zu gewinnen. Die von den drei hervorragendsten Vertretern, von Fichte, Schelling und Hegel, entworfenen Systeme fanden überall lauten Widerhall und bildeten den Gegenstand geistiger Beschäftigung und Er-

hebung in allen gebildeten Kreisen. Besonders war es Hegel, dessen Staatsphilosophie die Geister mächtig erregte. In der letzten Zeit hat seine Lehre die ihr seit Schopenhauers abfälliger, überaus gehässiger Kritik versagte Anerkennung aufs neue gefunden. In der Tat ist durch Hegel die Philosophie um wertvolle Beiträge bereichert worden; es würde ja auch sonst nicht der ganze gewaltige Einfluß zu verstehen sein, den er auf die gebildeten Kreise unserer Nation noch lange nach seinem Tode unbestritten ausgeübt hat. Einen scharfen Gegner fanden seine Lehren an Stahl, der von Friedrich Wilhelm IV. als Staatsrechtslehrer an die Berliner Universität berufen worden war. Er war der bedeutendste Vertreter der Reaktion, verfocht mit glänzender Sophistik das Gottesgnadentum, die Vorrechte der Aristokratie und die kirchliche Orthodoxie; er bekämpfte die Ideen des Liberalismus, wollte die Wissenschaft zur Umkehr zwingen und setzte der Herrschaft der „Majorität" die höhere Gewalt der „Autorität" entgegen.

Die Neigung zu philosophischen Studien schwächte sich im Laufe der folgenden Jahre immer mehr ab. Das allgemeine Interesse wandte sich stärker dem verwandten Gebiete der Theologie zu. In den 30er und 40er Jahren des verflossenen Jahrhunderts erschienen „Das Leben Jesu" von David Friedrich Strauß und „Das Wesen des Christentums" von Ludwig Feuerbach, wissenschaftliche Werke ersten Ranges, die mit den scharfen Waffen echter, unwiderleglicher Wissenschaft die dogmatischen Grundlagen des Christentums einer schonungslosen Kritik unterwarfen und schwer erschütterten. Wir vermögen es uns kaum mehr vorzustellen, wie mächtig damals durch das kühne Vorgehen dieser ausgezeichneten Männer die Geister

aufgerüttelt und zur Beschäftigung mit theologischen Fragen angeregt worden sind. Die dadurch entfachte Bewegung fand lebhafte Unterstützung durch die „Tübinger Schule" und wurde von tüchtigen Männern, wie Bauer, Ruge u. a., mit Geschick fortgeführt. Sie war indes in der folgenden Reaktionszeit dem Ansturm der mit allen Mitteln der Unterdrückung streitenden Orthodoxie nicht gewachsen. Die aufgeworfenen Fragen und Zweifel sind indessen nicht wieder aus der Welt zu schaffen. Jeder gebildete Mann ist gezwungen, dazu Stellung zu nehmen. Auch für die protestantische Kirche als solche wird die Zeit kommen, in der der Kampf zur endgültigen Entscheidung gebracht werden muß. Dazu kam noch, daß das Verlangen nach nationaler Einigung und freierer Gestaltung der trostlosen politischen Verhältnisse immer mächtiger die Gemüter bewegte. Völlig überwunden wurde die philosophische Richtung, die das dritte Jahrzehnt noch völlig beherrscht hatte, durch den vordringenden Einfluß der Naturwissenschaften, der sie aus dem geistigen Ideenkreise der Nation zuletzt vollständig verdrängte. In der Tat schien mehrere Dezennien hindurch das Interesse an philosophischen Studien erloschen zu sein, obschon bedeutende Gelehrte, wie von Hartmann, dessen Werke anfangs großes Aufsehen erregten, jetzt indes schon fast vergessen sind, Lotze, Fechner, Wundt u. a., die Letzteren freilich nur auf dem Spezialgebiete der Psychologie, sich mit scharfsinnigen Arbeiten an der Lösung der einschlagenden Fragen beteiligten. Erst in den letzten Jahren läßt sich eine Besserung konstatieren, die alte Liebe beginnt wieder zu erwachen und weitere Kreise auch außerhalb der Zunft zu ergreifen. Dies Wiederaufleben des Interesses an der philosophischen Wissenschaft hat seinen natürlichen Grund. Man sehnt

sich aus der Enge des von materiellen Fragen und Sorgen erfüllten geräuschvollen Lebens wieder hinaus in das stille Reich der reinen Gedankenwelt und findet wieder Freude an der Beschäftigung mit den großen Problemen, an deren Lösung die bedeutendsten Geister aller Zeiten sich versucht haben. Unterstützt wird diese Wendung durch den Einfluß, den Albert Langes Werk: „Die Geschichte des Materialismus" in vielen Kreisen gewonnen hat, sowie dadurch, daß man den veralteten scholastischen Formelkram, der das Verständnis für die Laien so sehr erschwerte, ganz über Bord geworfen hat und sich einer klaren, überall verständlichen Sprache bedient.

Zwei Philosophen verdienen wegen ihrer hervorragenden Bedeutung und ihres weittragenden, noch jetzt fortwirkenden Einflusses besonders hervorgehoben zu werden: Schopenhauer und Nietzsche. Schopenhauers pessimistische Weltanschauung hat starke Verbreitung gefunden. Es könnte dies wunderbar erscheinen in einer Zeit, die das Leben und seine Freuden kräftig bejaht, während er doch mit seiner scharfen, alles verneinenden Kritik der Menschheit die angeborene Lebenslust zu verbittern sucht. Der Grund dürfte wohl darin zu finden sein, daß er trotz seiner selbstgesuchten Vereinsamung und trotz seiner Menschenverachtung, die wesentlich auf dem Grolle über die Verkennung seiner Bedeutung beruhte, sehr scharf und fein zu beobachten und seinen Gedanken eine dem gesunden Menschenverstand zusagende Form zu geben verstand.

Geradezu zersetzend hat Nietzsche gewirkt, dessen Lehren sich einer, wenn auch nicht zahlreichen, so doch begeisterten Anhängerschaft zu erfreuen haben. Seine vielfach unverständlichen, aphoristischen Weisheitsoffen-

barungen tragen meist das Gepräge eines kranken Geistes und seine letzten von seinen Anhängern hochgepriesenen Werke sind offenbar geschrieben, als er bereits unheilbar dem Wahnsinne verfallen war. Sein trauriges Schicksal mag vieles entschuldigen; aber immerhin ist es tief zu beklagen, daß seine höchst bedenklichen Aussprüche als Lehren der Wahrheit und der Wissenschaft der zu eigenem Urteile nicht befähigten Menge vorgepredigt werden. Der jedem Menschen innewohnende Trieb zur Ausbildung der eigenen Persönlichkeit, der, wenn richtig geleitet, die erfreulichsten Resultate erzielen wird, ist durch Nietzsche in eine ganz falsche, zu Zerrbildern führende Bahn geleitet worden.

Von den Ausländern haben August Comte mit seinem Positivismus und der ihm innerlich verwandte John Stuart Mill mit seiner Glückseligkeitslehre den mächtigsten Einfluß auf die zeitgenössische Philosophie ausgeübt.

Geradezu riesenhaft sind die Fortschritte auf dem für die leidende Menschheit wichtigsten Gebiete, auf dem der Medizin, gewesen. Die alten, seit Jahrhunderten vererbten Methoden, denen so manches hoffnungsreiche Leben frühzeitig zum Opfer gefallen, sind vollständig über den Haufen geworfen. Schröpfen und Aderlassen sind überwunden und werden nicht mehr angewandt und die Charlatanerie kann nur noch in ganz rückständigen Gegenden ihr Unwesen treiben. Die bahnbrechenden Untersuchungen erster Forscher haben der Medizin erst ihre wissenschaftliche Grundlage gegeben. Der menschliche Körper mit all seinen Organen und den das Leben bedingenden Funktionen sind bis in die verborgensten

Winkel durchforscht und Gegenstand der peinlichsten Untersuchungen geworden. Durch die gewissenhaften Studien auf den Gebieten der Anatomie, der Pathologie und der Therapie sind Resultate erzielt, die zu zuverlässigen Methoden der Diagnose und der Heilung geführt haben. Dadurch ist naturgemäß das Maß des zur Ausübung des ärztlichen Berufes erforderlichen Wissens derartig gewachsen, daß eine Teilung sich als notwendig herausgestellt hat. Die Augenheilkunde hat seit Graefes Untersuchungen und mit Hilfe des von Helmholtz erfundenen Augenspiegels einen großartigen Aufschwung genommen und manchen Leidenden das bedrohte Augenlicht gerettet. Die Hals-, Nachen- und Ohrenkrankheiten finden in den Kliniken der für diese Spezialfächer ausgebildeten Ärzte eine mit allen Garantien versehene Behandlung. Die beiden wertvollsten Errungenschaften der neuesten Zeit, Lister's antiseptischer Verband und die Durchleuchtung mit den Röntgenstrahlen, sind vorzugsweise der Chirurgie zugute gekommen. Der Chirurg braucht nicht mehr zu fürchten, nach seiner mit geschickter Hand vollzogenen Operation im nachfolgenden Heilungsprozeß um die Früchte seiner Tätigkeit betrogen zu werden. Als Beleg für die großartigen Erfolge der Chirurgie brauche ich nur auf die zahllosen, fast immer glücklich verlaufenden Blinddarmoperationen hinzuweisen. Wie viele Menschenleben sind an derartigen Erkrankungen, deren Wesen und Heilungsmöglichkeit man nicht erkannte, in früherer Zeit zugrunde gegangen! Durch die Bakteriologie sind wir in den Stand gesetzt, immer sicherer den Herd und Keim der die Menschheit früher so schwer heimsuchenden Seuchen festzustellen. Mit dieser Erkenntnis ist zugleich die Möglichkeit der Heilung und der Vorbeugung gegeben. Durch die

von allen Staaten angeordneten prophylaktischen und Absperrungsmaßregeln ist es gelungen, die Kraft jener furchtbaren Cholera-, Ruhr- und Pocken-Epidemien, die bis weit über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus von Zeit zu Zeit große Gebiete Europas mit ihren verheerenden Wirkungen bedrohten, zu brechen oder doch ihre Beschränkung auf kleinere Kreise zu ermöglichen. Dagegen hat eine andere Infektionskrankheit, die unter dem Namen der „Russischen Krankheit" die Menschheit öfters heimgesucht hatte, seit dem Anfang der 30er Jahre des verflossenen Jahrhunderts indes gänzlich verschwunden zu sein schien, gegen Ende der 80er Jahre, hundert Jahre nach ihrem ersten Auftreten, von Rußland kommend als Influenza von neuem die ganze Welt durchzogen und wenngleich sie ihren anfänglichen bösartigen Charakter etwas eingebüßt haben mag, doch in ihren schlimmen Folgen, besonders in der Form von Lungenentzündungen, bis jetzt sich als äußerst gefährlich erwiesen. Alles in allem genommen, bietet die Medizin in ihrer fortschreitenden Erkenntnis der Ursachen der Krankheiten und der richtigen Mittel zur Abwehr und Heilung ein höchst erfreuliches Bild.

In den meisten Staaten haben die Regierungen und Volksvertretungen dem Rechte und der Rechtspflege erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt. Die veralteten Systeme konnten dem wirklichen Rechtsbedürfnisse des Volkes nicht mehr genügen. Sowohl im Zivil- wie im Strafrechtsgebiete hat man sich zu Kodifikationen oder auch zu ganz neuen Fixierungen des Rechtes entschlossen, den lästigen Formelkram beseitigt und in erleichternden

Prozeßvorschriften dem erkennenden Richter die Möglichkeit gegeben, an Stelle der toten Buchstabenjurisprudenz das wirkliche Recht in der Formulierung von Treu und Glauben zu maßgebender Geltung zu bringen. Die Gründe, denen es zuzuschreiben ist, daß diese an sich gewiß achtungswerten Bestrebungen den die Wünsche des Volkes befriedigenden Erfolg nicht gehabt haben, sollen bei späterer Gelegenheit näher besprochen werden.

Was die schöngeistige Literatur betrifft, so könnte es scheinen, als ob sich die dichterische Kraft der deutschen Nation in der glanzvollen klassischen Periode auf längere Zeit hinaus erschöpft hätte. Wir befinden uns ja noch immer in der Zeit des Epigonentums, die aus dem unversiegbaren Quell der Werke unserer großen Klassiker ihren Durst nach geistiger Schönheit zu stillen sucht. Die Freude an diesen unvergänglichen, reichen Schätzen führt leicht zu Übertreibungen, die auf die Dauer doch den Widerspruch herausfordern.

So, um nur Eins hervorzuheben, ist Goethe gewiß eine der gewaltigsten Gestalten, die der deutsche Genius geschaffen; ich wüßte ihm ebenbürtig, wenn auch auf anderen Gebieten, an wirklicher Bedeutung nur Luther, Friedrich den Großen, Kant und Bismarck an die Seite zu stellen. Der mit seinem Namen getriebene Kultus dürfte indes doch, wie mir scheint, wohl bald die erlaubte Grenze erreicht haben. Indes trotz des allgemeinen geistigen Niederganges, der Zeiten höchsten Aufschwunges stets zu folgen pflegt und durch die einseitige Bevorzugung der Naturwissenschaft und der Technik verschärft wurde, kann sich doch auch

unsere Generation rühmen, in allen Gattungen der Poesie erhebliche Werke hervorgebracht zu haben. Ich muß mich darauf beschränken, einige Namen ihrer hervorragendsten Vertreter zu verzeichnen, deren Werke auf mich den nachhaltigsten Eindruck gemacht und hinterlassen haben. Im Drama ragt, wenn wir von Grillparzer absehen, der eigentlich schon der Vergangenheit angehörte, vor allem Hebbel hervor, dessen großartige Dramen gerade in den letzten Jahrzehnten immer mehr gewürdigt werden und seinen steigenden Ruhm rechtfertigen. Neben ihm haben Gutzkow, Laube, Friedrich Halm, Freytag, Mosenthal, Brachvogel, Hauptmann und Sudermann das Theater-Repertoir mit herrlichen Leistungen bereichert, deren Aufführungen das kunstverständige Publikum noch immer mit Begeisterung zu erfüllen vermögen.

Für das Lustspiel kommen als klassische Vertreter wohl nur Benedix und Bauernfeld in Betracht, deren heitere, durch und durch gesunde Stücke einst die Herzen unserer Eltern erfreuten, jetzt aber von den nur auf den Kassenerfolg bedachten Theaterdirektoren leider vollständig vernachlässigt werden. Man folgt lieber dem verwilderten Geschmack des großen Publikums für Possen, bedenklichen, oft lasziven Inhaltes, die zum großen Teil den entsprechenden Schwänken der französischen Literatur entnommen oder nachgebildet sind.

Auf dem weiten Gebiete des Romans haben sich vor allem außer den Genannten Immermann, Auerbach, W. Alexis, Levin Schücking, Fritz Reuter, Fanny Lewald, H. v. Paalzow, Hackländer, Spielhagen, Jul. Wolff, Rosegger, Dahn, Ebers und Ganghofer hervorgetan, während die Novelle in Paul Heyse und Storm geradezu glänzende Vertreter gefunden hat. Einer ganz besonderen

Gunst erfreuen sich die Werke der Schweizer Dichter, die in stetig wachsender Zahl uns jährlich mit schätzenswerten Erzeugnissen ihrer Phantasie zu beschenken pflegen. Als Meister ersten Ranges hatten Gottfried Keller und Konrad Ferd. Meyer die allgemeinste Anerkennung der literarischen Kritik gefunden.

Lyrik und Epik standen nach Goethes Tode noch im Banne der Spätromantik, trieben aber gerade damals ihre herrlichsten Blüten. Ich brauche nur zu erinnern an den auch jetzt noch vielfach verkannten Eichendorff, an Uhland, dessen volkstümliche Dichtungen längst zum Gemeingute der Nation geworden sind, und an Heine, der damals seine besten vom Volke begierig aufgenommenen Weisen sang*).

Die Romantik wurde im Anfange der 1840er Jahre vom „jungen Deutschland" überwunden, dessen von frohem Kampfesmute getragene Gesänge mit weithin schallenden Trompetenstößen den heranbrechenden Völkerfrühling verkündeten. Als seine bedeutendsten Vertreter dürfen wohl Freiligrath und Herwegh angesehen werden. Allein die

*) Später hat er sich gänzlich von ihr losgesagt und über die zum Teil sittlich verkommenen Führer der Frühromantik sein vernichtendes, aber gerechtes Urteil gefällt. Man mag über Heine denken wie man will, man mag die meisten der gegen ihn erhobenen Vorwürfe, insbesondere den einer gewissen Frivolität, als berechtigt ansehen, aber der Ruhm, nach Goethe Deutschlands bedeutendster Lyriker zu sein, kann ihm doch unmöglich bestritten werden, und die Verleumdung, daß er kein deutscher Patriot gewesen sei, ist als solche längst erkannt und zurückgewiesen worden. Es erweckt deshalb ein beschämendes Gefühl, daß für einen der größten Söhne der Rheinlande, der das Lied „von der Loreley" gesungen, noch kein geeigneter Platz für die Errichtung seines Denkmals hat gefunden werden können.

Blütezeit dieser kraftstrotzenden Lyrik war nur von kurzer Dauer; der frohe Liedermund verstummte in den folgenden Reaktionsjahren, um sich nur noch einmal im deutsch-französischen Kriege zu rasch verrauschenden Kampf- und Siegesliedern zu begeistern. Seit dieser Zeit führt die eigentliche Lyrik, die ihre Motive der Natur, der Liebe und den abstrakten Ideen entnimmt, die unbestrittene Herrschaft.

Die Produktion ist geradezu ungeheuerlich, die meisten Erzeugnisse dienen nur zu augenblicklichen Genüssen und fallen bald der verdienten Vergessenheit anheim. Wenn ich von den Schriftstellern der letzten 20 Jahre absehe, über die, so viele entwickelungsfähige Talente sich auch darunter befinden mögen, das Urteil noch nicht abgeschlossen ist, so sind als wirkliche Dichter, denen der Schatz der deutschen Literatur eine nachhaltige Bereicherung verdankt, vor allem Anastasius Grün, Lenau, Hamerling, Scheffel, Kinkel, Geibel und Otto Roquette hervorzuheben.

Mit dieser dürftigen literarischen Skizze muß ich mich begnügen. Wer kann alle die Namen derer nennen, die sich seit vielen Jahren munter auf dem deutschen Parnaß heruntertummeln und mit nie erschlaffender Emsigkeit sich bemühen, das unaufhörliche Lesebedürfnis des Publikums zu befriedigen. Aber nicht unterlassen will ich, auf den großen Anteil hinzuweisen, den geistreiche Frauen mit großem Erfolge an der literarischen Produktion genommen haben. Die Paalzow, Annette von Droste-Hülshoff, die Birch-Pfeiffer, M. von Ebner-Eschenbach und viele andere haben ebenbürtige Werke von bleibender Bedeutung geschaffen.

Der Vollständigkeit halber sei noch auf den gewaltigen Fortschritt hingewiesen, dessen sich die historische Forschung rühmen darf. Ausgezeichnete Gelehrte wie Niebuhr, Dahlmann, Ranke, Gervinus, Droysen, Siebel, Mommsen und Treitschke haben die Geschichtschreibung auf eine früher nie erreichte Höhe gehoben.

Über die plastischen Künste gestatte ich mir nur ganz kurze allgemeine Bemerkungen. Diese Beschränkung entspricht meiner den anderen Künsten stärker zugewandten Neigung und beruht nicht etwa auf der Erkenntnis, daß es mir an der für die Beurteilung erforderlichen technischen Vorbildung mangele. Gegen die Zumutung, daß nur aus der Schule hervorgegangene Künstler zu richtigem Verständnisse befähigt seien, lege ich um so bestimmter Verwahrung ein, je mehr sie in den Künstlerkreisen an Geltung gewonnen hat. Ich habe immer die Meinung verfochten, daß die Künstler zwar durch ihre Persönlichkeit und ihre Werke maßgebenden Einfluß auf die Geschmacksrichtung üben sollen, daß aber das eigentlich entscheidende Urteil über Bedeutung und Wert ihrer Schöpfungen in letzter Instanz ganz allein dem Publikum zusteht, dessen Schönheitsbedürfnissen zu dienen sie berufen sind. Dies gilt von allen Kunstgattungen, namentlich auch von der Musik; eine tief in das Gemüt des Volkes gedrungene und festgehaltene Melodie darf, selbst wenn sie von zunftgerechten Vertretern der Kunst in geistigem Hochmute mitleidig als Bänkelsängerei belächelt wird, auch vom echt musikalischen Standpunkte aus nicht verworfen werden.

Die Architektur hat in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts vielfach lohnende Gelegenheit zur Betätigung gefunden. Die alten Stilarten sind geblieben,

nur ist glücklicherweise der gepriesene gotische Stil auf seine eigentlichen Objekte soweit zurückgedrängt, daß auch der anmutige, gemütsreiche romanische Stil sich wieder mit Erfolg hervorwagen darf. Der eigentliche ganz gewaltige Fortschritt der Architektur liegt aber in der Vervollkommnung der Technik und ihrer Anwendung auf die Wohnungen und diejenigen großen Gebäude, die öffentlichen Zwecken, der Wohltätigkeit oder der Pflege der Kunst und Wissenschaft, gewidmet sind, Parlaments-, Rats-, Armen-, Kranken-, Konzert- und Schauspielhäuser. Bei allen diesen Bauten ist das Bestreben, die der Bestimmung entsprechende Zweckmäßigkeit mit der für die Menschenmenge unentbehrlichen Sicherheit zu verbinden, ohne daß die Forderungen der Schönheit Abbruch erleiden, in glänzender Weise zur Durchführung gekommen.

Nicht so günstig hat sich nach meiner Ansicht die Bildhauerkunst entwickelt. Es dürfte dies wohl auf zwei Ursachen zurückzuführen sein. Einmal hat eine der Entwickelung auf anderen Kunstgebieten parallel laufende Richtung in zu schroffer Nachahmung der Natur zu einer einseitigen Hervorhebung der äußeren Formen geführt und dadurch die weichen Gliederungen des Schönheitsideals stark beeinträchtigt. Zum anderen aber haben die Siegessäulen und die Denkmäler, die das Andenken der Fürsten und Feldherren verherrlichen sollen, auf das künstlerische Volksempfinden ungünstig eingewirkt. Erst in letzter Zeit ist eine Wendung zum Bessern bemerkbar geworden. Man ist endlich des monotonen Einerleis der Reiterstandbilder überdrüssig geworden, abgesehen davon, daß der historische Wert der Personen, denen das Denkmal gilt, nicht überall gleichmäßig eingeschätzt wird.

Die Geschichte der Malerei erfüllt uns nicht mit ungeteilter Genugtuung; es fehlt an der Einheitlichkeit und Konsequenz des Entwickelungsganges. Es ist ein fortwährender Kampf der sich heftig befehdenden Schulen, die eine Richtung löst die andere ab, ohne sich indes lange ihrer mühevoll errungenen Herrschaft erfreuen zu können. Das Nazarenertum wurde glücklich überwunden, wenngleich es in dem unter Ruskins verderblichem Einflusse inaugurierten Präraffaelismus eine auf England beschränkte Wiedergeburt erlebte. Mit der Schule von Fontainebleau übernahmen auf lange Zeit die Franzosen die Führung; Manet und Monet wurden auch für Deutschland die anerkannten Vorbilder. Verdrängt wurde diese Richtung durch den im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts sich immer stärker hervordrängenden Naturalismus und Impressionismus, dessen abstoßende Auswüchse indes auf starken Widerspruch des gekränkten Kunstgefühls stießen. Die neueste Wendung scheint einen glücklichen Verlauf zu nehmen. Man hat die Übertreibungen der naturalistischen Periode erkannt und sich von der Überzeugung durchdringen lassen, daß man auch in der Nachahmung der Natur das Schönheitsideal der Kunst nicht ungestraft vernachlässigen kann. Nach dieser Richtung hat sich die Worpsweder-Schule unleugbare Verdienste erworben.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts entlehnte die große Malerei mit Vorliebe ihren Stoff der Geschichte und Sage; sie fand ihre glänzende Vertretung in Frankreich und Belgien. In Deutschland sind vor allem Piloty und Kaulbach zu nennen. Das Interesse für historische Gemälde nahm indes bald wieder ab, sie dienen seit geraumer Zeit fast nur noch zur Ausschmückung monumen-

taler Bauten. Das Genrebild in seinen verschiedenen Arten und anmutigen Formen wußte sich die Zuneigung eines großen Teils des urteilsfähigen Publikums zu erwerben und zu erhalten. Daneben hat aber die unverwüstliche Liebe zur Natur die jetzt fast ausschließliche Herrschaft der Landschaftsmalerei begründet, der wir ganz bewundernswerte Leistungen zu verdanken haben.

Die deutsche Musik hatte seit Joh. Seb. Bach einen glänzenden Aufschwung genommen, und mit den herrlichen Schöpfungen Händels, Mozarts, Haydns und Beethovens einen Höhepunkt erreicht, der in den nächsten Jahrhunderten schwerlich überboten werden wird. Nimmt man dazu die zündenden Opern Webers und die, wie oft man sie auch hören mag, immer aufs neue das Herz bewegenden Melodien des leider so früh der Welt entrissenen Schubert, des unbestritten größten deutschen Liederkomponisten, so wird man es verstehen, daß man die mit dem Ende der 20er Jahre ablaufende Zeit als die große klassische Periode der Tonkunst zu bezeichnen pflegt. Ganz verfehlt würde es aber sein, nicht allein im Vergleiche zu der folgenden Epoche, sondern auch überhaupt einen Gegensatz zwischen Klassizismus und Romantik konstruieren zu wollen. Abgesehen davon, daß es einen derartigen Gegensatz schon begrifflich nicht geben kann, muß auch die versuchte theoretische Begründung entschieden abgelehnt werden. Es mag ja richtig sein, daß in gewissen Künstlern und in gewissen Zeitströmungen ein stärkeres Hervortreten der Verstandesrichtung bemerkbar ist, während man bei anderen eine überwiegende Herrschaft des Gefühles feststellen kann. Allein man darf nie vergessen, daß schließlich jede

Kunstschöpfung nur eine Äußerung unseres Gefühlslebens darstellt, und daß für jede Kunstgattung wie für die Religion das Glaubensbekenntnis Goethes gilt: „Gefühl ist Alles; Name ist Schall und Rauch; Umnebelnd Himmelsglut."

Was man meint, ist etwas ganz anderes. Die großen Meister der Vergangenheit hatten sich an die ehrwürdigen Satzungen der Vorfahren gehalten und in den als unabänderlich geltenden Formen ihre unsterblichen Werke geschaffen. In der neueren Zeit glaubten kühne Reformatoren die ausgetretenen alten Bahnen verlassen und in neuen Formen dem künstlerischen Drange musikalischen Schaffens dienen zu können. Will man diese revolutionäre Richtung Romantik nennen, so hat auch sie ihre Klassiker, und ihr größter Führer und Meister ist Richard Wagner. Ob sie auf die Dauer das musikalische Bedürfnis befriedigen wird, kann erst die Zukunft lehren. Jedenfalls ist er bisher von keinem anderen erreicht worden; seine Meisterwerke, zu denen ich vor allem den Tannhäuser und den Lohengrin rechne, werden unzweifelhaft auf die fernste Nachwelt übergehen. Gewöhnlich pflegt man zu den Romantikern auch Mendelssohn-Bartholdy und Schumann zu zählen, obschon sie die klassische Tradition niemals verleugnet haben. Ihre großen Werke, Mendelssohns „Paulus" und „Elias" und Schumanns „Der Rose Pilgerfahrt" und „Paradies und Peri", werden niemals untergehen, solange noch das menschliche Herz für die Schönheiten der Musik empfänglich bleibt.

Brahms, dessen Schöpfungen immer mehr zur verdienten Anerkennung gelangen, hat direkt an Beethoven angeknüpft und sich in bewußten Gegensatz zu der modernen Richtung gestellt. Wie sehr man im Publikum sich den richtigen Sinn für den wahren Schönheitskultus bewahrt

hat, geht am besten daraus hervor, daß die Schätzung der Erhabenheit der Schöpfungen Beethovens gerade in den letzten Jahrzehnten immer höher gestiegen ist und in allen Kreisen des Volkes ein volles Verständnis findet.

Auch in der flüchtigsten Skizze der musikalischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts dürfen die Namen der hervorragenden Komponisten nicht vergessen werden, die dem deutschen Volke jene köstlichen Spielopern geschenkt haben, deren einschmeichelnde Melodien auch heute noch die dafür empfänglichen Gemüter entzücken: Flotow, Lortzing und Kreutzer.

Von den anderen Nationen kommen nur noch Frankreich und Italien in Betracht. Nach Boildieu waren es Auber und in späterer Zeit Thomas, Gounod und vor allem der geniale Bizet, deren Opern das Repertoire dauernd bereichert haben.

In Italien folgte auf Rossini, dessen melodienreicher Mund schon früh verstummte, Verdi, dessen Schaffenskraft und Freudigkeit erst mit seinem im hohen Alter erfolgten Tode erlosch. Ihm verdankt die Welt zahlreiche Opern, deren gefällige Arien das Ohr des Volkes erfreuen und sich dessen Gunst in hohem Grade erworben haben. Die anderen musikalischen Talente treten ihm gegenüber zurück. Die Hoffnungen, die Mascagni mit seiner „Cavalleria" und Leoncavallo mit seinem „Bajazzi" erwecken mußten, haben sich leider nicht erfüllt.

Aus diesen nur knappen und unvollständigen Umrissen erhellt zur Genüge, daß die letzten 75 Jahre die Zeit eines so gewaltigen Fortschritts in der Kulturentwickelung umfaßten, wie sie keine andere Periode der Mensch-

heitsgeschichte aufzuweisen hat. Trotz aller Schwankungen und Hemmungen ist die Bewegung immer nach vorwärts gerichtet geblieben und geht in sicherem Schritte stetig in die Höhe. Die Gefahren, welche aus der zeitweilig überwuchernden Herrschaft der Naturwissenschaften zu erwachsen drohten, sind im Schwinden begriffen. Die Künste und die reinen Geisteswissenschaften haben wiederum begonnen, sich mächtiger zu regen, und nichts von ihrer veredelnden Bildungskraft eingebüßt. Wir dürfen hoffen, daß sich zwischen den Idealen, die darin ihren höchsten Ausdruck finden, und den gewinnreichen Resultaten, die durch die Unterwerfung und Ausnutzung der Naturkräfte den Menschen zunächst die für die Erringung höherer Daseinsformen erforderlichen materiellen Grundlagen gewähren müssen, in nicht zu ferner Zeit ein harmonischer Ausgleich vollziehen wird.

So dürfen wir mit frohem Blicke in die Zukunft schauen und auch unserer Zeit uns freuen mit den jubelnden Worten Ullrichs von Hutten:

„O Jahrhundert! Die Geister erwachen, die Studien blühen. Es ist eine Lust, zu leben!"

Kehren wir nach dieser Abschweifung jetzt zu dem unterbrochenen Gange meiner Lebensgeschichte zurück!

Die beiden Grundbedingungen irdischen Glückes sind ein fröhliches Gemüt und ein glückliches Familienleben. Ein fröhliches Gemüt ist die köstlichste aller Himmelsgaben; wer sie besitzt, kann leicht viele der Güter entbehren, „die das Leben vergänglich zieren". Mit ihm verbindet sich jener goldige Humor, der mit seinem hellen Sonnenscheine die trüben Tage erwärmt und erleuchtet und die Wider-

wärtigkeiten ertragen hilft, von denen kein Sterblicher verschont wird.

Das große Glück, welches mir im Frieden des Hauses durch die Liebe der Gattin und der Kinder zuteil geworden ist, vermag ich mit Worten nicht zu schildern; ich will es nur erwähnen, nicht um mich dessen zu rühmen, sondern nur deshalb, um mit dankbarem Blick nach oben dem gütigen Geschick dafür zu danken.

Schöne Feste haben wir gefeiert. Im Herbst 1887 haben wir mit allen Kindern in Friedrichroda, der Perle des Thüringer Landes, vergnügte Wochen verlebt. Mitte 1890 erwarb ich meine jetzige neben dem Präsidialgebäude belegene Besitzung, ein wohnliches, gut eingerichtetes Haus nebst reizendem, später vergrößertem Garten. Im folgenden Jahre wurde der Bau des gegenüberliegenden Gebäudes des Oberlandesgerichts begonnen, das 1894 mit großen Festlichkeiten eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben wurde. Am 15. Mai 1891 haben wir mit den Kindern und einigen zugezogenen Verwandten in der Bella riva zu Ems das Fest unserer Silbernen Hochzeit gebührend gefeiert. In den Ferien 1893 und 1903 hatte ich die ganze Familie einschließlich der Schwiegerkinder in Norderney versammelt, um den 50. und den 60. Geburtstag der Gattin festlich zu begehen. Es waren unvergeßliche, der Liebe und dem Frohsinn geweihte Tage.

Im Januar 1896 veranstaltete der Kaiser ein Fest zur Erinnerung an die vor 25 Jahren erfolgte Errichtung des Deutschen Reiches. Als Mitglied des Ersten Deutschen Reichstages folgte ich der Einladung. Bei dem der Tafel folgenden Empfange verzichtete ich darauf, dem Kaiser, der von vielen umlagert war, vorgestellt zu werden. Hinzpeter hatte sich dazu erboten, stellte mich aber statt

dessen der Kaiserin-Witwe Viktoria vor, die mich äußerst freundlich begrüßte und — ich war nicht wenig darüber erstaunt — über die Gedächtnisrede dankbar sich äußerte, die ich 1889 in einer großen zu diesem Zwecke einberufenen Versammlung im Kühnschen Saale zu Dortmund auf den Kaiser Friedrich gehalten hatte.

1904 feierte ich im engsten Kreise der Familie meinen 70. Geburtstag und im Herbste die 50. Wiederkehr des Tages, an welchem ich als Abiturient das Gymnasium Paulinum verlassen hatte. Noch neun Mitschüler, zu denen auch einer meiner treuesten Jugendfreunde, der leider nach zwei Jahren verstorbene frühere Handelsminister Louis Brefeld gehörte, hatten sich im Zivilklub zu Münster zu festlichem Mahle zusammengefunden und tauschten in fröhlicher Stimmung alte, liebe Erinnerungen aus: „Eheu! fugaces, Posthume, labuntur anni!“

Am 9. Mai 1905 wurde das Andenken Schillers, des Lieblingsdichters der deutschen Nation, aus Anlaß seines 100jährigen Todestages im ganzen Vaterlande hoch gefeiert. Zu der festlichen Veranstaltung, die im Saale des Schützenhofes stattfand, war mir die Gedächtnisrede übertragen, in der ich darauf hinweisen durfte, daß ich am 10. November 1859 als junger Referendar in Münster bei der Feier des 100jährigen Geburtstages ebenfalls die Jubelrede auf den Dichter des Vaterlandes und der Freiheit gehalten hatte.

Am 16. April 1907 war endlich der Tag gekommen, an welchem ich vor 50 Jahren als Auskultator vereidet und damit in den Staatsdienst eingetreten war. Der Morgen wurde eingeleitet durch ein Ständchen der städtischen Kapelle. Außer vielen einzelnen Gratulanten erschien die Deputation der Mitglieder des Oberlandesgerichts, des

Amtsgerichts, der Oberstaatsanwaltschaft und meiner Kollegen, deren Sprecher mich durch herzliche Worte der Anerkennung erfreuten. Es folgte dann die Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten, deren Wortführer, der Oberbürgermeister Matthaei, mir zu meiner ebenso großen Überraschung wie Freude verkündete, daß in Anerkennung meiner vielfachen Verdienste, die ich mir um das Blühen und Gedeihen des Gemeinwesens erworben, die städtischen Vertretungen den einstimmigen Beschluß gefaßt hätten, mir das Ehrenbürgerrecht der Stadt Hamm zu verleihen. Zugleich übergab er mir den Ehrenbürgerbrief in prachtvoller, künstlerischer Ausstattung. Ich war tief gerührt und wußte vor innerer Erregung kaum Worte des Dankes zu finden. Mit herrlichen Blumenspenden war ich förmlich überschüttet worden. Den weiteren geplanten öffentlichen Festlichkeiten entzog ich mich durch eine Reise nach Berlin, wo ich mit der Gattin und der Familie meiner ältesten Tochter vergnügte Tage verlebte.

Als ich am 25. August 1904 im Kreise meiner Familie den 70. Geburtstag feierte, habe ich beim frohen Mahle meinen Kindern ein Bild meines Lebens entworfen und ihnen die drei Sinnsprüche einzuprägen gesucht, durch deren Weisheitsinhalt ich mein ganzes Denken, mein Tun und Lassen habe bestimmen lassen.

1. „Humani nihil a me alienum puto.“

Diesen Satz des Terenz, den viele denkende Männer zu ihrem Wahlspruche erhoben haben, habe ich in dreifachem Sinne verstanden. Zunächst sollen wir nichts, seien es Sachen, seien es Menschen, zu gering für unsere Beachtung halten; wir sollen alles, was uns im Leben begegnet,

kennen und verstehen lernen, auch wenn es unser unmittelbares Interesse nicht berührt, um vor der Einseitigkeit der täglichen Berufsarbeit bewahrt zu bleiben. Sodann dürfen wir nicht vergessen, daß unser ganzes Leben schließlich aus einer fortlaufenden Reihe von Kleinigkeiten besteht, durch deren richtige Wägung und Fassung wir uns manche Annehmlichkeit verschaffen und manchen kleinen, aber immerhin unangenehm fühlbaren Unbequemlichkeiten entgehen. Endlich aber lehrt uns der Spruch das Mitgefühl für die Leiden unserer Mitmenschen. Nichts birgt schöneren Lohn in sich, als das erhebende Bewußtsein betätigter Menschenliebe, als den Bedrängten und den Bedrückten tatkräftig beizustehen und im Stillen die Tränen zu trocknen, die die Armut weint. Um diesem tief in der Menschenbrust ruhenden Triebe in weiterem Umfange zu genügen, habe ich zuweilen es bedauert, daß mir nicht größere Mittel zur Verfügung standen. Im übrigen aber ist es vielleicht ein nicht unrichtiger Gedanke, der sich in der altgriechischen Legende widerspiegelt, daß es zu den bedingenden Eigenschaften eines glücklichen Menschen gehöre, daß er nur ein mäßiges Vermögen besitze. Die Strafe des Reichtums ist die Habsucht und der Geiz.

2. Das Wort der Gräfin Terzky:

„Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst, das einzige Unrecht ist der Widerspruch"

hat für mich eine geradezu ausschlaggebende Bedeutung erlangt.

Ich habe mir niemals das eigene Denken verkümmern lassen und in allen wichtigen Fragen mir meine eigene Überzeugung gebildet, die oft genug von der landläufigen

Meinung abgewichen ist. In gar vielen Dingen bin ich ein arger Ketzer gewesen und zwar auf allen möglichen Gebieten, hauptsächlich auf den Gebieten der Religion und der Politik. Seinen Prinzipien soll man unwandelbare Treue bewahren, aber niemals auf Programme schwören. Im Laufe der Zeiten ändern sich die Verhältnisse, deren Einwirkung die Menschen und ihre Anschauungen unterworfen sind. Nur die wenigen ganz Großen der Geschichte sind es, die mit ihrer gewaltigen Stärke die ihnen widerstrebenden Verhältnisse zu meistern imstande sind. Gewiß soll man der Partei, in der man die beste Vertreterin der Rechte und der Wohlfahrt des Volkes erblickt, manches Opfer bringen und in allen Fragen, die nicht prinzipieller Natur sind, sich den Majoritätsbeschlüssen fügen; aber das Recht der eigenen Persönlichkeit darf man sich nicht nehmen lassen und muß den Mut haben, auch in wichtigen Punkten den sonst so hoch geschätzten Genossen zu widersprechen.

Man hat mir vorgeworfen, daß ich die Autorität verachte. Das ist nicht richtig; auch ich unterwerfe mich auf den verschiedensten Gebieten der Autorität, aber freilich nur derjenigen, die ich selbst als solche erkannt habe. Mit äußerer staatlicher oder kirchlicher Autorität, mit berühmten Namen, hat man mir niemals imponieren können. In der Übereinstimmung mit der eigenen Überzeugung habe ich mich stets glücklich gefühlt. Auch bei mir hat sich die Wahrheit bewährt, die Shakespeare mit den Worten ausspricht:

„Sei dir selber treu,
Und darauf folgt, so wie die Nacht dem Tage,
Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen."

3. Der Satz aus Ottiliens Tagebuch:

„Sich mitzuteilen ist Natur; Mitgeteiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung"

ist einer der am feinsten geschliffenen Edelsteine Goetheschen Spruchweisheit. Wenn das zartsinnige Wort nur mehr beherzigt würde! Es stände besser um den gesellschaftlichen Verkehr, wenn es auch nur in buchstäblichem Sinne beachtet würde. Aber der Sinnspruch hat eine viel weitergehende, tiefere Bedeutung. Wer Vertrauen heischt, muß Vertrauen zeigen. Das kann aber nur der, der die Menschen zu verstehen sucht, der weiß, daß sie, von Irrungen abgesehen, im Charakter und in geistigen Anlagen, in Wünschen und Neigungen im wesentlichen gerade so geartet sind, wie wir selber, und der deshalb an ihren Leiden und Freuden persönlichen Anteil zu nehmen vermag. Nur wer diese Weisheit ganz erfaßt hat, wird imstande sein, mit anderen gleichgesinnten Männern eine auf echter Seelenverwandtschaft beruhende Freundschaft zu schließen und damit eines jener kostbaren Güter zu erwerben, die unser Leben über die Alltäglichkeit erheben und ihm einen unvergänglichen Reiz verleihen.

Im höchsten Sinne führt uns Ottiliens Wort zu der Erkenntnis des zuverlässigen Merkmals eines vollkommen guten Menschen. Das ist der, welcher bereitwillig fremdes Verdienst anerkennen und über das Glück anderer sich neidlos freuen kann.

Im ständigen Einerlei des täglichen Lebens verrinnen flüchtig die Jahre; ehe man's bedacht, ist man ein alter Mann geworden und steht vor der offenen Pforte der Ewigkeit.

Nun ist es Zeit, sich vorzubereiten auf die Reise in das ferne, unbekannte Land, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt. Ich fühls an meines Herzens matterem Schlage: Mein Lebenslauf — er war voll Lieb und Lust — ist bald vollendet.

Ich scheide ohne Groll von dieser schönen Erde.

Als ich 1866 in Werne mein Richteramt antrat, fand ich einen alten Gerichtssekretär vor, der seine amtlichen Pflichten tadellos erfüllte, im übrigen aber ganz zurückgezogen lebte, sich niemanden mitteilte und fast den Eindruck eines Menschenfeindes machte. Der Mann interessierte mich; ich hatte bald entdeckt, daß er außergewöhnlich begabt und in Kunst und Wissenschaft bewandert war. Ich suchte mir sein Vertrauen zu erwerben, was mir nach einigen erfolglosen Versuchen durch manche Aufmerksamkeiten, die ich ihm erwies, endlich soweit gelang, daß er mir meine Bitte, mich auf einem Spaziergang zu begleiten, schließlich nicht abschlagen konnte. Auf mein freundliches, warmes Zureden taute endlich sein halberstarrtes Herz allmählich auf. Er wurde mitteilsam und erzählte mir manche interessante Dinge aus seinem bewegten Leben, das ihn auch auf längeren Irrfahrten einige Zeit nach Amerika gebracht hatte. Er hatte scharf beobachtet und über alles sich Rechenschaft zu geben versucht. Am Schlusse bat ich ihn, er möge mir, dem jungen, eben ins tätige Leben eintretenden Manne, doch die Summe seiner Lebenserfahrungen über die großen, die Menschheit bewegenden Probleme mitteilen. Er sah mich traurig an und antwortete

mit tonloser Stimme: „Ach, Herr Kreisrichter, all is nothing". Das Wort traf mich wie ein kalter Schlag. Ich schwelgte damals im Glück der Liebe und träumte den seligen Traum, „daß es ewig, ewig so bliebe". Ich konnte es damals nicht begreifen, daß ein Mensch sich so unglücklich, so von Gott und der Welt verlassen fühlen konnte.

Aber auch die lange folgende ereignisvolle Zeit hat meine ideale Lebensauffassung nicht zu erschüttern vermocht.

Nicht alle Blütenträume reifen; auch mir ist manche Sehnsucht der goldenen Jugendzeit nicht in Erfüllung gegangen. Auch meine Brust haben wilde Leidenschaften durchtobt, auch ich habe manche Enttäuschung erfahren und des Lebens Bitterkeiten durchkostet. Auch ich habe „verlorene Seligkeiten" zu beklagen gehabt und manches, was das Menschenherz mit tiefer Trauer erfüllt, ist auch mir nicht erspart geblieben. Wenn ich aber denke an die vielen köstlichen Gaben, mit denen des Himmels reicher Segen verschwenderisch mich überschüttet hat, wenn ich berechne, wie unendlich viele Augenblicke höchster Wonne zu genießen mir beschieden waren, dann senkt sich tief die Schale des Glückes. Als bei meinem Jubiläum ein nachsichtiger, wohlgesinnter Freund von mir rühmen zu müssen glaubte, daß ich überall, wohin ich gekommen, Freude und Frieden gebracht, habe ich dies Lob bescheiden ablehnen und dahin berichtigen müssen, daß ich überall mit offenen Armen aufgenommen worden sei und überall die unerläßlichen Bedingungen menschlichen Glückes gefunden habe. Das ist nicht mein Verdienst; ich habe es allein der Gunst eines gütigen Geschickes zu verdanken, das mir bis zur abgeklärten Ruhe und Weisheit des Greisenalters den unverwüstlichen Idealismus und Optimismus der Jugend,

den unvertilgbaren Glauben an die Güte des Menschenherzens erhalten hat.

Mein Werk ist vollbracht. Zwei Bürgerkronen schmücken mein Haupt und unvergänglich ist der Schatz, den ich mir in der Liebe der Familie und der Freunde gesammelt habe.

Durch die Rosen, die auf meinem Grabeshügel blühen, mögen leise rauschen aus der Peri Klagelied die wundersamen Töne jener himmlischen Melodie:

„Schlaf nun und ruh'
In Träumen voll Lust!"

Zweiter Teil:

Betrachtungen.

„Denken was wahr, und fühlen was schön,
und wollen, was gut ist,
Darin erkennt der Geist das Ziel des
vernünftigen Lebens."

Plato.

I. Bildung.
II. Zweck und Mittel.
III. Toleranz.
IV. Eine religionsgeschichtliche Parallele.
V. Religion und Katholizismus.
VI. Ultramontanismus.
VII. Katholizismus und Wissenschaft.
VIII. Zukunftsgedanken.
IX. Recht und Jurisprudenz.
X. Politische Fragen.
XI. Zur sozialen Frage.
XII. Zur Frauenfrage.
Schlußbetrachtung.

Einleitung.

Man hat das 19. Jahrhundert als das naturwissenschaftliche bezeichnet, weil die großen Errungenschaften, deren die kulturelle Entwickelung insbesondere in den letzten 50 Jahren sich rühmen darf, wesentlich dem gewaltigen, unerhört starken und raschen Aufschwunge der Naturwissenschaften zu verdanken sind. Mit nicht minderem Rechte wird man es das nervöse Zeitalter nennen können. Die notwendige, durch die allmählich beängstigende Übervölkerung mancher Länder, insbesondere Deutschlands, gesteigerte Folge der zu rasch und zu stark fortgeschrittenen Kultur ist die Verschärfung des Kampfes ums Dasein. Das Leben mit seinen gestiegenen Bedürfnissen stellt erheblich größere Forderungen an die Leistungsfähigkeit jedes Einzelnen, als dies früher der Fall war. Alle Berufsarten, in denen die Menschen ihre Kräfte versuchen, um für sich und ihre Familien die Mittel zum Unterhalte zu gewinnen, haben eine verfeinerte Ausbildung erfahren, neue, bisher unbekannte Formen angenommen und sich in Spezialberufe aufgelöst, deren Ausübung die volle Menschenkraft in Anspruch nimmt. Schon die Vorbereitung stellt größere Anforderungen und das werktätige Leben selbst muß voll eingesetzt werden, um sich auf der Höhe halten

zu können. Wer nicht stets vorwärts schreitet, kommt zum Stillstand und geht allmählich zurück. Die Konkurrenz ist rücksichtslos und kennt kein Erbarmen; wer fällt, ist bald ersetzt. Daher dies ewige Hasten und Treiben, diese Unruhe, die sich der Menschheit bemächtigt hat und es nicht mehr zu der behaglichen Ruhe und Beschaulichkeit kommen läßt, um die wir mit nie zu befriedigender Sehnsucht die glückliche Zeit unserer Vorfahren beneiden. Es ist damit den meisten Menschen die Möglichkeit verloren gegangen, sich auf sich selbst zu besinnen, mit Gründlichkeit nachzudenken über die großen Fragen, die Geist und Gemüt der Gebildeten am tiefsten erregen, und sich Rechenschaft zu geben über die eigentlichen inneren Gründe unserer Lebensäußerungen, über die Grundsätze, die unser Verhältnis zu unseren Mitmenschen regeln sollen.

Diese Erwägung ist es, die mich bestimmt hat, einige der wichtigsten Probleme aufzurollen und ihre Lösung zu versuchen auf Grund der Resultate, die ich aus den Erfahrungen und dem Nachdenken eines langen Lebens gewonnen habe.

Ich folge nur der inneren Stimme, die mich, an der Grenze des Lebens angelangt, dazu zwingt, gewisse Grundsätze, die ich gefunden zu haben glaube, den Nachkommen zu überliefern, an deren Erforschung sie durch die geschilderten Zeitverhältnisse behindert sind.

Nur der Wahrheit und durch sie dem Glücke der Menschen will ich dienen; ihr seien die folgenden Zeilen geweiht!

I. Bildung.

Man kann ein tüchtiger Jurist und doch ein ganz ungebildeter Mensch sein. Dasselbe gilt für alle anderen Berufsarten, für Ärzte, Theologen, Philologen, Ingenieure, Kaufleute und alle anderen Gewerbetreibenden. Der Satz klingt paradox; er ist aber richtig, wenn man nur den Begriff der Bildung richtig faßt. Ich verstehe darunter in dem hier gemeinten Sinne jene Allgemeinbildung, die allen denen, welcher Berufsart sie auch angehören mögen, eigen sein muß, die Anspruch darauf erheben, zu den gebildeten Kreisen gerechnet zu werden. Die Tüchtigkeit in den verschiedenartigen Berufszweigen kommt dabei nur nebensächlich in Betracht; sie spielt eigentlich dabei nur insofern eine Rolle, als der Stoff und die Art der beruflichen Beschäftigung und die dadurch bedingte Lebensstellung dem einen mehr als dem anderen den Erwerb jener Allgemeinbildung zu erleichtern geeignet sind. Selbstverständlich kommt es, wenngleich nur in seltenem Falle, umgekehrt auch vor, daß Männer von universaler Bildung den Anforderungen ihres engeren Berufes nicht oder doch nicht vollständig zu genügen vermögen.

Bildung ist nach der ebenso feinsinnigen wie treffenden Definition Gildemeisters „das Orientiertsein im Reiche der Geister".

Das Reich der Geister ist unermeßlich und zerfällt in unendlich viele Spezialgebiete der Einzelwissenschaften

und Künste, zu deren Beherrschung das Leben und die Kraft des einzelnen Menschen bei weitem nicht ausreichen würde. Aber man muß vom gebildeten Manne verlangen, daß er alle Betätigungen des menschlichen Geistes, soweit sie das allgemeine Interesse berühren, den kulturellen Entwickelungsgang der Menschheit und den Zusammenhang und die gegenseitige Ergänzung der einzelnen Disziplinen zu verstehen gelernt hat. Nicht allein die Forschungsresultate, auch die verschiedenen Arten der Forschung müssen in ihrer Beziehung zur Menschheitsentwickelung erfaßt werden können, und durch die daraus abstrahierten, allgemein gültigen Lehren müssen wir in den Stand gesetzt werden, auch die höchsten Probleme, die den menschlichen Geist seit Jahrtausenden immer von neuem beschäftigen, in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen und ihre Lösung zu versuchen.

Eine solche Bildung sich anzueignen, ist fürwahr keine leichte Aufgabe. Es gehört dazu die Erwerbung eines reichen Materials an positiven Kenntnissen, und zwar nicht als Anhäufung toten Wissens, wie es durch die im übrigen für die Verbreitung der Kultur höchst wertvollen Konversationslexika vermittelt werden kann, sondern als notwendige Voraussetzung der geistigen Durchbildung. Die Erwerbung dieser Kenntnisse erfordert eingehende, schwierige Studien, zu denen es in unserer, die Kräfte für die Arbeit des täglichen Lebens aufs höchste anspannenden und rasch aufreibenden Zeit dem erholungsbedürftigen Geiste der meisten Menschen an der nötigen Muße und Ruhe gebricht. Die volle Bildung im weitesten Sinne wird nur wenigen Sterblichen zuteil. Die Geschichte hat nur wenige Namen jener geistesgewaltigen Männer zu verzeichnen, die sich rühmen durften, über die gesamte

Bildung ihrer Zeit zu verfügen, wie Aristoteles, Leonardo da Vinci, Leibnitz, Voltaire, Goethe.

Bei dem nicht zu bewältigenden Wissensstoffe und der bei den meisten Menschen beschränkten Möglichkeit der Aneignung werden wir dem Begriffe der Bildung engere Grenzen ziehen müssen, um das Mindestmaß für alle diejenigen festzusetzen, die den gebildeten Kreisen angehören wollen.

Ausscheiden können wir in gewissem Sinne alle diejenigen Geistesgebiete, die zu ihrer vollen Erkenntnis eines besonderen Berufsstudiums bedürfen. Es sind dies vor allem die sog. exakten Wissenschaften, die Mathematik, die Astronomie, die Naturwissenschaften und die verwandten Disziplinen, wie Physik, Chemie und Elektrotechnik. Für alle diese Wissensgebiete muß es genügen, daß man ihnen ihre Stelle anzuweisen versteht, daß man ihr Wesen, ihre Ziele erkannt hat und daß man ihre Fortschritte im Verhältnis zur Gesamtentwickelung zu schätzen weiß. Dabei kommt es viel auf des Einzelnen Begabung und Neigung an. Wenn auch ein jeder von dem Walten und Wirken der Natur, von ihren Kräften und deren Verwendung, von der Erde und ihrer Stellung zum Weltall, von dem Sonnensystem und der Bewegung der Himmelskörper soviel wissen muß, daß die Ergebnisse der Einzelforschung bei ihm volles Verständnis finden, so wird sich doch der eine mehr durch diese, der andere mehr durch jene Disziplin angezogen fühlen. Aus dieser Verschiedenheit in Anlage und Interesse entwickelt sich nicht selten ein Dilettantismus im wahren und besten Sinne, der großer Steigerung und Kraftentfaltung fähig ist und in manchen Fällen die Wissenschaft mächtig gefördert hat. Ich meine jenen Dilettantismus, welchen Jacob Burkhardt

mit den Worten fordert: „Soll man nicht die Fähigkeit der allgemeinen Übersicht, ja die Würdigung derselben einbüßen, so sei man noch an möglichst vielen anderen Stellen Dilettant, wenigstens auf eigene Rechnung, zur Wahrung der eigenen Erkenntnis und Bereicherung an Gesichtspunkten; sonst bleibt man in allem, was über die Spezialität hinaus liegt, ein Ignorant und unter Umständen im ganzen ein roher Geselle"*).

Was speziell die Astronomie betrifft, so darf man wohl die Forderung stellen, daß jeder Gebildete über ihre Entwickelung, über die grundlegenden Forschungsergebnisse jener großen Männer, denen wir den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft verdanken, über Kopernikus und Galilei, über Keppler und Newton und die von ihnen gefundenen ewigen Gesetze unterrichtet ist und über das System Kant-Laplace Auskunft zu geben weiß. Ähnlich verhält es sich mit der Philosophie und mit der vergleichenden Religionsgeschichte, in deren Tiefen einzudringen nur dem Fachmanne vorbehalten bleibt. Indes ergeben sich aus diesen Disziplinen eine Reihe abgezogener Begriffe, die dem allgemeinen Verständnisse auch der Laienwelt näher liegen und deren stärkeres und unmittelbares Interesse erregen.

Unseres Daseins uralte, ewige Rätsel zu lösen, die Fragen zu beantworten, die, solange es Menschen gibt, Geist und Gemüt am stärksten bewegt haben und bewegen werden, die Fragen nach Zweck und Ziel der Welt, nach

*) In den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", die, nach seinem Tode herausgegeben, ein kostbares Vermächtnis des hervorragenden Mannes bilden, der, wenngleich er den Begriff der Geschichtsphilosophie ablehnte, jedenfalls einer der bedeutendsten Geschichtsphilosophen gewesen ist.

dem Woher und Wohin, nach dem Wesen der Gottheit und des Menschen, nach seinen Fähigkeiten und seiner Bestimmung, das ist die Aufgabe, die sich Philosophie und Religion gleichmäßig gestellt haben.

Die Philosophie ist, so kann man sie wohl treffend und erschöpfend charakterisieren, die gedankenmäßige Zusammenfassung der gesamten Zeitbestrebungen und als solche das Gewissen und das Bewußtsein der Zeit. Sie sucht Klarheit und Wahrheit zu gewinnen durch die dem Menschen innewohnenden geistigen Kräfte, durch Anwendung der Vernunft und des Verstandes und sieht deshalb vor allem in diesen Geistesgaben selbst das vornehmste Objekt ihrer Untersuchung. Die Religion hält auf einfachere Mittel und will dem Volke das eigene, schwere Nachdenken ersparen durch altgeheiligte Dogmen, deren überzeugende Kraft allein auf dem unserer Prüfung entzogenen Glauben beruht. Da jene großen, weltbewegenden Fragen das Interesse eines jeden zum Bewußtsein gekommenen Menschen erregen müssen, so muß auch an jeden Gebildeten die Anforderung gestellt werden, daß er über die Grundlagen der Philosophie und der Religion, über die verschiedenen einander folgenden und widerstreitenden Systeme, ihre geschichtliche Entwickelung, ihr Verhältnis zueinander und ihre Bedeutung für den geistigen Bildungsgang der Menschheit sich hinreichend unterrichtet und sich zu einer selbständigen Beurteilung befähigt. Er muß die ersten Anfänge der Weisheitslehren im griechischen Altertume, die Lehren der Eleaten, Heraklits und der späteren Philosophenschulen, die Unterbrechung der philosophischen Studien durch die Ausbreitung des Christentums und die öden Steppen der Scholastik ebenso kennen gelernt haben, wie den späteren gewaltigen

Geisteskampf, der durch die erhabenen Systeme eines Locke und Spinoza und die gleichzeitig in Frankreich, England und Deutschland frisch erblühenden Geisteswissenschaften bis zu Immanuel Kant und seiner bewunderungswürdigen Lehre geführt hat, die einen vorläufigen Abschluß bildet und auch unsere Zeit noch vollständig beherrscht. Erst dann wird er in der Lage sein, auch die spätere geistige Bewegung zu verstehen, die die gewonnenen Resultate immer wieder erneuter Prüfung unterwirft und wiederum in Frage stellt. Er wird dann zu der Erkenntnis kommen, daß auch die scharfsinnigsten philosophischen Untersuchungen niemals zu einem endgültigen, unanfechtbaren Ergebnisse gelangen können, daß vielmehr ihr Wert immer abhängig bleibt von der von jedem Einzelnen durch die eigenen Denkoperationen gewonnenen Überzeugung.

Darin unterscheidet sich eben die Philosophie von der Religion, deren verschiedenen Systeme von ihren Anhängern den unbedingten, der eigenen Prüfung entzogenen Glauben an die göttliche Wahrheit der von ihnen gepredigten Dogmen verlangen und ja bei der großen Masse des Volkes auch finden. Es gewährt einen eigenen Reiz, die verschiedenen Religionssysteme der Vergangenheit und der Gegenwart einer vergleichenden Betrachtung zu unterziehen. Alle verfolgen denselben transzendentalen Zweck, das unausrottbar tief in der Menschenseele begründete religiöse Bedürfnis zu befriedigen und ihr Beruhigung zu verschaffen in den wichtigsten für unser Wohl und Wehe entscheidenden Fragen über Gott und die Schöpfung, über das Gute und das Böse, über das Erlösungswerk, über die Bestimmung des Menschen und sein Schicksal nach dem Tode. Eine gewisse Befriedi-

gung schöpfen wir aus der Erkenntnis, daß alle Religionssysteme, wie verschiedenartig und zum Teil entgegengesetzt sich auch ihre Dogmen und die Formen des äußeren Gottesdienstes gestalten mögen, dasselbe erhabene Ziel verfolgen, die Menschen mit der Gottheit zu versöhnen und ihn zu diesem Zwecke in der Erwerbung und Festigung der gottgefälligen Tugenden zu unterstützen, die die unerläßliche Voraussetzung bilden für ein friedliches und einträchtiges Zusammenleben der durch die Verschiedenheit der materiellen Interessen in feindliche Lager geschiedenen Menschen. Mit Bewunderung blicken wir hinauf zu jenen edlen, durch die Legende bereits verklärten Gestalten, die von echter Gottes- und Menschenliebe durchdrungen dem in seinem Elend nach Hilfe ringenden Volke Rettung zu bringen suchten und ihre reinster Begeisterung entsprungenen Inspirationen als göttliche Weisheit offenbarten, deren Lehren dem gequälten Menschenherzen Trost spendeten und die Leiden dieser Welt mit dem Hinweis auf eine ewige Vergeltung ertragen ließen. Alle diese so hoch begnadeten Männer hatten nur das Wohl der Menschheit im Auge und sind deren größte Wohltäter geworden. Zur Beglaubigung ihrer Wahrheit müßte für die Religionen an sich der Nachweis göttlichen Ursprungs verlangt werden, der durch den menschlichen Denkprozeß nicht zu erbringen ist. Die Basis aller Religionen ist indes allein das Gefühl, und das religiöse Gefühl bedarf dieses Nachweises nicht, ersetzt ihn vielmehr durch den bedingungslosen, von den Vätern ererbten Glauben an die Göttlichkeit des von den Priestern verkündeten Wortes.

Die vergleichende Religionsgeschichte zeigt uns aber auch, daß es noch kein Religionssystem gegeben hat, welches überall Anerkennung gefunden, daß keines das

von seinen erlauchten Stiftern gewollte Ziel erreicht und endlich, daß gerade die Verschiedenheit der Religionen statt der gepredigten Menschenliebe den wildesten Haß entfacht und zu jenen entsetzlichen Religionsstreitigkeiten und Kriegen geführt hat, die das traurigste Kapitel in der Kulturgeschichte bilden. Trauernd verhüllt der Genius der Menschheit sein schönes Angesicht.

Es ist ungemein genußreich und zugleich belohnend, an kundiger Hand sich in das Studium der in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt im Römischen Reiche herrschenden sittlichen und religiösen Zustände zu vertiefen. Man findet sich belohnt durch die Erkenntnis einer Wahrheit, die für die Behandlung eines der schwierigsten Lebensprobleme von unschätzbarem Werte ist. In jener Zeit war der alte Götterglaube stark ins Wanken geraten, zum Teil ganz verschwunden, und die vom Staate künstlich gepflegte Religion erschöpfte sich in öden, kaum noch verstandenen Formen. Zugleich war in Folge der politischen Ereignisse und der falschen auf die Aufrechterhaltung der staatlichen Autorität berechneten Maßnahmen der regierenden Gewalten eine allgemeine Sittenverderbnis eingerissen, die alle Kreise des Volkes durchdrang und sich durch die Aufstachelung der schlimmsten Leidenschaften, insbesondere durch einen auf Vergnügungen grausamster Art gerichteten Sinnentaumel, kennzeichnete. Am furchtbarsten und verderblichsten zeigte sich die Lasterhaftigkeit in einer großen Anzahl erbärmlicher Kaiser, deren Verworfenheit der Menschheit unsägliches Unglück gebracht hat und deren Namen von der Geschichte nur mit Abscheu und Verachtung aufbewahrt worden sind.

In eben derselben Zeit aber blühte im Stoizismus in Rom ein philosophisches System, welches einen erheblichen Teil der gebildeten Klassen erfaßt hatte und die herrlichsten Früchte trug. Niemals hat es bis jetzt eine andere Philosophie gegeben, die mit solcher Kraft ihre Anhänger beherrschte und einen so unmittelbaren Einfluß auf die Gestaltung ihres Lebens, ihres Denkens und ihres Handelns gewann. Ihre erhabene Lehre, die alles Gute allein auf Gott — den unbekannten Gott — zurückführte, den Geist des Menschen aber als Ausfluß des göttlichen Wesens für befähigt erklärte, alle Weisheit und Tugend aus sich selbst zu entwickeln, durchdrang jene Kreise, Männer und Frauen, mit der unwiderstehlichen Kraft einer ehrlichen, uneingeschränkten Überzeugung. Leuchtend heben sich ab von dem düsteren Hintergrunde der damaligen Zeit die hohen Gestalten der Stoiker, deren Namen die Geschichte dem dankbaren Gedächtnisse der folgenden Geschlechter überliefert hat, die in einer Vollendung, wie sie niemals wieder beachtet worden ist, in ihrer Person den strengen Tugendbegriff verkörperten. Ganz erfüllt von dem Bewußtsein der Pflicht, nur den Geboten der Tugend zu folgen und keinen Schritt vom Wege abzuweichen, stellten sie sich und ihr Leben in den Dienst des Vaterlandes und der Mitmenschen, genossen die menschlichen Freuden mit derselben Gelassenheit, wie sie die Entbehrungen und Widerwärtigkeiten ertrugen, ohne sich darüber zu beklagen, und gingen dem Tode mit einer Unerschrockenheit entgegen, die noch jetzt unsere tiefste Bewunderung erregen muß. Als typische Vertreter dieser philosophischen, Ehrfurcht gebietenden Richtung seien nur Epiktet, Cicero sowie die todesmutige Arria und Seneca erwähnt. Es gehörten ihr auch eine Reihe

von Männern an, die den Thron der Cäsaren geziert und mit ihrem unbestrittenen Ruhme, Wohltäter des Menschengeschlechts gewesen zu sein, ihre Vorgänger und Nachfolger hell überstrahlen. Ich beschränke mich darauf, aus der Zahl dieser Herrscher nur den gütigen Antoninus Pius, den weisen Marcus Aurelius und, aus der späteren Zeit, den herrlichen Julianus, den letzten ritterlichen Vertreter des sinkenden Heidentums, als glänzende Beispiele hervorzuheben. In ihnen haben sich die erhabensten menschlichen Tugenden mit den größten Eigenschaften des Herrscherberufes zu einer sittlichen Vollkommenheit vereinigt, wie sie in solchem Grade, so dürfen wir kühn behaupten, in der ganzen Menschengeschichte kaum jemals erreicht, jedenfalls aber niemals übertroffen worden ist. Und wenn wir bedenken, daß alle diese Männer, Bürger und Fürsten, ganz allein angewiesen waren auf den kategorischen Imperativ ihres eigenen Gewissens, auf die Ergebnisse ihres Denkens, auf die Lehren der Vergangenheit und auf das Beispiel gleichgesinnter Menschen, wenn wir bedenken, daß sie nicht gestärkt wurden durch den Glauben an ein jenseitiges Leben und deshalb der Furcht vor ewigen Strafen oder der Hoffnung auf künftigen Lohn keinen bestimmenden Einfluß einräumten, so werden wir in der Tat ihnen unsere Bewunderung nicht versagen können, vielmehr vor solcher sittlichen Größe in ehrfurchtsvollem Staunen unser Haupt verneigen. Aber alle diese edlen Männer vermochten trotz ihres ernsten Strebens der allgemeinen Sittenverderbnis nicht wirksam zu begegnen. Ihr Beispiel wurde aufgewogen durch das ausschweifende Leben der meisten anderen Zeitgenossen, und die auf Besserung hinzielenden Maßnahmen weiser Herrscher wurden paralysiert durch die schlimmen Regie-

rungen der überwiegenden Mehrzahl der lasterhaften, den schlimmsten Leidenschaften huldigenden Nachfolgern auf dem Throne. Und die Lehre, die erhabene Lehre des Stoizismus, sie war — und das ist die Hauptsache — nicht dazu angetan, in das Volk einzudringen und feste Wurzel zu schlagen. Herbe und kühl wandte sie sich mit unerbittlicher Logik nur an den Verstand und mochte wohl die engen philosophisch gebildeten Kreise befähigen, die Herrschaft über die menschliche Natur zu gewinnen und mit starker Willensenergie die bösen Begierden zu unterdrücken. Die andere Seite des Menschen, das Gemüt, wurde nicht davon berührt und der tief in unserem Wesen begründete religiöse Trieb, die uralte Sehnsucht nach der Verbindung mit der Gottheit und dem Himmel, blieb ohne Befriedigung. Die weite Kluft, die zwischen jenen kleinen Kreisen der gebildeten und der großen Masse des Volkes entstanden war, wieder auszufüllen, war die Aufgabe, die dem jungen Christentume zugefallen war. Wir wissen es und erkennen es dankbar an, in welch' glänzender Weise die schwere Aufgabe von ihm gelöst worden ist.

Mit seiner Lehre von dem einen allmächtigen und allgütigen Gotte, mit der Verherrlichung der bisher kaum gekannten oder gar mißachteten sanfteren Tugenden der Entsagung, der Demut und der allgemeinen Menschenliebe, mit dem tröstenden Hinweise auf das jenseitige Leben und auf eine gerechte Vergeltung, die reichen Ersatz bietet für alle Entbehrungen und Leiden dieser Welt, ergriff es mächtig die erstarrten Herzen und durchglühte sie mit jener Begeisterung, die alle gemeinsamen Verfolgungen der Despoten zu überstehen vermochte und der verachteten Religion des gekreuzigten Heilandes die Kraft verlieh, durch den Heldenmut ihrer Bekenner und

das Blut ihrer Märtyrer endlich den Sieg über die Heidenwelt zu erringen*). Was der Philosophie nicht gelungen war, hatte das Christentum erreicht; es hatte dem Moralbegriffe seine religiöse Grundlage gegeben und damit den Gesetzen der Tugend die Herrschaft auch über die ungebildete Masse des Volkes gesichert. Nur in der Form der Religion vermag der Sittenkodex allgemein zu wirken, oder, wie Kant es richtig formuliert: „Religion ist die Erkenntnis aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote." Das ist die große Wahrheit, die wir aus dem Studium der damaligen Umwälzung schöpfen und im späteren Verlaufe stets aufs neue bestätigt finden. Wir entnehmen

---

*) Die Blütezeit des Christentums war leider nur von kurzer Dauer. Nachdem es zur Herrschaft gekommen war, zeigten sich bald die Spuren des Verfalles. Nichtige, dogmatische Zänkereien, Vorrangsstreitigkeiten herrschsüchtiger kirchlicher Machthaber, die bedenkliche Zunahme des Mönchwesens, der auf Kosten des immer mehr verarmenden Volkes wachsende Reichtum der Klöster und Kirchen, das üppige Wohlleben eines großen Teils der Geistlichkeit, die Lasterhaftigkeit mancher Päpste und ihrer Nepoten, das Überhandnehmen äußerer Werkheiligkeit, die die wahre Frömmigkeit erstickte, die mit dem Begriffe der ausschließlichen Seligkeit verbundene Unduldsamkeit, die blutige Tätigkeit der Inquisition und die anderen Verfolgungen, welche die Ausrottung der Andersgläubigen bezweckten —, das waren die Ursachen, die seit dem vierten Jahrhundert zusammenwirkten, um jene allgemeine Sittenverderbnis herbeizuführen, die alle Volkskreise durchdrang und die lange Zeit des Mittelalters hindurch die Kulturentwickelung der Menschheit bedrohte und wenigstens teilweise zum Stillstande und Rückschritte brachte. Die Erlösung aus diesen trostlosen Zuständen wurde erst angebohrt durch die Renaissance und vollendet durch die befreiende Tat der Reformation.

Dies ist das unanfechtbare Urteil der Weltgeschichte, die unerbittlich ihres hohen Richteramtes waltet. —

daraus die Verpflichtung, die verschiedenen Religionssysteme, mögen sie auch mit noch so vielen abergläubischen Vorstellungen und rituellen Geschmacklosigkeiten durchsetzt sein, nicht zu gering zu schätzen, vielmehr mit Nachsicht zu beurteilen und alle gewaltsamen Versuche zu unterlassen, das Volk seinen religiösen Anschauungen zu entfremden. Man muß der Macht der unaufhaltsam vorwärts schreitenden, immer weitere Kreise durchdringenden Wissenschaft vertrauen und sich damit begnügen, die zu schroff unser geläutertes Empfinden verletzenden Auswüchse und Überbleibsel einer längst überholten Vergangenheit allmählich abzuschleifen und zu beseitigen. Ja, wir dürfen vielleicht weiter gehen und auch für denjenigen, der die ganze Bildung unserer Tage in sich aufgenommen hat, die Notwendigkeit anerkennen, im Interesse der Allgemeinheit sich einer bestimmten religiösen Gemeinschaft wenigstens äußerlich anzuschließen. Den Vorwurf unlauterer Heuchelei brauchen wir nicht zu fürchten: wir stellen uns vielmehr auf denselben Standpunkt, den jene Vertreter der Stoa einnahmen, die den Vorschriften der Staatsreligion folgten und den Göttern opferten, an die sie selber nicht mehr glaubten.

In gewissem Gegensatz zur Philosophie und Religionsgeschichte stehen die Staats- und Rechtswissenschaften sowie die Volkswirtschaftslehren. Neben ihrer rein geistigen Bedeutung verfolgen sie den wichtigen praktischen Zweck, die Menschen in ihrer Stellung als Bürger der Gemeinde und des Staates zu befähigen, ihre Rechte und Pflichten richtig zu erfassen und so auszuüben, daß das Wohl des Einzelnen mit dem Wohle der Gesamtheit zusammenfällt.

Es muß jeden im höchsten Grade interessieren, die Verfassung und die geltende Gesetzgebung, der er und seine Familie unterworfen sind, kennen zu lernen und sie mit den Institutionen anderer Staaten zu vergleichen. Nur dadurch wird er in den Stand gesetzt, sein Leben so einzurichten, daß Kollisionen mit den Gesetzen und den Rechten unserer Mitmenschen vermieden werden, und daß es der gemeinschaftlichen Tätigkeit gleichgesinnter Volksgenossen gelingt, das Staatsleben als solches auf die den Forderungen der modernen Entwickelung entsprechende Höhe zu erheben. Alle hieraus resultierenden Fragen berühren unmittelbar mit gleicher Kraft das Geschick aller Staatsbürger; von ihrer richtigen Lösung und Anwendung des Ergebnisses auf das private und staatliche Leben hängt deshalb das Glück der einzelnen wie die gedeihliche Gestaltung des Staatswesens ab. Leider bleibt in dieser Beziehung vielfach die tatsächliche Übung weit hinter den bescheidensten Ansprüchen zurück. Auf den Gebieten des Staats-, Gesellschafts- und Familienlebens müßte doch jeder soweit unterrichtet sein, daß er über die wichtigsten einschlägigen Fragen sich Rechenschaft zu geben und sich eine eigene, selbständige Überzeugung zu bilden weiß.

Da in fast allen zivilisierten Staaten das konstitutionelle System wenigstens der Theorie nach zur Herrschaft gelangt ist und die Gesetzgebung der Zustimmung der gewählten Volksvertretung bedarf, ist eine weitgehende Kenntnis der Verfassung, des Rechts und der Volkswirtschaft die unerläßliche Voraussetzung der eigenen erfolgreichen Wirksamkeit geworden. Das Gleiche gilt für die Kommunalverwaltung und die formale Rechtspflege, in deren mannigfachen Gestaltungen die ehrenamtliche Zuziehung des Laienelementes eine immer noch steigende

Verwendung gefunden hat. Zu der Aneignung des erforderlichen Wissensstoffes zwingt schon die Rücksicht auf das eigene Interesse, weil ja unter schlechter Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege außer dem Gesamtorganismus auch der Einzelne unter Umständen schwer zu leiden hat.

Bei dem immer stärker pulsierenden öffentlichen Leben tritt naturgemäß auch immer stärker der Wunsch hervor, der eigenen Überzeugung Geltung zu verschaffen. Da die Kraft des Einzelnen in der Regel dazu nicht ausreicht, hat das Assoziationsprinzip zur Bildung von politischen Vereinen und Parteien geführt, die auf die Gestaltung des Staatslebens maßgebenden Einfluß zu gewinnen trachten. Da gilt es nun, mit dem vollen Bildungsapparate gewappnet zu sein, um auf der einen Seite zum Wohle des Ganzen oder auch im Interesse der Partei die eigene abweichende Meinung im gegebenen Momente zurücktreten zu lassen, auf der anderen Seite aber den Scheingründen der Gegner oder den Lockungen bloß augenblicklicher Erfolge entschlossenen Widerstand entgegensetzen zu können. Der gebildete Mann unserer Zeit muß bewandert sein in allen jenen schwierigen Fragen der Steuer-, Zoll- und Handelspolitik, die sich immer mehr in den Vordergrund drängen und die Parlamente am meisten beschäftigen. Er muß sich Klarheit verschaffen über die verschiedenen hart aufeinander stoßenden Interessen der einzelnen Volksschichten und eine bestimmte Anschauung gewinnen in dem Widerstreite der Meinungen über Handelsfreiheit, Schutz- und Finanzzoll, über die Vorzüge direkter und indirekter Besteuerung, über Gewerbefreiheit und ihre zulässige Beschränkung. Wer in allen diesen Dingen nicht soweit unterrichtet ist, daß er sich ein eigenes Urteil zu bilden vermag, muß sich auf die Meinungen

anderer verlassen und gerät leicht in die Gefahr, in manchen Fällen den trügerischen Vorspiegelungen redegewandter Parteiführer zu folgen und in falsche, dem Ganzen wie auch dem Einzelnen verderbliche Bahnen geleitet zu werden. Die in den fortschreitenden demokratischen Bewegungen der letzten 50 Jahre von den Verfassungen fast aller Staaten gewährleistete Mitwirkung des Volkes an der politischen Arbeit auf der einen Seite, und die geringe Verbreitung der politischen Bildung und Reife der großen Masse des Volkes auf der anderen Seite ist der tief beklagenswerte, klaffende Gegensatz, der das ganze öffentliche Leben gefährdet und schließlich zu unerquicklichen Dissonanzen führen muß, deren Ausgleichung, wenn gewaltsame Explosionen vermieden werden sollen, zu den schwierigsten Problemen moderner Staatskunst gehört. „Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen." Die Masse des Volkes ist immer in Gefahr, gewissenlosen Agitationen zum Opfer zu fallen, die nicht das Gesamtwohl des Volkes, sondern nur selbstsüchtige Interessen verfolgen und vor keinem Mittel zurückschrecken, um ihre verwerflichen Ziele zu erreichen. Nur dem wahrhaft gebildeten Manne, der es nicht verschmäht, auch auf den recht trockenen Gebieten der Staats-, Rechts- und ökonomischen Wissenschaften gründlich Umschau zu halten, wird es möglich sein, sich in den verwickelten und verworrenen Irrgängen des öffentlichen Lebens in Staat, Gemeinde und Gesellschaft zurecht zu finden.

Als allgemeinste Bildungsgebiete bleiben nach Ausscheidung aller Fachwissenschaft die Geschichte und die Literatur im engeren Sinne, die sogenannte schöne Literatur sowie das weite Gebiet der Kunst übrig.

Wer die Vergangenheit nicht kennt, kann auch die Gegenwart nicht verstehen. Durch das Studium der Geschichte lernen wir den Entwickelungsgang der Menschheit von ihren ersten Anfängen an und den Zusammenhang der im Leben der Völker einander folgenden Ereignisse erkennen. Wir sehen, wie das Menschengeschlecht aus den rohesten Stufen allmählich sich zu immer höheren, feineren Formen hebt und gliedert, und mit Bewunderung wird es uns erfüllen, wenn aus dem Widerstreite der einander anziehenden und abstoßenden Kräfte immer neue, schönere Gestaltungen entstehen. Das ganze Sein dieser Welt ist nur ein fortwährendes Werden, ein unaufhaltsames Entstehen und Vergehen. Die ganze Entwickelung ist ein allmähliches Emporsteigen zu höherer Kultur, bemerkbar oft nur in großen Zeiträumen und unterbrochen zuweilen durch den Rückfall in scheinbar überwundene Zustände. Nur in langen Schlangenlinien geht es zur Höhe empor. Das Streben nach Glück und Macht, das im Leben der Völker ebenso herrscht wie im Leben der einzelnen Menschen, führt zu gewaltigen Kämpfen und Erschütterungen, in denen die mächtigsten Reiche zu Grunde gehen und den früher unterdrückten Siegern weichen müssen. Entsetzen erregende, traurige Bilder, die wüsten Ausschreitungen des schlecht geleiteten Menschengeistes rollt die Geschichte vor unseren Augen auf und läßt uns fast verzweifeln an der Möglichkeit, in den trostlosen Wirrnissen die ordnende Hand ewiger Gesetzmäßigkeit zu entdecken. Aber sie gibt uns doch den Trost, daß trotz aller beklagenswerten Abirrungen die Kulturentwickelung immer vorwärts hinaufstrebt und unaufhaltsam fortschreitet zu den idealen, vollkommen freilich niemals zu erreichenden Zielen. Stolz und Freude erfüllt unser Herz, wenn wir

die erhabenen Männer und ihr Wirken betrachten, die mit ihrem erleuchteten Geiste die dunklen Pfade erhellt und als kundige Führer die hilflose Menge des Volkes emporgehoben haben aus den Engen und Tiefen des elenden Daseins. Anderseits zeigt uns die Geschichte, daß keine lediglich auf Gewalt beruhende Herrschaft von dauerndem Bestande ist, daß die edleren Regungen der Volksseele, der Trieb nach Freiheit und Recht, wohl eine Zeit lang gehemmt werden können, dann aber siegreich wieder sich zu neuem Glanze erheben. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Sie verleiht den unverwelklichen Ehrenkranz den großen, edlen Männern, die durch ihre Einsicht und Tatkraft der Menschheit unermeßliche Dienste geleistet, und sie drückt das unauslöschliche Brandmal denen auf die Stirn, die zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Zwecke die Völker unterdrückt und es gewagt haben, an den ewigen Säulen der Gesellschaftsordnung und Gesittung mit frevelnder Hand zu rütteln.

Mit eindringlichen Worten predigt uns die Geschichte die Tugend der Bescheidenheit. Unsere Kultur, deren wir uns mit so lautem Stolze zu rühmen pflegen, ruht nur auf den Schultern vergangener Kulturperioden, deren Reihe tief in die Jahrtausende zurückgeht, und es dämpft unseren Hochmut, wenn wir wahrnehmen müssen, daß unsere westliche Kultur einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum umfaßt und nur jene großen Epochen abgelöst hat, die vom Osten ausgegangen sind und schon im grauen Altertume einen Höhepunkt erreicht hatten, der uns jetzt noch mit höchster Bewunderung erfüllt.

Für alle weisen Lehren der Geschichte sind wir aber nur empfänglich, wenn wir uns nicht mit trockenem Gedächtniskram und totem Zahlenmaterial begnügen, sondern

mit unserem Geiste den geschichtlichen Stoff innerlich zu durchdringen suchen. Die Hauptepochen der Geschichte und ihre Bedeutung muß man kennen, wenn man ein richtiges Verständnis gewinnen will. Aus diesem Grunde ist es unerläßlich, über die großen Geschichtsperioden und die Bedeutung der einschneidenden Ereignisse orientiert zu sein.

Für unser Studium stehen ausgezeichnete Werke zur Verfügung, die teils die allgemeine Weltgeschichte, teils die Spezialgeschichte einzelner Nationen, teils die Kulturgeschichte in ihren verschiedenen Arten zum Gegenstande haben. Hervorzuheben sind die groß angelegten Werke von Rotteck und Schlosser, von Ranke und Raumer, von Gervinus*) und Dahlmann, von Sybel und Weber. Curtius und Mommsen haben mit Meisterschaft die griechische und römische Geschichte behandelt. Die verdienstvollen Arbeiten der vielen anderen Historiker können an dieser Stelle nur angedeutet werden. Nicht unerwähnt aber dürfen bleiben von den Franzosen Montesquieu und Voltaire und von den Engländern, die, wie in vielen anderen Wissenschaften, so auch in der Geschichtschreibung sich die größten Verdienste erworben haben, vor allen Hume und Gibbon, dessen Geschichte des Niederganges

*) Es ist interessant, wie dieser geistvolle Historiker mit prophetischem Blicke in die Zukunft schaute und lange vor 1870 die Meinung vertrat, daß jetzt nach Ablauf der deutschen Dichtungsperiode eine Periode der Politik folgen müsse, in welcher sich Deutschland unter der Führung eines politischen Luther zu einer besseren Form des Daseins erheben sollte! (Lange.) Freilich hat sich die von ihm geahnte Einigung des deutschen Volkes in ganz anderer Form, als er gehofft, und mit Mitteln vollzogen, die seinen Anschauungen vollständig widersprachen.

des Römischen Reiches noch immer nicht übertroffen ist, und von den Neueren Macauley und Buckle, dessen leider unvollendete Geschichte der Zivilisation in England vorzugsweise zum vorbereitenden Geschichtsstudium empfohlen zu werden verdient.

Eine wertvolle Bereicherung hat vor einiger Zeit die kulturgeschichtliche Literatur erfahren durch H. St. Chamberlains „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts". Während schon in den neueren, ausgezeichneten größeren Geschichtswerken neben den wissenswerten tatsächlichen Ereignissen die Kulturentwickelung immer mehr die ihr gebührende Berücksichtigung gefunden hat, versucht Chamberlain in der deutschen Literatur insofern eine Lücke auszufüllen, als er in Anlehnung an die großen englischen und nordamerikanischen Vorbilder, namentlich an Lecky und Draper, der eigentlichen Geisteswissenschaft und ihrem allmählichen Fortschritte die leitende Stellung anweisen will. Das Buch ist großzügig angelegt, zeugt von einem geradezu staunenswerten Fleiße und von einem nicht minder staunenswerten Umfang des Wissens auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft. Es darf aber nur mit großer Vorsicht benutzt werden. Alle seine Ausführungen sind geistreich, einzelne, von denen ich nur die über das Wesen der hellenischen und der römischen Kultur hervorhebe, sind als ausgezeichnete, meisterhafte Leistungen anzuerkennen. Allein die Beherrschung eines so gewaltigen Stoffes verleitet, wie mir scheint, den Verfasser zu sehr gewagten Kombinationen, aus denen wiederum die bedenklichsten Folgerungen gezogen werden. So dürfte seine, das ganze Werk durchziehende Rassentheorie nicht bloß in weiten Kreisen des Volkes, sondern auch bei den Männern der Wissenschaft auf ernsthaften Widerstand stoßen.

Dringend gewarnt aber muß werden vor jenen sogenannten Historikern, die unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit nur konfessionelle oder parteipolitische Zwecke verfolgen und in ihrer einseitigen Propaganda vor Entstellungen und sogar direkten Fälschungen nicht zurückschrecken. Ebenso verwerflich und verächtlich sind jene Sudelwerke, in denen feile Federn sich dazu hergeben, in populär gehaltenen Darstellungen das urteilslose Volk zu täuschen und auf Kosten der historischen Wahrheit absolutistische Gelüste und dynastische Aspirationen zu verherrlichen.

Sodann kommt als wichtigster Bestandteil des gesamten Bildungsmaterials die eigentliche Literatur in Betracht. Auszuscheiden sind außer den streng fachwissenschaftlichen Untersuchungen auch diejenigen literarischen Erzeugnisse, die sich, wie dies in neuerer Zeit unter voller Wahrung des wissenschaftlichen Charakters in immer größerem Umfange geschieht, die Verbreitung der Ergebnisse der Spezialforschung durch gemeinverständliche Darstellung in die weiteren Volkskreise zur dankbaren Aufgabe stellen. Es bleibt dann übrig die Literatur im engsten Sinne, die Dichtung in ihren vielfachen, weitverzweigten Formen.

Sie vereint die verschiedenartigen, oft widerstrebenden inneren Eigenschaften des Menschen, Verstand und Gefühl, zu schöner Harmonie. Ihr Wesen ist eben nichts anderes als die Darstellung der Wahrheit in schöner Form. Darauf beruht der unermeßliche Einfluß, den echte Poesie zu allen Zeiten auf die Volksseele ausgeübt hat. Darum eben haben sich die großen Geister aller Nationen der allgemein verständlichen und das Gemüt ergreifenden

Sprache der Poesie bedient, um ihren Gedanken über alle Fragen, die das Menschenherz bewegen, dem für die Schönheit stets empfänglichen Volke mitzuteilen. Gott und Natur, Glauben und Hoffen, Liebe zum Nächsten und vor allem jene Liebe, die uns das höchste Maß irdischer Glückseligkeit gewährt, Tugend und Laster, Lust und Trauer, die Kämpfe der Völker, das Ringen mit dem Schicksale und alles, was sonst das Innere des Menschen berührt, das ist es, was von den Dichtern aller Zeiten und Völker in tausendfachen, nie zu erschöpfenden Variationen besungen wird. In der Poesie spiegeln sich die einzelnen Menschen mit ihrem ganzen Seelenleben, ihr Denken und Fühlen, ihr Hoffen und Wünschen getreulich wieder, und in gleichem Maße gibt sie uns ein Abbild des Lebens der Völker und ihrer wechselvollen Schicksale. So dienen die Erzeugnisse der Dichtkunst in ihren verschiedenen Gattungen, in der Lyrik, Epik und Dramatik und ihren zahllosen Unterarten, uns nicht allein zur Belehrung; sie gewähren zugleich den reinsten geistigen Genuß, ungetrübte künstlerische Freude, weihevolle Erhebung über die Alltäglichkeit des irdischen Daseins und süßen Trost in Kummer und Leid. Sie führen uns schließlich zu der Erkenntnis, daß der reichste Schatz des Menschen in dem unerschöpflichen, tiefen Borne seines eigenen Gemütes liegt.

Daß jeder Gebildete die Literatur der eigenen Nation kennen muß, versteht sich von selbst. Von jedem Deutschen, der nicht zu der unwissenden Menge des Volks gezählt werden will, kann man verlangen, daß er nicht allein über den geschichtlichen Entwickelungsgang der deutschen Poesie, über ihre Blüteperioden und die verschiedenen Dichterschulen und -Richtungen genau unterrichtet ist, er muß auch die Werke unserer Klassiker und aller derer,

denen die Kritik eine bedeutende Stellung und Einwirkung auf die geistige Entwickelung anweist, selbst gelesen, sich mit ihnen vertraut gemacht und sie auf ihren Gehalt geprüft haben.

Wer hätte sein Herz nicht erfreut an den gewaltigen Epen unserer alten Literatur, an der Gudrun und dem Nibelungenliede? Wer hätte nicht gejubelt mit den Minnesängern und ihren Liebesliedern, und sich nicht lebhaft angeregt gefühlt von den Satiren und Streitschriften des XV. und XVI. Jahrhunderts? Wer hätte nicht immer wieder von neuem sich liebevoll mit Entzücken versenkt in die glänzenden Geistesprodukte jener genialen Männer, die wir mit berechtigtem Stolze als unsere Klassiker bezeichnen, eines Lessing, Schiller und Goethe? Die Meisterwerke dieser Heroen sind ein unvergänglicher Schatz des deutschen Volkes, ihre reichen Gedanken nach Inhalt und Form die unerreichten Vorbilder unserer Kulturentwickelung geworden. Und würde man sich nicht schämen, wenn man nicht imstande wäre, sich und anderen über den weiteren Verlauf des geistigen Lebens unserer Nation Auskunft zu erteilen? Muß nicht jeder sich darüber Rechenschaft geben können, was die erleuchteten Geister des Jahrhunderts bewegt und angetrieben hat zu nie rastendem Ringen und Singen?

Auch die nachklassische Periode des vorigen Jahrhunderts hat große, ja bewundernswerte Leistungen aufzuweisen. An anderer Stelle habe ich bereits jener glänzenden Vertreter der Poesie gedacht, die, wenn auch den durch die Klassiker vorgezeichneten Spuren folgend, doch durchaus selbständig die uns bewegenden Gedanken in poetische Formen höchster Vollendung umgesetzt haben. Wir dürfen uns freuen, daß trotz der materialistischen

Richtung der Zeit der Idealismus, der im deutschen Volke schlummert, noch kräftig seine Schwingen regt und uns zuweilen in Träume wiegt von besseren zukünftigen Tagen.

Daß gebildete Männer mit den klassischen Meisterwerken des Altertums, namentlich der Griechen und Römer, vertraut sein müssen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Sind es doch die Werke eines Homer, Aeschylos, Sophokles, Euripides, eines Thucydides und Xenophon, eines Plato und Aristoteles, sowie die der späteren Römer Sallust, Caesar, Cicero, Virgil und Horaz, auf denen noch heute die Vorbereitung zu unserer humanistischen Bildung beruht. Und wenn auch das Studium der alten Sprachen, auf deren grammatikalischer Erlernung immer noch zu viel Gewicht gelegt wird, nicht gerade zu unseren freudigsten Jugenderinnerungen gehört, so haben wir doch aus dem Inhalte jener Schriften einen um so höheren Genuß geschöpft, mit staunender Bewunderung die hohe geistige Stufe der damaligen Kulturvölker erkannt und unsere trunkene Seele erfüllt mit den herrlichen Bildern der griechischen und römischen Götter- und Heldensage. Der Geist dieser alten Kultur ist es eben, der erst die damals und noch manche Jahrhunderte hindurch in stumpfsinniger Roheit lebenden Völker Europas durchtränken mußte, um sie allmählich für die Zivilisation und ihre Segnungen, deren wir uns erfreuen, empfänglich zu machen. Und gegenüber den bedrohlichen, von gewisser Seite stark unterstützten Bestrebungen, das bisher festgehaltene humanistische Bildungsniveau herabzudrücken, kann nicht laut genug betont werden, daß ohne diese Grundlage das volle Verständnis für die erhabensten Erzeugnisse von Wissenschaft und Kunst, denen wir die reinsten und höchsten geistigen Genüsse verdanken, uns verloren gehen würde.

Aber auch die Kenntnis der Literatur der anderen Kulturvölker in ihrer geschichtlichen und jetzigen Gestaltung gehört zum unentbehrlichen Rüstzeug des modernen Menschen. Wir können uns um so bequemer damit ausstatten, als wir uns rühmen dürfen, daß gerade uns Deutschen die Hauptwerke des Auslandes durch mustergültige, die Originale treu wiedergebende Übersetzungen zugänglich geworden sind.

Bei dem riesenhaften Umfange des Materials muß es indes genügen, in allgemeinen Umrissen mit der literarischen Entwickelung bekannt geworden zu sein; ebenso versteht es sich von selbst, daß für das eigene Studium nur die der Weltliteratur angehörenden Meisterwerke in Betracht kommen können. Ich beschränke mich deshalb auf einige kurze Bemerkungen. Die literarische Entwickelung Italiens konnte unmittelbar anknüpfen an die Traditionen der großen Vergangenheit. Dante, Boccaccio und Petrarka haben den Grund gelegt für die Entwickelung der italienischen Sprache und Literatur. Dann folgt die glänzende Zeit der Renaissance, die gerade in Italien ihre schönste Blüte erreichte, mit Ariost, Torquato Tasso und den vielen anderen hervorragenden Dichtern, die den Schatz der Literatur um manches schöne Werk bereichert haben. Nach längerem Schlummer erwachte endlich die Poesie um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts zu neuem Leben und erhielt ihr eigentümliches Gepräge durch die in den trostlosen politischen Zuständen begründete Sehnsucht nach Freiheit und geeinigtem Vaterland. Dieser noch andauernden Periode sind eine Reihe herrlichster Schöpfungen entsprungen, die immer den berechtigten Stolz der italienischen Nation bilden werden. Es brauchen nur Goldoni, Gozzi, Alfieri, Foscolo, Manzoni, Leopardi und Silvio Pelico, der politische Märtyrer, und von den

neuesten d'Azeglio, d'Annunzio und Carducci hervorgehoben zu werden.

In Spanien bezeichnen die Bühnendichtungen Lope de Vega's, Calderons, und der Don Quichote des göttlichen Cervantes den Höhepunkt der Literatur. Die unglücklichen politischen und konfessionellen Verhältnisse, die die so reich begabte Nation an den Rand des wirtschaftlichen Ruins brachte, führte in notwendiger Rückwirkung auch das literarische Leben zu traurigem Niedergange, der nur noch zuweilen von glänzenden Erscheinungen unterbrochen wird.

Der Anteil, der dem beweglichen und für alles Schöne empfänglichen Geiste des französischen Volkes in der Geschichte der Kultur zufällt, kann nicht leicht überschätzt werden. Von den früheren Zeiten abgesehen, kann kein anderes Volk sich rühmen, in zwei aufeinander folgenden Jahrhunderten weithin leuchtende Höhepunkte der literarischen Produktion erreicht zu haben. Das XVII. Jahrhundert brachte jene glänzende Epoche des Klassizismus, der durch die Namen Corneille, Racine und Molière gekennzeichnet wird, und im XVIII. Jahrhundert setzte jene gewaltige Bewegung der Geister ein, deren Errungenschaften von allen anderen Kulturnationen mit freudiger Begeisterung aufgenommen wurden und in ihrem unermeßlichen Einflusse auf die geistige Entwickelung unvermindert bis in unsere Zeit eingewirkt haben. Es ist die sog. Aufklärungsperiode, die sich anknüpft an Volney, dessen „Ruinen", die der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen, auf mein jugendliches Gemüt einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben, an J. J. Rousseau, dessen Schriften eine unglaubliche Wirkung auf die damalige ganze Kulturwelt ausgeübt haben, dessen Persönlichkeit

dagegen mir immer unsympathisch geblieben ist, und vor allen an den größten aller Franzosen, an Voltaire, der dem ganzen Jahrhundert den Stempel seiner Genialität aufgedrückt hat. Ebenbürtig standen ihnen zur Seite die anderen Enzyklopädisten, unter denen namentlich d'Alembert und Diderot mit dankbarer Verehrung genannt werden müssen. Nach längerem durch die großen politischen und kriegerischen Ereignisse veranlaßten Stillstand ist im ersten Viertel des XIX. Jahrhunderts der literarische Geist zu neuem Leben erwacht und hat sich insbesondere auf den Gebieten der Lyrik und des Romanes in bewundernswerten Leistungen betätigt. Es braucht nur auf Béranger, auf A. de Vigny und A. de Musset, sowie auf Victor Hugo und Al. Dumas hingewiesen zu werden. Montalembert und Chateaubriand mit ihren freilich ganz anderen Zielen gewidmeten Werken dürfen ebensowenig vergessen werden, wie die ganze Reihe hervorragender Schriftsteller der naturalistischen Richtung, die in E. Zola ihren charakteristischen Vertreter findet. Sein Name sei auch deshalb besonders gepriesen, weil er, den Spuren Voltaires folgend, durch sein mutvolles Eintreten für die Gerechtigkeit wesentlich dazu beigetragen hat, die durch den schmachvollen, von der klerikalen Partei inszenierten Dreyfusprozeß befleckte Ehre des französischen Namens zu retten.

Nicht minder anregend hat die Literatur der Engländer gewirkt. Die Lyrik tritt verhältnismäßig in den Hintergrund; wie hoch immerhin sie bewertet werden muß, ergibt sich allein schon aus der auch von den anderen Nationen enerkannten Bedeutung eines R. Burns, Shelley und Byron. Das Epos hat hervorragende Vertreter in Milton und Pope gefunden. Auf einem Gebiete, auf dem des Romans, ist England aber vorbildlich gewesen

für die gesamte europäische Literatur, und in der Spezialität des humoristischen und satirischen Romans ist es bis jetzt unerreicht geblieben. Defoe und Swift, Richardson, auf den der sentimentale Zug einer bedeutsamen Richtung zurückzuführen ist, Young, Fielding und Goldsmith sind nur einige Namen aus der glänzenden Zeit des XVIII. Jahrhunderts, denen sich im vergangenen Jahrhundert mit unvermindertem Glanze W. Scott, Bulwer, Dickens sowie eine große Reihe anderer höchst produktiver Dichter anreihen lassen. Und doch wird der ganze verdiente Ruhm dieser erleuchteten Geister überstrahlt von dem größten Sohne Englands, von Shakespeare, dessen unsterbliche Meisterwerke längst Gemeingut aller Nationen geworden sind. Sie dem allgemeinen Verständnis unter Überwindung starken Widerstandes zugänglich gemacht zu haben, dürfen gerade wir Deutsche uns zur besonderen Ehre rechnen.

Die dänische und skandinavische Literatur hat eine Bedeutung erlangt, die weit über die politische und wirtschaftliche Kraft dieser Völker hinausgeht.

Von den dänischen Dichtern, die auch im Auslande sich Geltung zu verschaffen wußten, sind uns aus älterer Zeit Holberg und Ewald, später Oehlenschläger, Hertz, Heiberg, Paludan-Müller und Andersen am meisten nähergetreten.

Von den Schweden hat sich außer Bellmann vor allen Tegner durch seine herrliche in alle Sprachen übersetzte „Friethjofsage" einen Namen gemacht. In der neueren Zeit sind es merkwürdigerweise Frauen gewesen, die, wie Friederike Bremer und Flygare-Carlen, die Romanliteratur durch Werke bereichert haben, die auch in Deutschland viel gelesen und hoch geschätzt wurden. Eine

ganz exzeptionelle Stellung haben sich in neuerer Zeit einige bahnbrechende, hochbegabte Dichter der norwegischen Nation errungen. Ich brauche nur an Björnson und Ibsen zu erinnern, deren Dichtungen trotz ihres dem deutschen Gemütsleben widersprechenden Inhalts einen ungeheuren Einfluß auf unsere Zeitgenossen ausgeübt haben; ob dieser Einfluß ein heilsamer gewesen ist, mag dahingestellt bleiben.

Rußland ist infolge der traurigen politischen Verhältnisse erst spät in die literarische Bewegung eingetreten. Von Dichtern, deren Werke der Weltliteratur angehören, können eigentlich nur Puschkin, Lermontow, Gogol, Herzen, und Dostojewski in Betracht kommen. Die Wirksamkeit des vielgefeierten Grafen Tolstoi liegt in anderer Richtung; seine literarischen Erzeugnisse der letzten Zeit sind nicht mehr ernsthaft zu nehmen.

Das unglückliche Polen verzehrt sich in träumerischer Sehnsucht nach politischer Wiedergeburt; trotzdem hat die so reich begabte Nation, die sich in den Zeiten des Glanzes einer außergewöhnlich reichen literarischen Entwickelung rühmen konnte, auch nach ihrer gewaltsamen Zerstückelung Werke von nachhaltigem Werte geschaffen, die ein allgemeines Interesse beanspruchen.

Um den Kreis der slavischen Völker, soweit sie für die Weltliteratur in Betracht kommen, abzuschließen, muß noch der ungarischen Poesie gedacht werden, die, wenn auch erst seit einem Jahrhundert, sich mit Werken von bleibendem Wert ebenbürtig den anderen Nationen an die Seite gestellt hat. Petöfi und Arany, Pallfy und Jokai sind Dichter ersten Ranges und als solche auch von den anderen Völkern bereitwillig anerkannt.

Von den außereuropäischen Kulturen kommt für uns

nur die gewaltig aufstrebende nordamerikanische Union in Betracht. Mit dem staunenswerten Aufschwung zu großartiger politischer und wirtschaftlicher Machtstellung hat die Literatur nicht gleichen Schritt halten können. Immerhin hat sie sich einen achtungswerten Platz errungen und Leistungen aufzuweisen, die auch in der alten Welt verdiente Beachtung gefunden haben. Washington Irving, Longfellow, Poe und Beecher-Stowe sind Namen von bestem Klange. Der beispiellose Erfolg des Romans der letzteren „Onkel Toms Hütte", der zur Entzündung des großen Bürgerkrieges wesentlich beigetragen und den Nordstaaten die Sympathien der ganzen Welt gesichert hat, ist ein unvergängliches Zeugnis von der Macht der Gefühle des Mitleids und der Gerechtigkeit, wenn sie in packender Form zu warmer Betätigung in den dafür empfänglichen Menschenherzen geweckt werden.

Der in seiner Heimat hochgefeierte R. W. Emerson ist mir seines lehrhaften, trockenen Tones wegen immer langweilig vorgekommen, und geradezu rätselhaft ist es mir gewesen, wie die Nordamerikaner in den unverständlichen Perversitäten W. Whitmans die Spuren eines großen dichterischen Geistes haben entdecken können.

Neben den Wissenschaften gehört zum Bildungsstoffe die Kunst in ihren verschiedenen Gattungen, die Architektur, die Skulptur, die Malerei und die Musik. Daß der Gebildete die Geschichte der Künste, ihre hauptsächlichen Vertreter und Erzeugnisse wenigstens in den allgemeinen Umrissen kennen muß, ist so selbstverständlich, daß darüber kein Wort zu verlieren ist. Die Künste haben den Vorzug, zwar in nationalem Gewande in die

Erscheinung zu treten und doch, weil sie ausschließlich oder doch vorzugsweise das Gemütsleben betreffen, eine allen gesunden Menschen gleichverständliche Sprache zu reden. Die Künste haben ihrer Natur nach einen kosmopolitischen Charakter und sind deshalb auch weniger den die Menschen und Völker trennenden äußeren Strömungen und Bewegungen ausgesetzt, vielmehr in erster Linie dazu berufen, die Grenzen zu durchbrechen und auf dem neutralen Gebiete des reinen künstlerischen Schaffens und Genusses die Herzen der sonst so vielfach gespaltenen Menschen wieder in Liebe zu vereinen. Die Eifersüchteleien und Kämpfe der feindlichen Kunstschulen dürfen uns nicht darin beirren; wir können sie getrost den Zunftgenossen überlassen.

Wenn wir den hier kurz umrissenen Bildungsstoff überschauen, so werden wir gestehen müssen, daß des einzelnen Menschen Leben, und wäre er auch noch so reich begabt und mit eisernem Fleiße ausgerüstet, nicht ausreichen würde, ihn vollständig zu bewältigen. Wir brauchen uns indes dadurch nicht entmutigen zu lassen. Denn die wahre Bildung erfordert als unerläßliche Bedingung eine genaue Kenntnis nur auf dem Gebiete der Geschichte und der eigenen Literatur; auf allen anderen Gebieten genügt es, „orientiert" zu sein", d. h. in solchem Grade bewandert zu sein, daß man sich zurechtfinden kann und imstande ist, allem, was uns im öffentlichen und privaten Leben in Wort und Schrift begegnet, allem, was die fortschreitende Kulturentwickelung der Menschheit mit sich bringt, ein volles und richtiges Verständnis entgegenzubringen. Die Erzeugnisse der fremden Literaturen auch

nur in annähernder Vollständigkeit in sich aufzunehmen, ist bei der Masse des Stoffes ausgeschlossen; es muß genügen, die verschiedenen Richtungen zu kennen und den bedeutendsten Autoren und ihren Werken die ihnen gebührende Stellung anweisen zu können. Das wird ermöglicht durch vorzügliche Literaturgeschichten, die in kurzer, verständlicher Darstellung uns die Kenntnis der literarischen Hauptströmungen und ihrer vornehmsten Vertreter vermitteln. Sie dienen uns als Wegweiser und setzen uns in den Stand, die für das Selbststudium geeignete Auswahl zu treffen.

In der Beschränkung auf diese enggezogenen Grenzen sollte es keinem, insbesondere keinem sogenannten akademisch gebildeten Manne, schwer fallen, sich mit dem Bildungsstoffe, so bedeutend er immer noch erscheinen mag, hinreichend vertraut zu machen. Wenn man aber die gesellschaftlichen Kreise und Personen, mit denen uns das wechselnde Leben in nähere Berührung bringt, schärfer beobachtet und, wie man zu sagen pflegt, Herz und Nieren zu prüfen vermag, werden wir bei allem Wohlwollen und der gebührenden Rücksichtnahme auf die Ungunst der Verhältnisse doch zu der beschämenden Erkenntnis gelangen, daß wahre, volle Bildung des Geistes und des Herzens viel seltener anzutreffen ist, als man nach dem erreichten Höhengrade unserer heutigen Kultur sollte erwarten dürfen*).

---

*) Zwei ergötzliche Geschichten, die ich selbst erlebt habe und deshalb, so unglaublich sie klingen mögen, als wahr verbürgen kann, mögen als Beispiel dienen für die beklagenswerte Rückständigkeit gewisser Kreise.

An einem Frühlingstage, an dem nach langer Winterzeit die Sonne zum erstenmale wieder ihre sehnsüchtig erwarteten, er-

Es lohnt sich vielleicht, den Spuren dieser nicht sehr tröstlichen Erscheinung nachzugehen.

---

wärmenden Strahlen herniedersandte, setzte ich mich abends im Klub auf meinen gewohnten Platz mit den Worten nieder, die Shakespeare Richard III. im Eingang seines berühmten Dramas in den Mund legt. Ein neben mir sitzender älterer Herr fragte, woher denn das stamme, was ich soeben gesprochen. Auf meine erstaunte Gegenfrage, ob er sich denn nicht der Eingangsworte Richards III. erinnere, erwiderte er, daß er Richard III. nicht kenne, und gab auf meine weitere Bemerkung, er habe doch die Königsdramen Shakespeares gelesen oder gehört, gelassen und ohne zu erröten, die bezeichnende Antwort, daß er zwar von Shakespeare wohl etwas gehört, aber seine Werke weder gelesen noch auf der Bühne gesehen habe. Und dieser Mann war Preußischer Senatspräsident eines Oberlandesgerichts! Aber er war sehr fromm und hielt sich streng an die Weisungen des Index.

Der andere Fall wirkt durch die darin zutage tretende Naivetät noch viel drastischer und würde unbändige Heiterkeit erregen können, wenn nicht gar zu traurig dadurch bewiesen würde, wie unendlich schlecht es oft mit der Bildung sogenannter gebildeter Leute bestellt ist. Mit einem mir befreundeten älteren Kollegen hatte ich mich eines Tages in ein philosophisches Gespräch eingelassen und machte ihm gerade den scherzhaften Vorwurf, die Meinung, die er da vortrage, sei ja ganz spinozistisch. In diesem Augenblick trat ein jüngerer Kollege, der Gymnasialbildung genossen, die Universität besucht und die für das Richteramt erforderlichen Examina bestanden hatte, an uns heran und fragte:

„Was ist denn das, spinozistisch?", worauf sich das folgende Gespräch entwickelte:

„Sie kennen doch das philosophische System Spinozas?"

„„Nein, von Spinoza habe ich noch nie etwas gehört.""

Ich wurde von Humor erfaßt und fragte weiter:

„Aber Sie kennen doch den kleinen Jungen im Uriel Akosta?"

„„Nein, wer ist denn das?""

„Das berühmte Drama Gutzkows ist Ihnen doch bekannt?"

„„Was hat denn der geschrieben?""

Es hat, soweit ich es zu beurteilen vermag, in der geschichtlichen Entwickelung drei Perioden gegeben, in denen subjektive und objektive Bildung sich deckten, in denen das ganze damals vorhandene Bildungsmaterial von den Kreisen, die die Gebildeten umfaßten, vollständig beherrscht wurden. Es waren dies die Blütezeit Griechenlands, die Zeit der Renaissance des XV. und XVI. Jahrhunderts und das XVIII. Jahrhundert bis zum Ausbruch der französischen Revolution, die Zeit Voltaires und der Enzyklopädisten, sowie der Herrschaft des englischen Deismus, jene Zeit, in der der so lange zurückgehaltene deutsche Geist zum ersten Male wieder seine mächtigen Schwingen regte.

Es darf dabei aber nicht vergessen werden — und je mehr wir in die Jahrhunderte zurücksteigen, desto schärfer tritt dies hervor —, daß der Kreis der Gebildeten eng begrenzt war und nur eine verhältnismäßig kleine Zahl umfaßte gegenüber der ungeheueren Masse des profanum vulgus, und immer wieder müssen die begeisterten Lobredner jener Zeiten, die mit sehnsüchtigen Blicken nur nach rückwärts schauen und sich in selige Träume der Vergangenheit versenken, um einer unschönen Gegenwart zu entfliehen, an die trostlosen Zustände erinnert werden, unter denen der weitaus größte Teil der damaligen Menschheit so unendlich schwer zu leiden hatte. Es waren die wenigen, die die Macht und die Mittel besaßen, neben dem äußeren Wohlleben auch ihren wissen-

---

„Nun, Gutzkow war doch einer der bedeutendsten Dichter des jungen Deutschlands."

„„Ah, so" — das war die niederschmetternde, aber doch unendlich komisch wirkende Antwort —, „das war wohl einer von denen, die 1870 die Kriegslieder gedichtet haben!""

schaftlichen und künstlerischen Neigungen Befriedigung zu verschaffen. Die große Masse des Volkes war zu harter Arbeit verurteilt, in stetem Kampfe mit der Not des Lebens stumpf geworden und hatte den Trieb nach geistiger Erhebung fast gänzlich verloren.

Das ist jetzt ganz anders geworden. Im Laufe des vorigen Jahrhunderts hat sich eine gründliche Umwälzung vollzogen. Die Folgen der großen Revolution von 1789, deren bestechende Gleichheitslehre von den unterdrückten Massen begierig aufgenommen wurde, der vorhergegangenen Aufklärungsperiode, und der sich im XIX. Jahrhundert anschließenden politischen Umwälzungen haben der seit der Mitte der 1840er Jahre stürmisch vorwärts drängenden Zeit eine Richtung gegeben, die sich wohl am besten als eine Demokratisierung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse bezeichnen läßt. Sie findet ihren entsprechenden Ausdruck in der scharfen Betonung der Persönlichkeit, in dem Prinzipe des Individualismus und in seinem Korrelate, dem zu starker Machtentfaltung drängenden Prinzipe der Assoziation. Die Massen verlangen Geltung und Erfüllung ihrer Wünsche. Ein früher nie gekannter Bildungshunger hat die breiten Schichten des Volkes ergriffen. Mit innerer Genugtuung habe ich vielfach bei einfachen Arbeitern und kleinen Handwerkern eine fast rührende Sehnsucht wahrgenommen, sich die ihnen bis dahin vorenthaltenen Bildungselemente anzueignen. Jedenfalls ist bei ihnen die Erkenntnis von der ehrfurchtgebietenden Bedeutung wahrer Wissenschaft in höherem Maße verbreitet, als in den abgeschlossenen Zirkeln der sogenannten besseren Gesellschaft. Die Geistesaristokratie hat ihre Herrschaft eingebüßt. Aber was die allgemeine Bildung an Breite gewonnen, das hat sie vielfach an

Tiefe verloren. An die Stelle der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckenden Gründlichkeit und geistigen Erfassung des Wesens der Dinge ist vielfach eine seichte Oberflächlichkeit getreten, die als Dilettantismus im schlimmen Sinne des Wortes sich geltend macht, sich mit Äußerlichkeiten begnügt und mit leicht erborgten Federn zu glänzen sucht.

Die großen Errungenschaften, auf denen unsere heutige Kultur beruht, haben wir vor allem dem beispiellosen Aufblühen der Naturwissenschaften und ihren wunderbaren Leistungen zu verdanken. Daraus hat sich aber eine materialistische Lebensauffassung entwickelt, die den Bildungsbestrebungen ernste Schwierigkeiten bereitet. In dem unruhevollen Getriebe unserer Zeit, deren Sinnen und Trachten nur auf den Erwerb der äußeren Mittel zur Befriedigung der stark gesteigerten Bedürfnisse gerichtet ist, beginnt allmählich jener Idealismus zu verschwinden, dessen segenspendender Herrschaft allein der Trieb nach wahrer Bildung entspringt. In dem rücksichtslosen, mit den schärfsten Mitteln geführten Kampfe um die Existenz drohen die zarteren Regungen des Herzens und damit die Neigung, verloren zu gehen, sich über die Alltäglichkeiten des Lebens zu erheben und sich mit geistigen Dingen zu beschäftigen, von denen kein unmittelbarer Nutzen zu erwarten ist.

Indes wollen wir trotz alledem nicht verzagen; „die Sonne Homers, siehe, sie leuchtet auch uns".

Es gibt doch — dem Himmel sei's gedankt! — noch viele von ernstem Streben beseelte Männer und, wie ich zu betonen nicht unterlassen will, Frauen, die aus der beängstigenden Enge des Alltags sich hinaussehnen nach den staubfreien Gefilden des Reiches der Geister und aus

Kunst und Wissenschaft Trost und Erholung zu gewinnen suchen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, dürfte die Zeit nicht mehr fern sein, die der idealen geistigen Herzensbildung den ihr gebührenden Platz wieder einräumt.

Eine große Schwierigkeit für die Erwerbung der Bildung liegt in der Vermehrung des Stoffes, der jährlich in unheimlichem Umfange zunimmt. Schon die Pflicht eines jeden Gebildeten, über alle wichtigen Fragen der äußeren und inneren Politik, über alle den Menschen bewegenden Ereignisse, über alle Dinge, die uns als Staats- und Gemeindebürger interessieren, sich auf dem Laufenden zu erhalten, nimmt einen erheblichen Teil der von der beruflichen Beschäftigung freibleibenden Zeit in Anspruch. Eine Zeitung genügt nicht mehr; man ist gezwungen, mehrere Blätter, und zwar solche von verschiedener politischer Richtung, zu lesen, um die Wahrheit der Tatsachen zu kontrollieren und die öffentliche Meinung kennen zu lernen. Als Grundlage muß man sich einer größeren Zeitung bedienen, die als zuverlässig anerkannt ist und unser Vertrauen gewonnen hat. So ist mir seit vielen Jahren die „Kölnische Zeitung" unentbehrlich geworden, ein mit großem Geschicke redigiertes Weltblatt ersten Ranges, aus der ich, wie ich dankbar konstatieren darf, stets die beste Information geschöpft habe. Wenn ich auch ihre politische Tendenz nicht vollständig zu teilen vermag und manche auf dem Gebiete der inneren Politik vollzogene Wandlung beklage, so ist sie doch in dem wichtigsten Punkte, in den Fragen der Kirche und der Schule, sich immer selber treu geblieben und hat trotz aller Anfeindungen die Fahne der Freiheit des Gewissens und des Unterrichts immer hochgehalten. Daneben hat mir die „Freisinnige Zeitung" als zuverlässiger Wegführer

gedient, und die verschiedenen Zeitungen des eigenen Wohnsitzes haben mir Gelegenheit gegeben, aus den Meinungsäußerungen der Gegner die entsprechenden Lehren zu ziehen.

Daneben hat die Literatur auf allen Gebieten, namentlich auf den Gebieten der schönen Wissenschaften und Künste, einen derartigen Umfang angenommen, daß für den einzelnen die Beherrschung des Stoffes einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist. Man muß sich dafür mit einem Ersatz begnügen, der uns auch in ausreichendem Maße zu Gebote steht. Wir haben die Auswahl unter einer großen Anzahl vortrefflich redigierter Zeitschriften und Revuen, die uns den Inhalt der bedeutendsten Erscheinungen der Literatur übermitteln, objektive Kritik üben und uns als zuverlässige Ratgeber und Wegweiser in dem unübersehbaren Labyrinthe der modernen Publizistik dienen können. Der eigenen Prüfung soll man sich nicht ganz entziehen; man genügt dieser Pflicht, wenn man sich auf die hervorragendsten Erzeugnisse beschränkt. Eine der bedenklichsten Erscheinungen der neuen, alles in das Große, Massenhafte übertreibenden Zeit ist das krankhaft gesteigerte Publikationsbedürfnis vieler Menschen, deren Beruf und Befähigung in starkem Mißverhältnis steht zu dem schriftstellerischen Ehrgeize, der sie dazu antreibt, das Publikum unter der täuschenden Maske mühelos erworbener äußerer Formgewandtheit mit den unreifen, wertlosen, oft auch geradezu schimpflichen Erzeugnissen ihrer für alle Zwecke gleich bereiten Feder zu überschwemmen. Sie mahnen nur zu oft an Platens scharfes Wort:

„Er schmierte, wie man Stiefel schmiert,
Verzeiht mir diese Trope,
Und war ein Held an Fruchtbarkeit
Wie Calderon und Lope".

Vor solchen ephemeren Produkten der glücklicherweise rasch der Vergessenheit anheimfallenden Vielschreiber sollen uns eben die ernsthaften Wochen- und Monatsschriften bewahren, damit wir nicht mit ihrer Lektüre unsere kostbare Zeit verschwenden. Zugleich sollen sie dazu beitragen, den Werken unserer Denker und Dichter, die bleibenden Wert für unsere Kulturentwickelung beanspruchen können, durch eine wahrhaftige, freimütige, Lob und Tadel ohne sonstige Rücksicht gleichverteilende Kritik den Weg zum Herzen des Volkes zu bahnen.

Zuletzt möge noch einer Seite unseres modernen Lebens gedacht werden, die der Erwerbung der notwendigen Bildung erhebliche Schwierigkeiten zu bereiten droht. Die Grundlage muß in der Jugend erworben werden. Was in den höheren Schulen, auf der Universität und in den bis zum Eintritt in das werktätige Leben zu durchlaufenden Vorbereitungsstadien in die unbefangene, für alles Wahre, Gute und Schöne empfängliche Seele aufgenommen wird, bleibt erhalten für das ganze Leben und wird zu unverlierbarem Besitze. Die in der Jugend empfangenen Lehren und Eindrücke haften am stärksten und bilden den Grundstock, auf dem erst das Gebäude unserer späteren Bildung mit Sicherheit sich erbauen läßt. Gewiß soll mit der geistigen Entwickelung die Pflege körperlicher Kraft und Gesundheit Hand in Hand gehen, und die Erkenntnis dieser Notwendigkeit, die in alle Kreise des Volkes gedrungen ist, hat seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts praktische Geltung erlangt und zu vielen diesem Ziele gewidmeten Veranstaltungen geführt. Ihr hat das planmäßig gegliederte Turnwesen seine Entstehung und seinen erfreulichen Aufschwung zu verdanken. In Deutschland hat sich indes während der letzten Jahrzehnte in viel zu

bereitwilliger Nachahmung fremder, besonders englischer, Gewohnheiten durch die Übertreibung des „Sports" in seinen verschiedenen Spielarten ein Unwesen herausgebildet, das die geistige Entwickelung unserer Jugend ernstlich zu gefährden scheint. Wenn man die jungen Leute beiderlei Geschlechts vormittags und nachmittags mit ihren Werkzeugen hinauswandern sieht zu ihren Spielplätzen, dann muß man sich doch unwillkürlich die bange Frage vorlegen, ob die Sportliebhaberei nicht bereits in bedenklichem Grade ausgeartet ist und andere höhere Interessen beeinträchtigt. Alles hat seine Grenzen, die nicht ungestraft überschritten werden dürfen. Sind denn diese abends erhitzt und ermüdet heimkehrenden Jünglinge und Mädchen überhaupt noch fähig, sich ernsteren Gedanken hinzugeben und an geistiger Erhebung und Förderung noch Freude zu finden? Wird nicht ihr ganzes Sinnen und Trachten ausschließlich erfüllt von der Lust am Sport, den sie mit einem für den Zuschauer oft komisch wirkenden Ernste betreiben? Und wenn man dazu an die vielen, dem Sportleben entnommenen Stiftungs- und sonstigen Feste und an die dazu erforderlichen langwierigen und zum Teil recht kostspieligen Vorbereitungen denkt, so muß man zu der traurigen Überzeugung kommen, daß unsere Jugend in der Übertreibung des Sportes eine wertvolle Menge von Kraft und Zeit vergeudet, die der wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung zum großen Schaden unserer Kulturentwickelung entzogen wird.

An diesem Warnrufe will ich es bewenden lassen. Möge die Zeit nicht mehr fern sein, in der der an sich lobenswerte und für die körperliche Ausbildung wohltätig wirkende Sport wieder in seine richtigen Grenzen zurückgeführt wird!

Die Bildung, die wir hier als unbedingtes Erfordernis für jeden Menschen kennen gelernt haben, der den gebildeten Kreisen angehören will, muß mühsam und durch lange, ernste Arbeit erworben werden. Sie kann erworben werden trotz der scheinbar erdrückenden, kaum zu bewältigenden Masse des täglich sich vermehrenden Stoffes, wenn man sich nur bewußt bleibt, daß wir nicht alles wissen können und daß das berechtigte Streben nur dahin geht, in dem Gebiete der allgemeinen Bildung Bescheid zu wissen derart, daß man über die dahin gehörigen Fragen sich selbst und anderen Bescheid geben kann. Die allgemeine Bildung soll ja nichts anderes sein, als die formelle Schulung unseres Geistes, die ihn befähigt, alle Wissensstoffe zu beherrschen und in sich aufzunehmen. „Reif sein ist alles", sagt Shakespeare. Diese Bildung trägt ihren Lohn in sich selbst. Sie gibt unserem Leben erst den höheren Flug und bietet uns köstliche Freuden, die durch nichts, namentlich nicht durch die materiellen Genüsse irdischer Glücksgüter, ersetzt werden können. Die Bildung ist es, die das Auge stärkt, den Gesichtskreis erweitert und den Willen stählt. Sie verleiht uns jene Überlegenheit des Geistes, die uns allein befähigt, jede Lebenslage mit Ruhe zu überschauen und in den unendlich vielfachen Kollisionen und Konflikten des Lebens stets den richtigen Weg zu finden. Ihr allein verdanken wir jene im menschlichen Verkehr so notwendige, wohltuende Herzenswärme, die wir nur zu oft schmerzlich vermissen gerade in denjenigen Kreisen, die das Privilegium der Bildung in völliger Verkennung ihres wahren Wesens für sich in Anspruch nehmen, indem sie in törichter Begriffsverwechslung äußere Stellung und äußeren Schliff, womit sie die Leere des Gehirns und den Mangel an Tiefe des

Gemütes notdürftig zu verdecken suchen, für den alleinigen Maßstab halten, nach dem der Wert des Menschen zu bemessen sei.

In unablässigem Ringen aus den sumpfigen Niederungen des alltäglichen Lebens allmählich emporzusteigen zu jenen lichten Höhen — „ewigklar und spiegelrein und eben" —, wo wir ohne Reue mit Ruhe auf die Vergangenheit zurückblicken und mit vollkommenem Gleichmute die Zukunft erwarten können, das ist das hohe Ziel des selbstbewußten Menschen, in dem er nach Goethes viel gebrauchtem Worte sein höchstes Erdenglück, die Persönlichkeit, zu finden hat. Voll das Ziel zu erreichen, ist keinem Sterblichen beschieden; es ist, wie der Gral, unnahbar unseren Schritten. Ihm so nahe wie möglich zu kommen, kann allein unsere Aufgabe sein. Dazu aber gibt es kein anderes Mittel als die Ausbildung des Geistes und des Herzens. Damit erwerben wir den kostbaren, allein sicheren Schatz, den keine Macht der Erde uns zu rauben vermag. Mögen andere sich rühmen ihrer Titel und Orden, ihrer Reichtümer an Land und Geld, mögen sie schwelgen in den sinnlichen Genüssen, die schrankenlos ihnen zur Verfügung stehen — alles, alles ist vergänglich und schwindet mit dem flüchtigen Augenblicke. Und eines vermögen sie nicht. Alle ihre Mittel, mit denen sie die äußere Welt beherrschen, reichen nicht aus, ihnen das zu bieten, was wir als sicheren Schatz im Busen tragen: die Bildung!

„Das hebt uns über sie!"

II. Zweck und Mittel.

Den allgemeinen, früher auch bei den Katholiken verbreiteten, Haß gegen die Jesuiten pflegt man mit der Beschuldigung zu begründen, daß sie in ihrer Moraltheologie dem Grundsatze huldigten: Der Zweck heilige das Mittel. Die Jesuiten und ihre Gönner weisen diesen Vorwurf mit Entrüstung zurück.

Und doch ist die richtige Anwendung dieses so vielgescholtenen Grundsatzes die unumgängliche Bedingung unseres häuslichen und wirtschaftlichen Verkehrs, ja unserer ganzen Gesellschafts- und Staatsordnung. In jedem Menschenleben wiederholen sich zahllose Gewissenskonflikte, teils leichter, teils schwerster Natur, auf deren richtiger Lösung unser und unserer Mitmenschen Glück beruht, und diese Lösung kann nur durch den Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heilige, gegeben werden.

Ich brauche nur zu erinnern an die vielgestaltigen Fälle, in denen das Gebot der Wahrhaftigkeit mit anderen Pflichten in Kollision gerät. Es gehört dahin das weite Gebiet der „konventionellen Lügen", die sich als Forderungen der im geselligen Verkehre gebotenen Höflichkeit derart allgemein eingebürgert haben, daß der Widerspruch kaum mehr verspürt wird. Von tieferer Bedeutung sind schon die zweifelhaften Lagen, in welchen Eltern und Lehrer so oft bei der Erziehung und Belehrung der Kinder geraten. Auch hier haben sich allmählich allgemeine, als bindend anerkannte, Regeln herausgebildet, nach denen in den betreffenden Fällen gewisse Gebote des Sittengesetzes, insbesondere die Gebote, nicht zu lügen und andern nichts Böses zuzufügen, außer Acht gelassen werden dürfen und müssen, ohne sich vor seinem Gewissen verantwortlich zu fühlen.

In ernster Zwangslage befinden sich die Ärzte, die von den Kranken nach der Gefährlichkeit der Krankheit und der Wahrscheinlichkeit der Genesung gefragt werden. Kein vernünftiger Arzt wird dem Kranken die volle Wahrheit sagen und kalten Herzens mit der Verkündung des Todesurteils ihm den letzten Hoffnungsschimmer rauben wollen. Würde er anders handeln, so würde er sich nicht nur dem berechtigten Vorwurfe der Herzlosigkeit aussetzen, sondern seine ärztliche Pflicht auch insofern schwer verletzen, als er mit der Hoffnung des Kranken einen der wichtigsten Faktoren des Gesundungsprozesses beseitigen würde. Eine Ausnahme ergibt sich von selbst dann, wenn der Kranke nur durch eine wahrheitsgemäße Aufklärung dazu gebracht werden kann, die im Interesse der Familie dringend gebotenen letztwilligen und sonstigen Anordnungen zu treffen. Man kann auch weiter gehen, ohne fürchten zu müssen, starkem Widerspruche zu begegnen. Wenn ein unheilbarer Kranker unerträgliche Leiden zu ertragen hat, deren Linderung ständige Betäubungsmittel erfordert, würde man da nicht dem Arzte das Recht zusprechen müssen, auch stärkere Mittel zu verordnen auf die Gefahr hin, daß der Kranke aus seiner Betäubung nicht wieder erwacht? Folgt er nicht einer höheren, durch die Liebe und Barmherzigkeit gebotenen Pflicht,. wenn er den Kranken von seinen entsetzlichen Qualen und die Familie von diesem trostlosen Anblicke befreit, als wenn er ein absolut wertloses Leben mit seinen Leiden künstlich zu verlängern sich bemüht? Schon Bacon hat den Ärzten die Euthanasie als das Ziel ihrer Kunst empfohlen. Eine allgemeine Regel läßt sich nicht finden; es kommt alles auf die Umstände des einzelnen Falles an. Ein verständiger Arzt, dem die Ausübung seiner Kunst noch nicht die schönste

Regung des menschlichen Herzens, das Mitleid, gänzlich geraubt hat, wird immer das Rechte zu treffen wissen.

Hieran reihen sich jene zahllosen Fälle, in denen man sich gezwungen sieht, ein Gut zu opfern, um ein anderes Gut zu erhalten, oder in denen man andere am Vermögen, an der Gesundheit, vielleicht gar am Leben schädigen muß, um einen größeren Schaden von sich selbst oder von anderen abzuwenden. Solche Zwangslagen kommen vielfach vor und werden in leichterer Form wohl kaum einem Menschen erspart; sie fallen sämtlich unter die weiten Begriffe der Selbsthilfe und der Notwehr, die in den Gesetzgebungen aller Völker, im Zivilrechte wie im Strafrechte, ihre Sanktion und ihre Regelung gefunden haben. Ihre innere Rechtfertigung ist lediglich auf den Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heilige, zurückzuführen.

Und entspringen nicht alle Einrichtungen, auf denen die staatliche Ordnung beruht, schließlich derselben Quelle? Durch die Gesetze werden die Freiheiten der einzelnen Bürger beschränkt, durch Gebote wird er gezwungen, zu handeln oder zu dulden, auch gegen seinen Willen, durch Verbote wird er verhindert, nach eigenem Gutdünken sich zu betätigen. Steuern werden aus seinem Vermögen entnommen; er wird verpflichtet, Organisationen beizutreten, die seine Arbeitskraft und sein Vermögen erheblich in Anspruch nehmen; er wird dem Zwange unterworfen, die besten Jahre der Jugend und des Mannesalters unter völliger Aufgabe der persönlichen Freiheit in den Dienst der militärischen Ausbildung zu stellen; und endlich unterliegt er im Falle des Krieges der Verpflichtung, sich an der Verwüstung fremden Eigentums und an der Vernichtung der Feinde zu beteiligen. Alles dies muß er tun und erdulden, um eine höhere Pflicht zu erfüllen, die

uns gebietet, den im Interesse des Bestandes der staatlichen Ordnung, im Interesse der eigenen Person und der Familie, im Interesse des sonst täglich bedrohten Friedens unter den Bürgern und im Interesse der Sicherheit des Vaterlandes von den zuständigen Autoritäten erlassenen Gesetzen Gehorsam zu leisten.

Allen diesen Fällen, die sich durch unzählige Beispiele aus dem praktischen Leben leicht ergänzen lassen, liegt ein gemeinsames Prinzip zu Grunde. Es handelt sich immer um den Widerstreit zweier Sittengebote, von denen das schwächere dem stärkeren weichen muß. Die Entscheidung darüber, welche Pflicht als die höhere anzusehen, kann in einzelnen verwickelten Fällen mit Schwierigkeiten verbunden sein; daß sie aber im allgemeinen leicht und richtig getroffen wird, ergibt sich einfach daraus, daß alle Menschen, soweit sie nicht in dem Gebrauche ihrer geistigen Fähigkeiten geschwächt sind, welcher Nation oder welcher Religion sie auch angehören mögen, fast ausnahmslos sich von den gleichen Beweggründen leiten lassen. Diese an sich auffallende Erscheinung ist unschwer zu erklären.

Der Sittenkodex oder, wie Kant es nennt, das moralische Gesetz, wie es sich im Laufe der Jahrhunderte auf Grund der Forderungen des dem Einzelnen innewohnenden Gewissens und der Lehren der Philosophie herausgebildet hat, ist in allen Nationen bei allen Menschen derselbe geworden und weist kaum irgendwelche erheblichen Abweichungen auf. Auch die Religionsgemeinschaften haben sich ihm angeschlossen und seine Gesetze zu Regeln des religiösen Bewußtseins zu erheben gesucht. Wenn man von der Gottesverehrung absieht, so führen alle anderen Gebote auf die eine große positive Norm aller Moral zurück: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Aus

diesem Grundgebote der Selbst- und Nächstenliebe, das als kategorischer Imperativ unser ganzes privates wie öffentliches Leben beherrschen soll, folgern wir selbst eine Reihe aus ihm geschöpfter Regeln, die in der Mehrzahl der in der Kasuistik des Lebens hervortretenden, oft gleichen, aber doch vielfach Abweichungen zulassenden Fälle, von der durch das Gewissen dirigierten öffentlichen Meinung als allgemein gültig angesehen werden. Alle diese von der Moral diktierten Lebensregeln sind nur Ableitungen des großen Prinzips und tragen meist, um gewissermaßen den Charakter eines ewigen und stets unabänderlichen Gesetzes von sich abzuwenden, eine negative Fassung. Solche Sittlichkeitsregeln, zu denen indes die trotz ihrer negativen Form tatsächlich positiven Normen, wie das Verbot des Ehebruchs, nicht gehören, geraten nun in den mannigfachen Gestaltungen des Lebens und im Kampfe ums Dasein vielfach miteinander und mit dem obersten Moralprinzipe in Widerstreit. In allen diesen Fällen gebührt dem letzteren und den mit ihm übereinstimmenden einzelnen Regeln der unbedingte Vorzug. Von solcher Erwägung geleitet, wird jeder, ohne von Gewissensbissen geplagt zu werden, leicht die richtige Entscheidung treffen, die ja eben darauf beruht, daß in dem einzelnen Falle das zu übertretende Gebot aufgehört hat, ein Teil des bindenden Sittengesetzes zu sein. Die Probe wird aus dem Verdikte der öffentlichen Meinung gezogen, die fast immer die getroffene Entscheidung billigen und dem angeblichen Übertreter eines Scheingebotes Verzeihung und Freispruch gewähren wird. Man darf sogar im Gegenteil behaupten, daß das starre Festhalten an dem toten Buchstaben des einzelnen Gebots dem Betreffenden bei ihm und seinesgleichen zwar den Ruhm eines korrekten

Menschen eintragen, daß aber die weitaus große Mehrzahl aller anderen ihn verurteilen und es bedauern wird, daß es tatsächlich noch Menschen gibt, die jenen göttlichen Funken der ewigen Liebe und Barmherzigkeit nicht mehr in sich verspüren.

Der Beispiele darf ich mich enthalten; das tägliche Leben gibt sie tausendfach an die Hand. Nur eine, freilich sehr schwerwiegende Frage, die im Laufe der letzten Jahrzehnte wieder stark in den Vordergrund getreten ist und dringend einer befriedigenden Lösung bedarf, möge hier berührt werden. Ich meine die Frage, wie am wirksamsten der Prostitution und ihren entsetzlichen Folgen begegnet werden kann. Das Übel ist da; es auszurotten, wird von allen, die als sachverständig gelten, als unmöglich anerkannt. Alle gutgemeinten Warnungen und Ermahnungen, alle Sittlichkeitspredigten, alle die verschiedenen kirchlichen Vereine und Kongregationen üben, wie die Erfahrung lehrt, nur geringe Wirkung aus. Das heiße Blut der Jugend beiderlei Geschlechts, die sich in den großen Städten zusammenzufinden pflegt, ist stärker und verlangt stürmisch nach Befriedigung der sinnlichen Lust. Nur zu leicht erliegt selbst der edle, guterzogene Jüngling der lockenden Verführung und beachtet weder die Stimme des Gewissens noch die ihm drohende Gefahr. Alle Versuche des Staates, der Gemeinde und der Vereine, alle Anstrengungen der Sittenpolizei haben das Übel nicht einzudämmen vermocht; ja man muß leider konstatieren, daß die Prostitution in den großen Städten in der letzten Zeit geradezu beängstigende Dimensionen angenommen hat und zu einer Kalamität ausgewachsen ist, zu deren Bekämpfung alle irgendwie zulässigen Mittel angewandt werden müssen. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, das Wesen der

Prostitution tiefer zu erfassen und die unsäglich traurigen Folgen zu beobachten, die durch Geschlechtskrankheiten über ganze Familien gebracht werden, der wird mit mir übereinstimmen, daß keine andere Frage so sehr das Nachdenken eines jeden Menschenfreundes über die Mittel zur Abhilfe herauszufordern geeignet ist. Vor allem sind es zwei Mißstände, die beseitigt werden müssen, die Straßenhurerei und die Gefahr der syphilitischen Ansteckung. Erstere hat einen kaum glaublichen Umfang angenommen und führt allmählich zu Zuständen, die auf die Dauer nicht mehr zu ertragen sind. Abgesehen davon, daß die Straßen von anständigen Frauen und Mädchen ohne Gefahr nicht mehr benutzt werden können, wird durch den ungehinderten Dirnenverkehr den jungen Männern eine solche Fülle verlockender Versuchungen geboten, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn bei manchen ihre sittliche Kraft nicht ausreicht, sich vor ihnen zu retten.

Und nun erst die Ansteckungsgefahr! Wie viele blühende Menschenleben, der Stolz und die Hoffnung der Eltern, fallen nicht der entsetzlichen Lustseuche zum Opfer! Auch der Staat und die Gemeinden sind bei dieser Frage beteiligt, weil es in ihrem wohlverstandenen Interesse liegt, alle Einwirkungen fernzuhalten, die die Gesundheit und Arbeitsfähigkeit ihrer Bürger beeinträchtigen könnten. Staat und Gemeinden haben auch Einrichtungen zu treffen gesucht, die Gefahr, soweit wie möglich, abzuschwächen. Allein der Nutzen der Sittenkontrolle und der vorgeschriebenen ärztlichen Untersuchung sind ziemlich erfolglos geblieben, weil die Kontrolle nicht mit Zuverlässigkeit ausgeübt werden kann und es viele Mittel und Wege gibt, sich ihr zu entziehen.

Nach meiner Ansicht gibt es nur ein wirksames

Mittel, das Übel, soweit es überhaupt möglich ist, einzuschränken: das ist die Kasernierung oder, um es richtiger auszudrücken, die polizeiliche Duldung der Bordelle. Nach diesem in früherer Zeit schon bewährten Systeme darf eine Dirne ihr Gewerbe nur in einem bestimmten Hause ausüben, welches unter der Aufsicht zuverlässiger Personen steht, ihr als vollständige Wohnung dient und ohne Erlaubnis nicht verlassen werden darf. Würde dies System eingeführt, so würden unter schärfster Anwendung der Gesetze die Straßen bald von den Dirnen gesäubert, die Privathäuser, die sie bisher innehatten, gereinigt, und vor allem dem unseligen Zuhälterwesen mit seinen vielen gefährlichen Seiten ein Ende gemacht werden können. Dann würde es möglich sein, die schärfste tägliche polizeiliche und ärztliche Kontrolle zu üben und auf diese Weise die venerischen Krankheiten soviel wie möglich zu verringern, und andererseits jenen gefallenen Mädchen, die von sittlichem Ekel erfaßt, reuig in die ehrbare Welt zurückkehren möchten, die Hand zu bieten und den Schritt zur Besserung zu erleichtern. Dann würden die Straßen der Stadt wieder dem Verkehre ordentlicher Menschen zurückgegeben und der leicht erregbaren männlichen Jugend der täglich sich ihr aufdrängende Reiz der Verführung entzogen werden*).

---

*) Eine andere Seite der Frage hebt Lecky hervor, wenn er es als das Verdienst jener verworfenen, unglücklichen Frauenzimmer bezeichnet, daß sie der Ableitung von Gefahren dienten, durch welche die unangetastete Reinheit unzähliger glücklicher Familien bedroht werde. Er trägt keine Bedenken, über die Prostitution das Wort auszusprechen: „Selbst der schlimmste Typus des Lasters, wird sie schließlich die stärkste Schutzwehr der Tugend". Derselben Meinung war übrigens auch schon der hl. Augustinus.

Die Vorzüge sind so groß und in die Augen fallend, daß, wie mir scheint, in der Tat nur ein Einwand von prinzipieller Bedeutung erhoben werden kann, der Einwand, daß eine derartige Duldung eines schimpflichen Gewerbes sich mit der sittlichen Würde des Staates nicht vereinigen lasse. Da kommt uns der Satz von Zweck und Mittel zu Hilfe. Was ist wichtiger, die Pflicht des Staates, für die Gesundheit tausender seiner Staatsbürger, für die Reinigung des Straßenverkehrs von zweifelhaften, häßlichen und gefährlichen Elementen zu sorgen, oder die Pflicht, ein schimpfliches Gewerbe zu unterdrücken, von dem es feststeht, daß es doch niemals gänzlich ausgerottet werden kann? Bei ruhiger Abwägung wird die Entscheidung um so weniger zweifelhaft sein können, als vom Staate ja gar nicht gefordert wird, seinen prinzipiellen ablehnenden Standpunkt aufzugeben; er soll nur unter Wahrung seines Standpunktes die Polizei ermächtigen, unter bestimmten schweren Bedingungen, deren unbedingte Einhaltung die unerläßliche Voraussetzung für die Fortdauer der Duldung bildet, von der Anwendung der im übrigen in Geltung bleibenden strafrechtlichen und polizeilichen Bestimmungen zeitweise Abstand zu nehmen. Die dem Staate selbst und der von ihm vertretenen Gesellschaft zugute kommenden Vorzüge sind so überwiegend, daß dagegen nach meiner Auffassung jedes sittliche Bedenken verschwinden muß.

Nach dieser durch die außergewöhnliche Wichtigkeit ihres Gegenstandes gewiß gerechtfertigten Abschweifung kehre ich zu dem gewonnenen Resultate zurück, daß der Grundsatz: „Der Zweck heiligt das Mittel" zwar nicht selbst ein Teil des Sittengesetzes, wohl aber die zuver-

läſſige Richtſchnur ſeiner Anwendung in den vielfachen kleinen wie auch wichtigen Fällen iſt, in denen verſchiedene Gebote miteinander in ſcheinbarem oder wirklichem Widerſpruch ſtehen.

Etwas ganz anderes bedeutet der Satz, den man, um an den Eingang unſerer Betrachtungen anzuknüpfen, der Moraltheologie der Jeſuiten zum Vorwurf zu machen pflegt. Da handelt es ſich um die Frage, ob es geſtattet werden darf, ein Gebot zu übertreten, um eigenen oder fremden perſönlichen oder vermögensrechtlichen Vorteil zu erlangen. Die Lehren der Jeſuiten haben dies unter beſtimmten, leicht zu erfüllenden Vorausſetzungen bejaht und ein Syſtem laxer Moral konſtruiert, das nicht allein im höchſten Grade entſittlichend wirkt, ſondern auch, wenn weitere Kreiſe davon erfaßt werden, große Gefahren in ſich birgt. Vor allem ſind es die Theorien des ſogenannten Probabilismus und des geheimen Vorbehaltes, die von den Jeſuiten in zahlreicher Literatur zur Rechtfertigung ſündhaften Verhaltens ausgebildet ſind. Ich muß es mir verſagen, auf den Gegenſtand näher einzugehen. Wer ſich orientieren und ein richtiges Urteil fällen will, mag ſich mit der jeſuitiſchen Literatur beſchäftigen. Er muß dabei allerdings den ſtärkſten ſittlichen Ekel überwinden lernen. Die Jeſuiten haben in ihren Schriften mit erfinderiſchem Geiſte eine Menge einzelner Fälle konſtruiert, die zum Teil von unglaublicher Naivität, zum anderen Teile aber von einer unglaublichen Verworfenheit der Geſinnung zeugen. Die ſchmutzigſte Phantaſie des laſterhafteſten Menſchen dürfte nicht imſtande ſein, eine ſolche Fülle unſittlicher und, wie wir gottlob behaupten dürfen, unmöglicher, gemeiner Bilder auszumalen.

III. Toleranz.

Fürwahr! Ein hohes, ein heiliges Wort! Aber mit keinem Worte wird ein stärkerer Mißbrauch getrieben. Bei der heute herrschenden Begriffsverwirrung scheint es mir dringend geboten zu sein, auch diesem Worte seinen richtigen Inhalt wieder zu geben. Die Frage der Toleranz ist von so weittragender Bedeutung, daß man wohl ohne Übertreibung behaupten darf, ihre Geschichte sei identisch mit der Geschichte der Aufklärung überhaupt und der Entwickelung der Menschheit. Sie bezieht sich auf alle Gebiete; sie kann aufgeworfen werden im Widerstreite der täglichen Vorkommnisse, wie in dem Streit der politischen Parteien und in den abweichenden Resultaten wissenschaftlicher Forschung. Ihre vornehmste Anwendung findet sie auf religiösem Gebiete, ja man kann sagen, daß sie in dieser Beschränkung regelmäßig verstanden zu werden pflegt. In diesem beschränkenden Sinne will auch ich die Frage der Toleranz einer Erörterung unterziehen; Zersplitterungen und damit verbundene Mißverständnisse werden dann vermieden. Empfindliche Lücken werden dadurch nicht entstehen, weil die sinngemäße Übertragung auf die anderen Fälle sich ohne Zwang von selbst ergibt.

Es dürfte zweckmäßig sein, zunächst die Stellung des Einzelnen zu seinen Mitmenschen ins Auge zu fassen, und sodann das Wesen der Toleranz mit Bezug auf die in Staat und Kirche organisierte Gesellschaft zu erörtern.

Toleranz wird gefordert als die Verpflichtung, die Überzeugung anderer zu achten. Gerechtfertigt ist diese Forderung, wenn man sie auf das Subjekt der Überzeugung, ungerechtfertigt, wenn man sie, wie es meistens geschieht, auf das Objekt der Überzeugung bezieht.

Diese Unterscheidung muß scharf betont und festgehalten werden, wenn man nicht zu ganz absurden Konsequenzen gelangen will. Die bei den zivilisierten Völkern herrschenden Religionssysteme haben eine ganze Reihe religiöser Vorstellungen, Lehren, Formen und Gebräuche, die in den wesentlichen Zügen nur unmerklich voneinander abweichen. Derartige Abweichungen treten nicht störend in die Erscheinung und sind deshalb nicht Gegenstand des Toleranzgebotes. Anders verhält es sich mit den grundlegenden Unterscheidungslehren, mögen sie den Gottesbegriff oder die Arten der Gottesverehrung betreffen, die, wie eine unüberbrückbare Kluft, die verschiedenen Religionssysteme voneinander scheiden. Diese Glaubenslehren stehen im vollen Gegensatze zueinander, sie verletzen die religiösen Grundanschauungen anderer in solchem Grade, daß sie von ihnen nur mit Abscheu und Verachtung betrachtet werden können. Die Dogmen, welche die eine Kirche predigt, werden von den Angehörigen der anderen Religionsgesellschaften als Priestertrug gebrandmarkt oder in bestem Falle als unselige Verirrungen des menschlichen Geistes betrachtet; und der sakramentale Gottesdienst, von dessen strengster Beobachtung die ewige Seligkeit abhängen soll, wird von den anderen als Götzendienst verworfen, durch den die reine Gottesidee auf das schwerste beleidigt werde. In derartigen Fragen Achtung vor dem Inhalte der abweichenden Religionsbekenntnisse zu verlangen, wird unmöglich sein, weil es dem Gewissen widersprechen und den Verzicht auf die eigene Überzeugung voraussetzen würde.

Es ergibt sich dies ohne weiteres von selbst, wenn man nur die verschiedenen Religionssysteme miteinander vergleicht, denen sich im Laufe der Zeiten die Völker der

Erde unterworfen haben. Insbesondere trifft es zu in dem Verhältnisse, in welchem die Anhänger der großen Religionsgemeinschaften der alten Kulturen und des Muhammedanismus zum Christentum stehen. Den Anhängern des Judentums und des Islam als den Vertretern des reinsten Monotheismus ist die christliche Lehre von der Dreieinigkeit ein verdammenswerter Greuel; der christliche Erlösungsgedanke, die Erbsünde, die Gottheit Christi und dessen Sühnetod für die Sünden der Menschheit haben bis jetzt bei den Mitgliedern der orientalischen Religionsgemeinschaften des Muhammedanismus, des Brahmanismus, des Buddhismus und seiner Entartung, des Lamaismus, sowie der chinesischen und japanischen Systeme nicht das geringste Verständnis gefunden. Umgekehrt ist naturgemäß der Abscheu ebenso groß, den überzeugte Christen gegen die Fundamentallehren der abweichenden Religionen hegen. Sie nehmen für sich allein den göttlichen Ursprung ihrer Glaubensartikel in Anspruch und beklagen es schmerzlich, daß die anderen Völker so tief in Unwissenheit versunken sind, daß sie die erhabenen Mysterien des von Gott geoffenbarten Glaubens nicht zu erfassen vermögen.

Uns interessiert am stärksten der Gegensatz, der in den religiösen Anschauungen der Katholiken und der Protestanten besteht. (Die Unterschiede zwischen dem römischen und dem griechischen Katholizismus und zwischen den mannigfaltigen Erscheinungsformen des Protestantismus brauchen hierbei nicht berücksichtigt zu werden.) Wie denkt der überzeugungstreue Katholik über das Wesen des Protestantismus? Ist er nicht nach den Lehren, die ihm von frühester Jugend an von seinen Priestern eingeprägt sind, in seinem religiösen Gewissen verpflichtet, die Fundamentalsätze des protestantischen Glaubens, welche

seine Anhänger mit Stolz als solche bezeichnen, als ketzerische Abweichungen von der Lehre der alleinseligmachenden Kirche zu beklagen und zu verdammen? Muß er nicht mit dem ganzen Hasse eines gotterfüllten Herzens jene, das eigentliche Wesen des Protestantismus kennzeichnenden, Sätze verwerfen, die die Rechtfertigung durch den Glauben allein für genügend erklären, die zur Erlangung der ewigen Seligkeit die Vermittelung eines Priestertums nicht für notwendig halten und gar das Prinzip der freien Forschung über Gottes Wort für jeden einzelnen Christen als das ihm von Gott gegebene Recht vindizieren? Und wie lautet das katholische Urteil über die Reformatoren, über jene Männer, die, weil vom Geiste Gottes erfüllt, den Protestanten als besonders verehrungswürdig gelten? Umgekehrt wird kein Protestant es mit seinem religiösen Gewissen vereinigen können, Achtung zu haben vor dem Dogmeninhalte der katholischen Religion. Er muß, wenn er nicht das Wesen des Protestantismus, in dessen Lehren er erzogen ist, gänzlich verleugnen will, die Notwendigkeit der priesterlichen Vermittelung, die Beichte und die Sündenvergebung, den Ablaß, den Marienkultus und die Heiligenverehrung grundsätzlich verwerfen, ja er ist verpflichtet, die Transsubstantiation und die Messe, die Grundlagen des sakramentalen Gottesdienstes der Katholiken, nach dem Vorbilde der Reformatoren als reinen Götzendienst zu betrachten. Der Aufbau der römischen Hierarchie wird von ihm verworfen, und die Unfehlbarkeit des Papstes ist ihm, als Übertragung eines göttlichen Attributes auf einen Sterblichen, eine verabscheuungswürdige Blasphemie.

Es versteht sich deshalb ganz von selbst, daß in dem Katechismusunterricht der Jugend, in der Predigt und in der theologischen Literatur die Unterscheidungslehren der

verschiedenen Bekenntnisse stark hervorgehoben und die eigenen Lehren als die richtigen unter Abweisung des abweichenden Standpunktes der anderen Kirchen gerechtfertigt werden müssen. Das Dogma an sich ist intolerant und muß es sein gegen die Dogmen anderer Kirchen. Jede Kirche muß — das liegt begrifflich in dem ihr eigenen Charakter der Exklusivität — ihre Lehren für die allein richtigen halten und die Lehren der anderen Konfessionen als religiöse Verirrungen bezeichnen. Daß dies nicht möglich ist, ohne die religiösen Gefühle anderer zu verletzen, liegt in der Natur der Sache begründet; wieweit dies zu vermeiden, oder doch so zu mildern ist, daß der gesellschaftliche Friede nicht ernstlich gefährdet wird, soll später untersucht werden. An dieser Stelle soll nur als Resultat der bisherigen Erörterung festgestellt werden, daß Gegenstand der Toleranz niemals der Inhalt der kirchlichen Bekenntnisse in dem Sinne sein kann, daß Achtung vor dem Inhalte der abweichenden Bekenntnisse gefordert wird. *Das Wesen der richtigen Toleranz liegt auf ganz anderem Gebiete, auf dem Gebiete der subjektiven Überzeugung.* Das Gebot der Nächstenliebe und die Erkenntnis unserer Vernunft von der Irrtumsmöglichkeit menschlichen Wissens begründen für jeden einsichtigen Menschen die Forderung, *und das ist eben die Forderung der Toleranz*, an der Ehrlichkeit der Überzeugung der Andersgläubigen nicht zu zweifeln, auch wenn man selbst von dem Irrtume und der Verwerflichkeit des Inhaltes der kirchlichen Lehre überzeugt zu sein glaubt. Das ist der Kern der wahren Toleranz; aus ihm folgt alles andere von selbst. Es mag mitunter schwer fallen, sich auf eine solche Höhe duldsamer Anschauung zu erheben; trotzdem muß jeder,

der für sich die gleiche Achtung beansprucht, sie zu erreichen suchen. Kein Mensch ist berechtigt, bei den Anhängern abweichender Bekenntnisse andere Motive für deren Überzeugung vorauszusetzen, als die Ehrlichkeit der Überzeugung selbst. Gehen wir von dieser Grundlage aus, so ergibt sich als erste Folgerung, daß wir die Betonung der religiösen Unterscheidungslehren den berufsmäßigen Vertretern von Katechismus, Kanzel und Katheder überlassen und sie aus dem Verkehr mit unseren Mitmenschen, soweit dies möglich ist, auszuschließen suchen. Es gilt dies für den geselligen wie für den geschäftlichen Verkehr. Die reinen Freuden der Geselligkeit, die schönsten, die uns das Leben außerhalb der Familie zu bieten vermag, würden uns verbittert und auf die Dauer unmöglich gemacht werden, wenn die herrschende Sitte es gestatten würde, die theologischen Streitfragen, die, weil sie eben unsere höchsten Güter betreffen, mehr als alle anderen Fragen die leicht erregbaren Gemüter in Aufwallung bringen, in die lediglich der Freude und dem Frieden geweihten Kreise hereinzutragen. Gerade das ist der nicht hoch genug zu veranschlagende Vorzug des von der kirchlichen Gemeinschaft losgelösten geselligen Verkehrs, daß man die Menschen nicht nach dem Glaubensbekenntnisse, sondern lediglich nach ihrem wahren inneren Werte schätzen lernt und schließlich die tröstliche Überzeugung gewinnt, daß die trennenden religiösen Verschiedenheiten den echten Menschengehalt nicht aufzuheben vermögen. Man vergißt die äußere kirchliche Form, mit deren Hilfe die Menschen die sie bewegenden religiösen Fragen zu lösen suchen, und fühlt sich glücklich in dem wahrhaft erhebenden Gedanken, daß schließlich alle ehrlichen Menschen von denselben Neigungen und Wünschen,

von demselben Streben nach Wahrheit und Glückseligkeit beseelt sind. Dasselbe Gleichheitsgefühl muß auch den wirtschaftlichen Verkehr durchdringen; niemals darf auf diesem Gebiete die Frage des Glaubensbekenntnisses ausschlaggebend sein.

Ich habe es deshalb verwerflich gefunden, wenn man — wie dies leider auf kirchlicher Seite vielfach geschieht — die Menschen nach ihrer Religion gesellig und wirtschaftlich abzusondern sucht. Es muß dies schließlich Erbitterung erzeugen und zu abwehrenden Organisationen führen. Die Bürger desselben Staates, derselben Gemeinde dadurch in zwei feindliche Lager zu spalten, ist mir immer als ein Verbrechen gegen die Toleranz erschienen; es muß sich an den Urhebern schon deshalb rächen, weil sie dadurch nur das Bewußtsein ihrer eigenen Schwäche zu erkennen geben. Es ist dies der schwere Vorwurf, der gegen den Ultramontanismus erhoben werden muß, der seit einer langen Reihe von Jahren unausgesetzt und leider mit vielem Erfolge dies widerliche und verderbliche Streben verfolgt. Nach dem Alter, nach dem Geschlechte, nach dem Berufe sollen alle Katholiken in streng gesonderte Vereine, Kongregationen, Sodalitäten, Bruderschaften und Gesangvereine eingespannt und dadurch auf allen Wegen des Lebens vor der ihr Seelenheil bedrohenden Gefahr der Berührung mit der „Pest des Protestantismus" bewahrt bleiben. Durch diese Verschärfung der konfessionellen Gegensätze muß allmählich die Volksseele vergiftet und die auf der Einigkeit beruhende Volkskraft gelähmt werden. Dem nivellierenden Zuge der fortschreitenden Kulturentwickelung, die eine Überwindung des Dogma fordert, soll ein Damm entgegengesetzt und der Wert des Menschen nur nach der

Konfession bemessen werden. Gewiß wird diese Engherzigkeit, ein echtes Erzeugnis religiöser Intoleranz, den Siegeszug der Aufklärung nicht verhindern, wohl aber kann er ihn auf längere Zeit unterbrechen und zu gewalttätigen Zusammenstößen führen, die im Interesse der friedlichen Entwickelung höchlichst zu bedauern sind.

Das Gebot der Toleranz, der schönsten Frucht echter Religiosität, gilt aber nicht nur für die gläubigen Anhänger der verschiedenen Konfessionen; es muß vor allem gefordert werden von denen, die nach ihrer Geistesrichtung dafür einzutreten am meisten berufen sind, von denen, die sich, wenn auch vielleicht nur innerlich, von dem Zwange bindender kirchlicher Satzungen befreit haben. Solcher frei- und vorurteilslos denkender Männer gibt es mehr als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, wenn auch unter den sogenannten gebildeten Klassen infolge eben der stärkeren Betonung der konfessionellen Gegensätze gegenüber der weit hinter uns liegenden Aufklärungsperiode eine Verminderung des Prozentsatzes wahrnehmbar geworden ist. Gerade solche vornehmen Menschen, die jenen höchsten Grad der Religiosität erreicht haben, der einer kirchlichen Form nicht mehr bedarf, halten sich leicht für berufen, die von ihnen nach mühevollen Studien errungene Wahrheit auch den anderen mitteilen zu müssen. Sie vergessen dabei, daß es eine allgemeine sittliche Pflicht, immer und überall die als solche erkannte Wahrheit zu verkünden, nicht gibt, und daß sie jedenfalls dann unterdrückt werden muß, wenn damit größere Nachteile verbunden sind, wenn dadurch der Friede der Familie oder der Gesellschaft gestört zu werden droht. Es darf auch nicht übersehen werden, daß die meisten Kirchengläubigen in ihrem nach der Ansicht der Freidenker

törichten Dogmenglauben sich glücklich fühlen, daß ihnen für das verlorene Paradies ein Ersatz nicht geboten werden kann, und daß man diejenigen der Krücken nicht berauben soll, die ihrer bedürfen. Freilich lassen sich die Gelegenheiten nicht immer vermeiden, die ein unerschrockenes Eintreten auf die Gefahr des Ärgernisses hin zur gebieterischen Pflicht machen; aber man soll sie nicht herbeizuführen suchen und immer die mildeste Form der Abwehr wählen. Auch für den Freidenker besteht die aus dem Gebote der Nächstenliebe entspringende Verpflichtung der Toleranz, die um so leichter werden wird, je höher er auf der Stufenleiter der Erkenntnis emporgestiegen ist. „Tout comprendre c'est tout pardonnér.“ Am besten wirkt er durch sein Beispiel, durch ein Leben „ohne Furcht und Tadel“, das ohne Worte die große Wahrheit predigt, daß man auch ohne kirchliche Leitung ein guter Mensch sein kann.

Wie vom Einzelnen, so muß in noch viel höherem Grade von der organisierten Gesellschaft, von Staat und Kirche, die Übung der Toleranz gefordert werden. Der Staat — und dies gilt in gleicher Weise von den kleineren Gebilden, von den Gemeinden — ist in bezug auf die Religion und die zur Pflege der Religion gestifteten Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften seinem Begriffe nach vollständig neutral. Der Staat beruht seinem innersten Wesen nach auf der von den Staatsangehörigen erkannten Notwendigkeit, die großen für das Wohlergehen der Menschen gestellten Aufgaben, die die Einzelnen zu bewältigen außerstande sind, durch die Zusammenfassung der gemeinschaftlichen Kräfte in geregelter Organisation zu erfüllen. Diese Aufgaben, die Sicherung des Landes, der Schutz der Personen und des Eigentums und die

Beförderung der Wohlfahrt aller Bürger, haben an sich mit den Zwecken, welche die Kirchengesellschaften verfolgen, nicht das geringste zu tun. Leider haben sich im Laufe der geschichtlichen Entwickelung Staat und Kirche derartig eng miteinander verbunden, und zwar meist in der Weise, daß der Staat der Kirche dienstbar gemacht und von ihr beherrscht wurde, daß der neutrale Charakter allmählich gänzlich verblaßte. Diesem unseligen Zwitterverhältnisse sind jene beklagenswerten Verirrungen zuzuschreiben, die dem Menschengeschlechte die furchtbarsten Wunden zugefügt, den menschlichen Namen geschändet und den Fortschritt der Zivilisation solange aufgehalten haben.

Der Staat hat seinem Berufe nach die Freiheit des Einzelnen, seine Kräfte nach Belieben zu benutzen, nur soweit zu beschränken, als das Wohl der Gesamtheit es unbedingt erfordert. Er hat deshalb auch den Einzelnen die private Betätigung ihrer religiösen Anschauungen und ebenso die Vereinigung zu gemeinsamer Ausübung des Gottesdienstes zu gestatten, ja, er ist verpflichtet, seine Bürger in dieser Freiheit zu beschützen und jeden Angriff, jede Störung durch Andersgläubige zu verhindern. Herrlich findet dieser Grundsatz seinen Ausdruck in dem berühmten Worte Friedrichs des Großen, daß in seinen Landen ein Jeder nach seiner Fasson solle selig werden können. Friedrich war nicht vergeblich der Schüler Voltaires, des geistesgewaltigen Patriarchen von Ferney, gewesen; er war der aufgeklärteste Monarch, der je einen Königsthron geziert und kann auch jetzt manchen Fürsten und Staatenlenkern als erhabenes Vorbild vorurteilsloser Duldsamkeit dienen.

Auf der anderen Seite muß verlangt werden, daß die gottesdienstlichen Handlungen und Feierlichkeiten auf

die Kirchen und sonstigen geschlossenen Räume beschränkt werden. Der Staat hat kraft seiner Schutzgewalt dafür zu sorgen, daß öffentliches Ärgernis vermieden und die Ordnung des öffentlichen Verkehrs nicht beeinträchtigt wird. Damit erledigt sich die Frage, ob der Staat berechtigt sei, die Abhaltung des Gottesdienstes und der Predigt im Freien sowie kirchliche Umzüge, Prozessionen und dergleichen in den Straßen zu untersagen. Wer dem Staate dies verwehren will, verkennt die ihm gestellten Ziele; seine angebliche Forderung der Duldung ist nichts anderes als ein Zeichen eigener Unduldsamkeit.

Lange hat es gedauert, bis die richtige Erkenntnis von der Stellung des Staates zum Religionsbekenntnisse seiner Bürger wenigstens in den Kreisen der Gebildeten zum Durchbruch gekommen ist. Kaum zwei Jahrhunderte sind verflossen, seit die führenden Geister der zivilisierten Nationen die große Wahrheit verkündeten und zu immer allgemeinerer Anerkennung brachten, daß die Freiheit des Gewissens und der Forschung das heilige Palladium sei, das allein der Menschheit den stetigen Fortschritt in der Entwickelung der Kultur verbürge und daß es als die vornehmste Aufgabe des Staates angesehen werden müsse, diese höchsten Güter gegen die Angriffe der mächtigen Feinde zu schützen. Bis jetzt haben nur wenige Staaten die volle Konsequenz jener Erkenntnis zu ziehen und sich auf den Standpunkt unbedingter Toleranz zu stellen gewagt; die meisten haben sich indes von der unwürdigen Rolle des Exekutors kirchlicher Intoleranz zu befreien gewußt.

Wie weit wir auch in der Geschichte rückwärts blättern, immer und überall stoßen wir auf dieselbe Erscheinung. Politik und Religion gehen Hand in Hand;

die Staaten und die in ihrem Gebiete herrschenden Kirchen haben sich brüderlich verbunden, um sich gegenseitig ihre Kräfte zu leihen und für Sicherung und Mehrung ihrer Herrschaft sich wechselseitige Dienste zu leisten. Das wissen wir von der Zeit, als in Athen Sokrates den Giftbecher trinken mußte, weil er neue Götter einführe und die Jugend verderbe, das wissen wir von der Zeit, als Jesus von Nazareth verurteilt und ans Kreuz geschlagen wurde, weil er den Glauben seiner Väter verleugnet und Gott gelästert habe, das wissen wir aus der Geschichte der kirchlichen Unduldsamkeit, die noch im Jahre 1786 zu Glarus in der Schweiz die letzte Hexe auf dem Scheiterhaufen den Martertod sterben ließ, weil sie im sträflichen Verkehr mit dem Teufel gestanden habe.

Jede religiöse Gemeinschaft, wie sie auch kirchlich organisiert sein mag, ist ihrem innersten Wesen nach mit dem Charakter der Ausschließlichkeit insofern behaftet, als ihre Anhänger davon ausgehen müssen, daß in ihren Lehren die göttliche Wahrheit enthalten sei, die mithin in den abweichenden Lehren der anderen Religionen nicht gesucht und gefunden werden könne. Mit diesem Charakter der Ausschließlichkeit ist die Toleranz an sich vereinbar, wenn man die Lehre und das Beispiel allein wirken läßt, und auf die gewaltsame Bekehrung oder Ausrottung der Andersgläubigen verzichtet. In starrer Konsequenz führt er aber zu jenem System der Intoleranz, welches in der römisch-katholischen Kirche, die sich den stolzen Titel der „alleinseligmachenden" beilegt, seine vollendete Ausbildung erfahren hat. Die beiden Lehren von der Strafbarkeit des Irrtums und von der ausschließlich durch die Kirche vermittelten Seligkeit sind die Grundlagen der religiösen Unduldsamkeit. Die Päpste hatten wiederholt den Fürsten

bei Strafe des Verlustes der ewigen Seligkeit die strenge Verpflichtung auferlegt, in ihren Ländern über die Reinheit des Glaubens zu wachen, etwa auftretende Häresien zu ersticken und die Ketzer zu bestrafen und zu vertilgen. Da dies indes nicht immer und überall den gewünschten Erfolg hatte, sah sich 1208 Papst Innozenz III. veranlaßt, die Inquisition zu gründen, jene entsetzliche Einrichtung, die die katholische Kirche mit der furchtbarsten unauslöschlichen Blutschuld belastet hat.

Es ist unsagbar traurig, die Geschichte jener Verfolgung studieren zu müssen, die sich viele Jahrhunderte lang gegen die Ketzer, die Juden und die Hexen gerichtet hat. In unserer durch Aufklärung geläuterten Zeit vermögen wir es nicht mehr zu fassen, daß es jemals Menschen gegeben hat, die es als ihre heiligste, durch ihre Kirche ihnen auferlegte Pflicht betrachteten, ehrliche, brave Menschen, denen nichts weiter zur Last fiel, als daß sie abweichenden Religionsansichten huldigten, vor ihren Richterstuhl zu ziehen und sie zu den härtesten Strafen zu verdammen. Das Blut erstarrt uns in den Adern, wenn wir an die furchtbaren seelischen und körperlichen Qualen denken denen die unglücklichen Opfer ausgesetzt waren, die dem Inquisitionstribunale in die Hände fielen. Im Prozesse, vom geistlichen Gerichte geführt, wurden die Angeklagten der Folterung unterworfen, um sie durch unerträgliche Schmerzen zur Ablegung eines Geständnisses und zur Angabe von Mitschuldigen zu zwingen, und der ganze Scharfsinn der Theologen jener unseligen Zeiten strengte sich an, immer neue Marter und Marterwerkzeuge zu erfinden, die durch immer größere Qualen den Widerstand der unschuldigen Opfer brechen sollten. Vermögenskonfiskation, Verbannung, Gefängnis und Tod, meist auf dem Scheiter-

haufen, waren die Strafen, welche auf Grund des Urteils des Inquisitionstribunals von den weltlichen Gerichten zur Vollstreckung gebracht wurden.*) Und als man zu bemerken glaubte, daß in den lodernden Flammen der Tod die Leiden zu rasch beendete, ruhte der fromme Eifer nicht eher, als bis eine Methode des langsamen Feuers erfunden war, das geistlichen und weltlichen Richtern und dem Pöbel, die dem erhebenden Schauspiele beiwohnten, die Möglichkeit bot, sich länger an den Qualen und dem Jammer der unglücklichen Opfer zu weiden. Die Beschreibung dieser Szenen muß jeden mit Schauder und Abscheu erfüllen; am tiefsten aber fühlt sich die Seele ergriffen bei der Erinnerung an den unsäglichen Jammer der armen Weiber, die als Hexen, der Buhlschaft mit dem Teufel überführt, als Opfer menschlichen Wahnsinns ihr Leben auf dem Scheiterhaufen endeten.

Auch die Kinder der Verurteilten wurden auf das härteste getroffen. Sie galten als angesteckt und deshalb als recht- und ehrlos; das ganze Vermögen wurde zu Gunsten der Kirche eingezogen und den Kindern aus Barmherzigkeit das nackte Leben gelassen. Das Schlimmste, was mir in der Geschichte des Inquisitionsprozesses auf-

*) Die Kirche sucht die gegen sie erhobene Anklage durch den Hinweis abzuschwächen, daß nicht ihre Organe, sondern die weltlichen Gewalten die Vollstrecker der Bluturteile gewesen seien. Vergebliches Bemühen! Die kirchlichen Gerichte haben geurteilt und sich zur Vollstreckung nur des Armes der weltlichen Obrigkeit bedient. Die gewohnheitsmäßige Floskel der Bitte um milde Behandlung ändert hieran nichts. Die Kirche wußte ganz genau, daß ihre Urteile vollstreckt werden würden und daß der weltliche Richter, welcher es gewagt haben würde, Milde und Verzeihung walten zu lassen, ganz gewiß bald selbst dem Inquisitionsgerichte verfallen wäre.

gestoßen ist und das Herz jedes Menschen mit wilder Empörung erfüllen muß, ist die die Keime reinster Liebe erstickende Vorschrift, „daß Kinder, welche ihre Eltern verrieten, ihr Erbteil behalten sollten"!!

Die Zahl der durch die kirchliche Verfolgung gemordeten Menschen läßt sich ziffernmäßig nicht mehr genau feststellen. Soviel ist aber jedenfalls durch die Geschichte erwiesen, daß sie die Zahl der Opfer, welche alle sonst bekannten religiösen Verfolgungen erfordert haben, bei weitem übertrifft. Dabei braucht man noch nicht die vielen Tausenden mitzurechnen, die im XIII. Jahrhundert in den mit größter Grausamkeit geführten Kriegen gegen die Katharer, die Albigenser und Waldenser durch den Glaubenseifer frommer Priester und gottesfürchtiger Fürsten gemordet worden sind, ebensowenig die zahlreichen Hugenotten, die in Frankreich ihre Glaubenstreue mit dem Tode besiegelten. Als der Papst die Kunde vernahm von den furchtbaren Metzeleien der Bartholomäusnacht, ließ er in heller Freude über die Vernichtung so vieler Feinde des heiligen Glaubens ein Tedeum singen und sonstige kirchliche Dankesfeierlichkeiten veranstalten. Man kommt unwillkürlich auf den Gedanken, daß der berühmte Ausspruch des Abbé Gregoire sich mit viel größerem Rechte dahin formulieren ließe: „L'histoire de l'église est le martyrologe des peuples".

Papst Gregor IX. hatte die Ausführung der Inquisition dem Dominikanerorden übertragen, aus dem dann hauptsächlich jene Männer hervorgingen, die als Großinquisitoren die Länder durchzogen und überall mit beispielloser Grausamkeit wüteten. Demselben Orden gehörten auch die Verfasser des verruchten „Hexenhammers" an, nach dessen Vorschriften so viele unschuldige Frauen den

grauenhaftesten Qualen und schließlich dem Feuertode überliefert wurden.

Alle diese Bluttaten, alle diese grauenhaften Verbrechen kirchlicher Intoleranz geschahen im Namen und zur Ehre Gottes, des Vaters der ewigen Liebe!

Was war es nun, das jene Männer veranlaßte, ihr Henkeramt zu übernehmen? War es wirklich die Wollust der Grausamkeit, die ihre blutigen Orgien feierte? War es wirklich die unnatürliche Freude an den entsetzlichen Leiden und Qualen, die sie über ihre Mitmenschen verhängten? Nein, das ist nicht möglich! So tief kann die Menschennatur nicht sinken, daß ihr, jeder edlen Regung beraubt, nur die Lust an der Zerstörung, die Lust am Unglücke anderer, nur die Lust an der Grausamkeit übrig bleibt, die die angeborene Wildheit der Bestien, die doch ihre Opfer mit einem einzigen Bisse zu töten pflegen, bei weitem übertrifft. Nein, die Sache liegt viel schlimmer! Von Einzelnen wissen wir es und von den Anderen müssen wir es annehmen, daß es fromme Leute, gottesfürchtige Priester, gewesen sind, die ein gottgefälliges Werk zu tun glaubten, wenn sie in Befolgung der Vorschriften ihrer heiligen Kirche in allen Ländern für die Reinheit des alleinseligmachenden Glaubens kämpften und die Ketzer, die Juden und die Hexen mit Feuer und Schwert vom Erdboden zu vertilgen suchten. Die katholische Kirche hat deshalb, von ihrem Standpunkte mit Recht, die Urheber und Vollstrecker der Inquisitionsgerichte stets mit Ehren bedacht und einige derselben mit der Gloriole des Heiligenscheins verherrlicht.

Die Weltgeschichte hat ein anderes Urteil gefällt. Mit unerbittlicher Gerechtigkeit hat sie die Inquisitoren und ihre Helfershelfer als Träger des Systems grau-

samster Verfolgung mit dem Stempel der Verworfenheit gebrandmarkt und ihre Namen dem Fluche des Menschengeschlechtes überliefert.

Furchtbar haben die unglücklichen Länder, in denen die kirchliche Intoleranz ihre Wirksamkeit entfaltete, an den Folgen leiden müssen, vor allem Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien und Portugal. Namentlich waren es die beiden letzgenannten Länder, in denen die Inquisition am schärfsten und am längsten ihre Triumphe gefeiert hat. Der Wohlstand wurde vernichtet, das Land verwüstet, das Volk sank immer tiefer herab, während der Klerus und die Klöster ungeheure Reichtümer ansammelten. Und als mit den Mauren und Juden der intelligenteste, arbeitsamste und duldsamste Teil der Bevölkerung vertrieben oder vernichtet wurde, gerieten die beiden stolzen Nationen, denen die Natur so unendlich reiche Gaben zur Verfügung gestellt hatte, an den Rand des Verderbens. Diese letztere Umwälzung ist so trostlos und so traurig, daß bei ihrer Schilderung sich der Brust des ausgezeichneten Historikers W. E. H. Lecky der schmerzliche Ausruf entrang: „daß es eine unheilschwangere Stunde war, in der das Kreuz den Halbmond auf den Zinnen der Alhambra verdrängte“ *).

Man wird vielleicht die vorwurfsvolle Frage an mich richten, warum ich diese so unendlich traurigen Ereignisse einer weit hinter uns liegenden Vergangenheit in dem Gedächtnisse der jetzt lebenden Generation wieder

*) In dem hervorragenden Buche: „Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa“, das ich allen, die sich für die Sache interessieren, nicht warm genug empfehlen kann.

aufzufrischen mich veranlaßt gesehen habe. Ich habe mich dazu verpflichtet gehalten, weil es nach meiner Überzeugung ein verhängnisvoller Fehler sein würde, zu rasch die verderblichen Folgen kirchlicher Unduldsamkeit zu vergessen. Ist nicht die Intoleranz auf das engste mit dem Wesen der römischen Hierarchie verbunden? Ist etwa die von einem unfehlbaren Papste eingesetzte, von vielen unfehlbaren Päpsten gepriesene und geförderte Inquisition jemals aufgehoben? Sind die zahlreichen päpstlichen Bullen, in denen die Ungläubigen und die Ketzer verflucht und die weltlichen Machthaber zu ihrer Ausrottung aufgefordert werden, jemals widerrufen? Ist nicht die berüchtigte Gründonnerstagsbulle Urban VII. „In coena Domini", die der edle, friedliebende Clemens XIV. aufgehoben hatte, von Pius VII. aufs neue bestätigt worden? Hat nicht Gregor der XVI. noch 1832 in einer Bulle die Forderung der Gewissensfreiheit als eine abscheuliche Meinung, eine Art Wahnsinn bezeichnet? Hat nicht Pius IX. in der Enzyklika „Quanta Cura" und im Syllabus die kostbarsten Güter unserer Kultur, auf deren Besitz wir stolz sind, mit dem Anathem belegt? Hat nicht erst in jüngster Zeit Papst Pius X. den heiligen Thomas von Aquino, den bedeutendsten Repräsentanten des blutbefleckten Dominikanerordens, der die kirchliche Verfolgung rechtfertigte und den Tod der Ketzer forderte, für den Normaldogmatiker der katholischen Kirche erklärt, dessen Lehren überall zu befolgen seien. Ein Ganganelli wird sobald nicht wieder den päpstlichen Thron besteigen. Hat nicht noch vor wenigen Jahren (1894) ein frommer italienischer Priester in einer vielgelesenen Monatsschrift die „gesegneten Flammen des Scheiterhaufens" gepriesen, „dem erlauchten Andenken Torquemadas" (dieses schreck-

lichsten unter den Inquisitoren) ehrende Worte gewidmet und es tief beklagt, daß die Kirche nicht mehr wie in den früheren besseren Zeiten ungehindert ihres hohen Richteramtes walten könne? Und wird nicht noch heute, im Anfange des XX. Jahrhunderts, in den Lehrbüchern der katholischen Moraltheologie der Hexenglaube, diese widerlichste Ausgeburt menschlichen Wahnsinns, nach wie vor gelehrt?

Es würde ein großer Irrtum sein, wenn man annehmen wollte, daß die Reformation mit dem päpstlichen System der Verfolgungen gebrochen hätte. Die Reformatoren, Luther*), Melanchthon, Calvin und die anderen, waren von demselben Geiste der Unduldsamkeit beseelt und haben die Bestrafung und Ausrottung der Ketzer als ein göttliches Gebot gepredigt. Rühmlich und glänzend leuchten unter diesen hervor allein Socinus und Ulrich Zwingli, die als fromme Priester, erfüllt von dem Geiste der verzeihenden Liebe des echten Christentums, der gewissenlosen Verfolgungssucht ihrer Genossen mit Eifer und Erfolg entgegentraten. Zwingli ist mir und, wie ich nicht bezweifle, vielen anderen immer die anziehendste Gestalt unter den Reformatoren gewesen; sein tadelloses Leben und Wirken und sein Heldentod in der Schlacht von Kappel müssen in unbefangenen Herzen stets die größte Bewunderung erregen.

Die evangelischen Kirchen und Sekten haben mit

*) Luther war in allen Teufels- und Hexenfragen von großer Leichtgläubigkeit und ganz in den alten Vorurteilen befangen. Er hatte „kein Mitleid mit den Hexen und wünschte, daß man sie alle verbrennen möge."

unerbittlicher Strenge die abweichenden Glaubensmeinungen zu unterdrücken gesucht und in Deutschland, in der Schweiz, in Holland, in England und Schottland beklagenswerte Gewalttaten und den Tod vieler unschuldiger Menschen zu verantworten. Ja man darf sogar behaupten, daß der Zelotismus der protestantischen Orthodoxie auch von den schlimmsten Ausschreitungen der römischen Inquisition nicht übertroffen werden kann. Es gilt dies ganz besonders von den Zeiten der puritanischen Herrschaft in England und Schottland, wo gerade die Hexenverfolgung mit ganz unmenschlicher Härte betrieben wurde. Es muß indes hinzugesetzt werden, daß die Zahl derer, die dem protestantischen Fanatismus zum Opfer fielen, eine verhältnismäßig geringe war, daß die Verfolgung sich auf kleinere Gebiete beschränkte und nicht von langer Dauer war. Der mit dem Wesen des wahren Protestantismus unauflöslich verbundene Geist der Freiheit hat die aus der römischen Kirche übernommenen Auswüchse des Aberglaubens und der Intoleranz bald überwunden.

Wenn auch infolge der fortschreitenden Aufklärung die Verpflichtung des Staates, an den unglücklichen Opfern kirchlicher Intoleranz Henkerdienste zu leisten, allmählich in Fortfall gekommen ist, so war doch die organische Verbindung zwischen Staat und Kirche so eng und von so langer Dauer, daß es nicht Wunder nehmen kann, daß sich fast überall ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis herausgebildet hat, dessen Lösung, weil eben die zartesten und kostbarsten Beziehungen der einzelnen Bürger und ihrer Familien dadurch berührt werden, auf die größten Schwierigkeiten stößt. Die Trennung von Kirche

und Staat indes wird und muß kommen; sie ist eine gebieterische Forderung der Kulturentwickelung und als solche von allen, die logisch zu denken verstehen und über die nötige Kenntnis der Geschichte verfügen, längst anerkannt worden. Es ist um so notwendiger, dies nachdrücklich und unablässig zu betonen, als leider noch in unserer Zeit ängstliche, nur zu nüchterne Gemüter aus dem eigenen Lager sich zu der Maulwurfsarbeit herabwürdigen, der frischsprudelnden Quelle das klare Wasser abzugraben. Wenn aber auch das volle Ziel in naher Zeit vielleicht nicht zu erreichen sein wird, so liegt doch dem Staate als dem sittlichen Träger der Toleranzidee die Verpflichtung ob, alle seinem Machtbereiche unterworfenen Einrichtungen so zu gestalten, daß der Friede unter den Bürgern nicht gestört und der konfessionellen Absperrung und Verhetzung wenigstens so viel als möglich die Gelegenheit entzogen wird. Es kommen hierbei drei Gebiete in Betracht.

Durch die Zulassung der bürgerlichen Eheschließung und die staatliche Regelung der Personenstandsregister hat sich ein gewaltiger Fortschritt vollzogen. Das Familienleben ist dadurch vom sakramentalen Zwange befreit worden. Wer die früheren Zeiten nicht miterlebt hat, kann sich schwerlich eine Vorstellung von dem namenlosen Unglücke machen, das so manche Familie durch die Notwendigkeit der Mitwirkung unduldsamer kirchlicher Organe betroffen hat. Die Mischheiraten haben sich erfreulich vermehrt; sie bilden ein wirksames Mittel für die Annäherung der Konfessionen.

Sodann ist es das Begräbniswesen, welches zur Wahrung des Friedens und aus hygienischen Gründen der Staat und kraft seiner Delegation die Gemeinde zu regeln hat. Auf gemeinsamen bürgerlichen Friedhöfen soll

den Toten ihre letzte Ruhestätte angewiesen werden; die Trennung, die der konfessionelle Gegensatz im Leben hervorgerufen, soll mit dem Tode, der ja alle Ungleichheiten aufhebt, ihr Ende erreichen. Es ist ein erhebender Gedanke, daß im Grabe alle Menschen den im Leben so oft entbehrten Frieden finden und an Stelle des Hasses, der sie entzweit, mit dem Tode die alles versöhnende und ausgleichende Liebe tritt. Es ist ein heiliges Gebot der Toleranz, das Staat und Gemeinde verpflichtet, die Ordnung des Begräbniswesens in die starke Hand zu nehmen; dann werden die unerquicklichen, durch den fanatischen Eifer einer verblendeten Orthodoxie veranlaßten Szenen unmöglich gemacht, die nur zu oft die Gemüter der nicht veraltetem Wahne verfallenen Menschen in Empörung bringen.

Drittens ist es aber vor allem die Schule, die der Herrschaft der Kirche gänzlich entzogen und der alleinigen Regelung durch Staat und Gemeinde unterworfen werden muß. Die Gemeindeschule oder, wie man sie nicht eben schön zu nennen beliebt, die konfessionslose oder Simultanschule ist eine mit dem Wesen des Liberalismus unauflöslich verbundene Forderung, auf deren Erfüllung er nicht verzichten kann, ohne sich selbst aufzugeben. Mit der Trennung von Staat und Kirche regelt sich die Sache von selbst; aber auch bis dahin dürfen die liberal gesinnten Männer nicht ruhen und rasten, mit der ganzen Wucht ihrer Überzeugung und der sich immer stärker ausbreitenden Aufklärung den Kampf für die Freiheit der Volksschule aufzunehmen und durchzuführen. Der Unterricht der Kinder in den Glaubenssatzungen ihrer Religion soll dadurch nicht beeinträchtigt werden; ob den kirchlichen Organen dazu die Räume der Schule

zur Verfügung zu stellen sind, ist lediglich eine Frage der Zweckmäßigkeit, die jedenfalls dann unbedingt zu bejahen ist, wenn es den Kirchengesellschaften an den nötigen Lokalen fehlen sollte. Würde es nicht für den Frieden und die Wohlfahrt der Menschen von unermeßlicher Bedeutung sein, wenn den Kindern in der Volksschule schon zum Bewußtsein gebracht würde, daß sie derselben Gemeinde, demselben Staate angehören und im späteren täglichen Leben dieselben Rechte auszuüben, dieselben Pflichten zu erfüllen haben? Muß es nicht die wohltätigsten Folgen haben, wenn die Kinder aller Konfessionen auf den Schulbänken nebeneinander sitzen, miteinander spielen, sich kennen und schätzen lernen und durch die Mitschüler mit deren Familien in Berührung kommen und dann, vielleicht anfangs zu ihrer Überraschung, die Wahrnehmung machen, daß auch die anderen trotz des abweichenden Glaubens ehrliche, anständige Menschen sind, die, von gleichem Gefühle beseelt, auch nur das Beste wollen? Wer könnte den reichen Segen leugnen, der dem gemeinschaftlichen Unterricht entspringen muß? Die Saat der alle umfassenden Liebe, die in die für alles Gute und Schöne so empfängliche, noch unentweihte Kinderseele gesät wird, muß herrliche Früchte tragen, die Keime der Intoleranz ersticken und die Gemüter vorbereiten für die frohe Botschaft dessen, der, wie kein anderer, den Menschen die Liebe gepredigt hat. Die Freundschaften der Jugend halten fest; sie gehen auf die Männer und Frauen über und lassen Regungen konfessioneller Unduldsamkeit nicht aufkommen. Welch' köstlicher Ausblick in die Zukunft, wenn wir hoffen dürfen, daß in nicht zu ferner Zeit der gute Wille und die Einsicht aller edeldenkenden Menschen die Staatslenker

zwingen wird, die Schule von der kirchlichen Fessel zu befreien und sie zum sicheren Horte echter Toleranz zu erheben!

Es wäre unrecht, diese Betrachtungen zu endigen, ohne mit Dankbarkeit jener Männer zu gedenken, die den Kampf gegen die Herrschaft des finsteren Aberglaubens und der kirchlich sanktionierten Verfolgung aufgenommen und trotz aller Anfeindungen bis zu hohem Grade siegreich durchgeführt haben. Alle erleuchteten Geister der letzten 200 Jahre, die besten Denker und Dichter aller Nationen haben sich daran beteiligt. Besonderen Dank verschulden wir den großen Männern des XVIII. Jahrhunderts, die mit unermüdlichem Eifer trotz aller Anfechtungen den Toleranzgedanken verfochten und zum Gemeingut der gebildeten Welt gemacht haben. Ich darf mich damit begnügen, auf Lessing und Schiller, die deutschen Apostel der Toleranz, auf die englischen Freidenker, auf die französischen Enzyklopädisten, vor allen aber auf Voltaire hinzuweisen, der durch seine glänzenden Schriften und Taten, durch sein Eintreten für Jean Calas und andere Opfer kirchlicher Grausamkeit mehr als irgend ein anderer dazu beigetragen hat, das Gewissen Europas aufzurütteln und der kirchlichen Unduldsamkeit ein Ende zu bereiten. Die aufgeklärtesten Fürsten des Jahrhunderts, Friedrich der Große und Joseph II., waren auch erfolgreiche Verfechter der Toleranz, der schließlich durch die französische Revolution zum endgiltigen Siege verholfen wurde. Nicht vergessen will ich die edlen Männer, die, wie der Arzt Weier im XVI. und der Jesuit von Spee im XVII. Jahrhundert, es wagten, den ent-

setzlichen Hexenwahn zu bekämpfen und zu seiner späteren Vernichtung den Grund zu legen.

Noch lange ist nicht alles erreicht. Die Staatsgewalten geben sich freilich nicht mehr dazu her, der kirchlichen Unduldsamkeit ihre Machtmittel zur Verfügung zu stellen. Aber noch gibt es Staaten, die die Übung der von der Staatsreligion abweichenden Kulte verbieten oder doch wesentlich beschränken; es sind dies einzelne romanische Staaten, die das Joch der römischen Hierarchie, das so lange auf ihnen gelastet, noch nicht völlig abzuschütteln vermocht haben. Auch in den Kulturländern, in denen der Toleranzgedanke die ganze Verfassung und Gesetzgebung beherrscht, leiden wir noch stark unter jenem aus der Verschiedenheit der Glaubenslehren sich von selbst ergebenden und von der Priesterschaft vielfach begünstigten Mißtrauen, das im geselligen und geschäftlichen Verkehr viel zu stark, und zwar hauptsächlich in der planmäßig betriebenen Absonderung, zutage tritt. Allein wir dürfen hoffen! Die Fortschritte in der Entwickelung der Menschheit vollziehen sich langsam. Ich bin des frohen Glaubens, daß es nicht mehr zu lange dauern wird, daß Mirabeaus Wort zur Wahrheit wird, der, als man in der Nationalversammlung über Toleranz diskutierte, verlangte, das Wort Toleranz aus allen Wörterbüchern zu streichen, weil es schon Intoleranz sei, von Toleranz zu sprechen.

Zum Schlusse will ich noch auf ein in vielfacher Hinsicht lehrreiches Beispiel falsch verstandener Toleranz verweisen. Die klerikale Partei verlangt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens die verhältnismäßige Berücksichtigung der Konfession nach der Zahl ihrer Mitglieder.

Sie stellt diese Forderung auf nicht allein für die Wahlen zu den Vertretungskörperschaften in Gemeinde, Provinz, Staat und Reich; sie hält sie auch für berechtigt für die Besetzung der Beamtenstellen und erhebt mit dem Tone tiefster Entrüstung Klage über Intoleranz, wenn die Ämter nicht gleichmäßig nach dem Zahlenverhältnisse unter die Konfessionen verteilt werden Daß sie diese Gleichberechtigung nur dort zur Geltung bringen will, wo sich ihre Anhänger in der Minorität befinden, oder aus anderen Gründen, z. B. infolge des Wahlsystems, das Heft nicht in der Hand haben, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden; nach ihren Grundsätzen versteht sich das ganz von selbst.

Das Widersinnige einer solchen rein mechanischen Auffassung liegt für jeden, der ohne konfessionelle Voreingenommenheit zu denken versteht, klar zutage. Staat und Gemeinde haben ihre Vertretung denjenigen zu übertragen, die dazu am meisten befähigt sind, und zwar ohne Rücksicht auf die Konfession. Das ist ihre heilige Pflicht, die ihnen durch ihr eigenes Interesse auferlegt wird. Sie würden ihre Aufgaben zu erfüllen außer Stande sein, wenn sie sich nicht auf die von ihnen zu bestellenden Beamten verlassen können. So einfach dies ist, so werden sich doch die Klerikalen niemals davon überzeugen lassen; sie werden immer über Verletzung der Gleichberechtigung klagen und sich freuen, ein sehr bequemes und wirksames Agitationsmittel in der Hand zu haben, wenn sie den Staat der Intoleranz beschuldigen können.

Dieses Zerrbild der Toleranz wird auch von denen, die meinen Standpunkt nicht vollständig zu teilen vermögen, wenigstens als ein starker Beweis dafür anerkannt werden, welche tolle Verwirrung die Verquickung von Staat und

Kirche in den Köpfen der unwissenden, in den engen Banden einseitiger Kirchlichkeit befangenen Menge anzurichten vermag.

Nicht würdiger kann ich diese Betrachtungen schließen, als mit dem herrlichen Apostelworte:

„Alles, was nicht aus Überzeugung geschieht, ist Sünde"

und mit dem schönen Bekenntnisse Theodorichs des Großen:

„Sich die Herrschaft über die Gewissen anmaßen, heißt, das Vorrecht Gottes an sich ziehen. Nach der Natur der Dinge beschränkt sich die Macht des Herrschers auf die politische Regierung. Sie hat nur das Recht, diejenigen zu bestrafen, die den öffentlichen Frieden stören."

Mit dieser Erklärung hat der mächtige Ostgotenkönig, in der deutschen Sage als Dietrich von Bern eine der volkstümlichsten Gestalten, ein unvergängliches Denkmal gesetzt der milden, duldsamen Gesinnung, die damals die maßgebenden Kreise der Arianer beseelte.

IV. Eine religionsgeschichtliche Parallele.

Die ganze Wissenschaft trug während des Mittelalters bis hoch in die neuere Zeit hinein einen theologischen Charakter. Erst ganz allmählich ist es ihr gelungen, ihn abzustreifen; ihre Verweltlichung beginnt, von einzelnen schüchternen Versuchen früherer Zeiten abgesehen, erst um die Mitte des XVII. Jahrhunderts, nimmt dann im XVIII. Jahrhundert ein rascheres Tempo an und wird erst im zuletzt verflossenen Jahrhundert vollendet mit dem sieghaften Voranschreiten der Naturwissenschaften, die die märchenhaften Gebilde einer in bodenloser Unkenntnis befangenen Vergangenheit unbarmherzig zertrümmern.

Die Streitfragen, welche die theologische und philosophische Literatur jener langen Periode zwischen dem IV. und dem XVII. Jahrhundert am meisten beschäftigten, bezogen sich zum großen Teile auf nichtige oder doch kleinliche Dinge und führten, insbesondere während der Dauer der Scholastik, zu spitzfindigen Erörterungen, die uns kaum verständlich und lächerlich erscheinen. Einen sehr ernsthaften Charakter hatte dagegen diejenige Frage, welche die Grundlage des christlichen Glaubens, des Glaubens an einen persönlichen Gott, betraf, die Frage nach der menschlichen Willensfreiheit. Die bedeutendsten Männer haben ihren Scharfsinn an ihrer Lösung versucht; in unzähligen gelehrten Schriften, die zum Teil eine stark polemische Form annahmen, wurden die Gründe und Zweifel erörtert. Am sonderbarsten berührt uns die Tatsache, daß der Streit, der doch eigentlich nur die theologische Wissenschaft interessieren sollte, zuweilen die weitesten Volkskreise ergriff und derartig erregte, daß

schwere Ausschreitungen dadurch veranlaßt wurden. Die mangelnden Beweisgründe glaubte man durch rohe Gewalt ersetzen zu können und schreckte selbst nicht vor blutigen Verfolgungen zurück, durch welche die herrschende Richtung an den nicht zu überzeugenden Gegnern unedle Rache übte. Der Kampf wurde auf beiden Seiten mit beispielloser leidenschaftlicher Erbitterung geführt, weil jede Partei behauptete, daß die andere Meinung eine Entstellung der christlichen Wahrheit und einen Abfall vom wahren Glauben bedeute. Nichts ist lehrreicher und interessanter als die Geschichte dieser theologischen Bewegung, die uns einen sicheren Einblick gestattet in die Gedankenwelt jener Zeiten, in denen die edelsten Geister ihre großen Gaben und Kräfte in ödem, unfruchtbarem Gezänke vergeudeten, um eine unlösbare theologische Streitfrage zum Austrag zu bringen. Unlösbar ist und bleibt die Frage für jeden, der an einen zugleich mit Allgüte und mit Allwissenheit ausgestatteten allmächtigen, persönlichen Gott glaubt, der also auf christlichem Standpunkte steht.

Einen eigentümlichen Verlauf hat diese religiöse Bewegung in den Niederlanden und von dort überspringend in Frankreich genommen. Das Studium dieser Bewegung hat auf mich stets einen außergewöhnlichen Reiz ausgeübt, einmal, weil sie in beiden Lagern, dem katholischen und dem protestantischen, ungefähr zu gleicher Zeit, jedoch von einander unabhängig, ins Leben trat, sodann weil sich an ihr auf beiden Seiten bedeutende Männer mit Einsetzung ihrer vollen Persönlichkeit beteiligten, und endlich wegen des eigentümlichen, völlig verschiedenen Ausganges.

In der Kirche war der Streit vor der Reformation nicht zum definitiven Austrag gekommen. Die Lehren

des Pelagius, der die Willensfreiheit verteidigte, war zwar vom heiligen Augustinus *) auf das heftigste bekämpft worden, hatte indes doch nicht unterdrückt werden können. Auch die Scholastik, in der sich Dominikaner und Franziskaner scharf gegenüberstanden, hatte keine Entscheidung zu bringen vermocht. Die Reformation hatte die Lösung fast allgemein in der reinen Prädestinationslehre gefunden, wonach Gott von Ewigkeit her in seinem Ratschlusse bestimmt hat, welche Menschen zur ewigen Seligkeit und welche zur ewigen Verdammnis berufen sind. Die anfangs von fast allen Kirchen und Gemeinden angenommene Lehre stieß indes ihres harten, ungerechten Charakters wegen bald auf vielfachen Widerspruch, wurde bereits von einzelnen Reformatoren verlassen und schließlich von den eigentlichen evangelischen Gemeinden entweder aufgegeben oder doch erheblich gemildert. Sie wurde in ihrer ursprünglichen schroffen Form nur aufrecht erhalten in den reformierten Gemeinden, die der von Calvin verteidigten Lehre des heiligen Augustinus folgten. Diese Gemeinden waren insbesondere in den Niederlanden zu großer Blüte gelangt. Es war indes klar, daß eine Lehre, die so sehr die Idee eines allgütigen, gerechten Gottes verletzte, das religiöse Gefühl auf die Dauer nicht befriedigen konnte und Widerspruch erregen mußte. Arminius, ein geistvoller, reformierter Prediger, sah sich im Anfang des XVII. Jahr-

*) Augustinus, unzweifelhaft der geistvollste der Kirchenväter, hat auf die Entwickelung des Christentums den unheilvollsten Einfluß ausgeübt. Die Trinitäts- und die Prädestinationslehre stützen sich wesentlich auf seine Autorität. Wer sich über das Leben dieses sonderbaren Heiligen näher unterrichten will, dem sei die höchst ergötzliche Lektüre seiner „Confessiones" empfohlen, die ihm einige Stunden ungetrübten, heiteren Genusses verschaffen wird.

hunderts veranlaßt, seinen bisherigen Standpunkt aufzugeben und sich zu der freieren Auffassung zu bekennen, daß alle Menschen zur ewigen Seligkeit berufen seien und daß es nur von ihrem eigenen Willen abhänge, ob sie dies Ziel erreichen. Er fand bald viele begeisterte Anhänger, und zwar gerade in den freisinnigen und geistig höherstehenden Kreisen. Die strenge Calvinistische Gegenpartei machte alle Anstrengungen, der gefährlichen Bewegung Herr zu werden und scheute nicht vor blutiger Verfolgung unter Mißbrauch der politischen Macht zurück. Der edle Oldenbarnefeld wurde hingerichtet, Hugo Grotius nur durch wunderbar gelungene List aus dem Gefängnis befreit und vor demselben Schicksal bewahrt, die Prediger wurden ihres Amtes entsetzt und verbannt. Trotz alledem haben sich, nachdem die Sitten milder geworden und der Staat ihnen Duldung gewährte, neue Arminianische Gemeinden bilden können, die, wenn auch nur in geringer Zahl, auch heute noch in den Niederlanden die mildere Ansicht ihres Stifters vertreten.

Ganz anders gestaltete sich Anfang und Ausgang der gleichartigen Bewegung im katholischen Frankreich. Sie entsprang ebenfalls in den Niederlanden, wo in den 30er Jahren des XVII. Jahrhunderts der Professor und spätere Bischof Jansenius durch sein berühmtes Werk: „Augustinus" den alten Streit, den man in der katholischen Kirche als begraben ansehen konnte, von neuem entfachte. Er verteidigte darin die Lehre des heiligen Augustinus von der Unfreiheit des menschlichen Willens und der göttlichen Vorherbestimmung. Sein Buch fand vielfachen Anklang, namentlich in den Kreisen der Gelehrten und der höheren Geistlichkeit. Mit großer Begeisterung wurde die Lehre in Frankreich aufgenommen, wo sie rasch all-

gemeine Verbreitung und in den Benediktinern und den gelehrten Vätern von Port-Royal ihre kräftigste Unterstützung fand. Heftigen Widerstand leisteten vor allem die Jesuiten, die die bisherige semipelagianische Ansicht und damit die Autorität der katholischen Kirche durch die neue Lehre bedroht sahen. Auf Seiten des Jansenismus standen die bedeutendsten Gelehrten, so außer St. Cyran, Arnould u. a., vor allen der geistvolle Pascal, der damals durch seine „Provinzialbriefe" dem ihm verhaßten Jesuitenorden die schwerste, niemals wieder vernarbte Wunde schlug. Der Streit wurde von beiden Parteien mit der größten Erbitterung geführt und nahm schließlich so gefährliche Dimensionen an, daß sich die Päpste auf Betreiben der von ihnen geschützten Jesuiten veranlaßt sahen, mit den stärksten kirchlichen Machtmitteln einzugreifen, um die bedrohte Einheitlichkeit der Glaubenslehre zu retten. Ein Verbot des Papstes Urban, den Streit weiterzuführen, hatte ebensowenig den gewünschten Erfolg gehabt, wie seine spätere Bulle, wodurch er den „Augustinus" als ein ketzerisches Werk verurteilte, und als 1653 Innozenz X. fünf Sätze des „Augustinus" als Calvinistische Ketzereien bezeichnete, erklärten die Gegner, der Papst habe die Lehrsätze des Jansenius nicht richtig verstanden. Ein Versuch des Ausgleichs unter den streitenden Parteien auf der Grundlage, daß die dem Jansenismus ergebenen Bischöfe und Gelehrten erklärten, die vom Papste verdammten Sätze seien zwar ketzerisch, aber auch nicht von Jansenius aufgestellt, kam nicht zustande, weil der völlig unter der Herrschaft der Jesuiten stehende, fromm gewordene Ludwig XIV. widerstrebte und es vorzog, die unbequeme Lehre und ihre Vertreter mit den Machtmitteln des Staates gewaltsam zu unterdrücken. Der Streit kam von neuem

mit großer Heftigkeit zum Ausbruch, als der Oratorianer Quesnel für den Jansenismus eintrat und seinen Lehren in den Kreisen des dafür empfänglichen Volkes Eingang zu verschaffen suchte. Auf Veranlassung des französischen Hofes erließ Clemens XI. die berühmte Bulle: „Unigenitus", worin die Jansenistischen, von Quesnel vorgetragenen Lehren verdammt wurden. Die Anhänger des Jansenismus, zu denen eine große Anzahl von Bischöfen, die namhaftesten Gelehrten, einflußreiche Mitglieder der Regierung und des Parlaments gehörten, leisteten indes entschlossenen und anfangs erfolgreichen Widerstand, bis endlich der Papst mit der Exkommunikation drohte und die widerstrebenden Elemente in der Mehrzahl zur Unterwerfung zwang. Die ihrer Überzeugung treu bleibenden Jansenisten wurden die Opfer harter Verfolgung und flüchteten zum Teil ins Ausland, insbesondere nach den Niederlanden, wo inzwischen die frühere Intoleranz duldsamen Anschauungen hatte weichen müssen.

In den Niederlanden hat sich aus dem Jansenismus ein eigenes, kleines Kirchensystem herausgebildet. Es ist die unter einem Erzbischof und zwei Bischöfen organisierte altkatholische Kirche von Utrecht, die ein Glied der katholischen Kirche zu sein behauptet, aber die Unfehlbarkeit des Papstes verwirft und festhält an den Lehren des Jansenius.

Ich habe den Verlauf, den der uralte Streit um das liberum arbitrium in der Arminianischen und in der Jansenistischen Gestaltung genommen hat, etwas ausführlicher geschildert, um an einem klassischen Beispiele zu zeigen, wie absonderlich und widerspruchsvoll die wichtigsten Vorgänge, die für die kulturelle Entwickelung von einschneidender Bedeutung sind, sich tatsächlich abspielen können.

Fast gleichzeitig entzündete sich in denselben Ländern, in den Niederlanden und in Frankreich, ein heftiger Streit über das alte Problem der Willensfreiheit und der Prädestination in der reformierten und in der katholischen Kirche, der von den beiderseitigen Gegnern mit seltener Erbitterung, und zwar mit allen Mitteln der theologischen Gelehrsamkeit und den Zwangsmaßregeln des Staates, geführt wurde. In der Arminianischen Bewegung traten alle freisinnigen, toleranten und durch Geist hervorragenden Männer gegen die harte Lehre des orthodoxen Calvinismus für die mildere Ansicht im Sinne des Pelagius ein, während gerade die freier Denkenden, dem Kulturfortschritt huldigenden hervorragenden Geister Frankreichs auf Seiten des Jansenismus standen und die Willensfreiheit verneinten. Und während in den Niederlanden der Arminianismus durch die der Zahl nach große Übermacht der streng an Calvins Lehre festhaltenden Gemeinden und die rohe Gewalt der parteiischen politischen Machthaber unterdrückt wurden, unterlag umgekehrt in Frankreich der Jansenismus als Vertreter der Lehre des heiligen Augustinus dem Ansturm der Jesuiten und den Zwangsmaßregeln der weltlichen und kirchlichen Gewalten. Im reformierten Lager siegte Augustinus, im katholischen Frankreich dagegen der von Augustinus so bitter angefeindete und verfolgte Pelagius. Anhänger beider entgegengesetzter Richtungen haben sich noch in kleineren geschlossenen Kirchengesellschaften, hauptsächlich in den Niederlanden, bis auf den heutigen Tag erhalten*).

*) Köstlich ist die Naivetät, mit der der heilige Augustinus, dessen Name und Autorität den Mittelpunkt des ganzen theologischen Zankes bildet, die Frage praktisch zu lösen versuchte. Er meinte,

Ich darf diese Erörterungen nicht schließen, ohne einen Akt der Gerechtigkeit zu vollziehen. Der Jesuitenorden ist nach meiner Ansicht wegen seiner gegen den konfessionellen Frieden gerichteten Tendenz für die Kulturentwickelung gefährlich und deshalb zu verwerfen. Trotzdem muß es zu seinem Ruhme anerkannt werden, daß er in dem gewaltigen Streite sich ein großes Verdienst dadurch erworben hat, daß er stets mit Entschiedenheit an der nach meiner Auffassung allein gottes- und menschenwürdigen Lösung festgehalten und dadurch wenigstens die katholische Kirche davor bewahrt hat, in den Irrtum der das religiöse Gefühl nicht befriedigenden und das Verantwortlichkeitsbewußtsein aufhebenden Augustinischen und Calvinischen Lehre zu verfallen.

Volle Klarheit in der vielumstrittenen Frage ist, abgesehen von den Gemeinden der strengen reformierten Richtung, auch heute noch nicht in der katholischen und der evangelischen Kirche zum Durchbruch gekommen. Man behilft sich mit einem milden, die Gläubigen nicht abstoßenden Semipelagianismus.

---

der Glaube an Gott und seine Allmacht und Allwissenheit involviere von selbst den Glauben an die Vorherbestimmung; auf der anderen Seite müsse man aber zugleich die Freiheit des Willens annehmen, weil diese die unumgängliche Voraussetzung eines sittlichen Lebenswandels sei.

V. Religion und Katholizismus.

„Das Herz hat seine Gründe, von denen der Verstand nichts weiß."

Dieser Worte Pascals müssen wir stets eingedenk sein, wenn wir das Wesen der Religion erkennen und uns über den Wert der verschiedenen Religionssysteme ein Urteil bilden wollen.

Alle Religionen beruhen auf dem Gefühl der Abhängigkeit von Gewalten, die das geistige Auge des Menschen nicht zu erkennen vermag, und auf dem dadurch erzeugten Bewußtsein von der Unvollkommenheit der menschlichen Natur. Der denkende Mensch kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß es eine Menge Dinge gibt, die sein Verstand nicht zu begreifen, seine Vernunft nicht zu ergründen vermag. Er sieht das staunenswerte Wirken der Naturkräfte, wie sie bald gut, bald böse, bald schön, bald häßlich ihre Gebilde gestalten; er sieht den beständigen Wechsel im Werden und Vergehen und kommt zu der Überzeugung, daß alles Sein nur im ewigen Flusse begriffen ist. Er kennt die Stellung der Erde im Sonnensystem und weiß, daß es noch tausende von anderen Welten gibt, die für uns als Sterne am Himmel erglänzen, ohne daß wir von ihrer Beschaffenheit eine Ahnung haben. In seinem kurzen Erdenleben lernt er die verschiedenen Schicksale der Menschen kennen; Glück und Unglück sind verschieden verteilt, und die Übel der Welt, die Leiden, scheinen ihre Vorzüge, ihre Freuden, zu übertreffen. Da ergreift den Menschen eine unbezwingliche Sehnsucht nach Lösung jener Geheimnisse, an der die geistigen Kräfte sich vergeblich versuchen. Das Herz verlangt eine Antwort auf die den Menschen am

tiefsten bewegenden Fragen nach dem Ursprung der Welt nach der Bestimmung des Menschen, nach dem Grunde aller jener Kräfte, deren Wirken er verspürt, aber nicht begreifen kann. Seine Sinne lassen ihn im Stich, die Erde bietet ihm keine Mittel, die unendlichen Himmelsräume zu durchforschen. Diesen in jedes Menschen Brust unausrottbar eingepflanzten Trieb zu befriedigen und die übersinnlichen und die überirdischen Dinge zu erklären, ist der eigentliche Zweck der Religion.

Die Religionen bauen eine Idealwelt auf, die zu den Lücken des Erdenlebens die vom Herzen ersehnte Ergänzung bildet. Die Frage nach dem Urquell des Seins, dem Ursprung des Weltalls, an deren Beantwortung des Menschen Geisteskräfte scheitern, führt mit innerer Notwendigkeit zu der Annahme eines über- und außerhalb der Welt stehenden Schöpfers, zu der Annahme eines höchsten Wesens, der Gottheit, deren allmächtiger Schöpferkraft die ganze Welt mit all ihren unseren Sinnen zugänglichen Erscheinungen entstammt. In der Gottheit ist zugleich die Macht gegeben, ohne die die Welt nur als das Werk blinden Zufalls und als eine Stätte unerbittlich waltender, grausamer Willkür erscheinen würde. Gott ist nicht nur der Schöpfer alles Lebens, er ist es auch, von dessen Güte und Gerechtigkeit das Schicksal jedes einzelnen Menschen bestimmt wird. Er hat alle Gewalt im Himmel und auf Erden, er wird die Ungerechtigkeiten dieser Welt ausgleichen, er verheißt den Guten die Herrlichkeiten des ewigen Lebens und wird die Bösen zur Rechenschaft und Strafe ziehen. Die Armen und Unterdrückten können sich trösten über die Leiden und die Entbehrungen ihrer irdischen Laufbahn, für die sie auf köstlichen Ersatz im Himmelreich hoffen

dürfen. Und wenn das arme, gequälte Herz in namenlosem Kummer schier verzagen möchte und des Mitleids Stimme keinen Widerhall mehr findet, wenn der Mensch verzweiflungsvoll die Hände ringt und alle Hoffnung vernichtet ist, dann kann er sich vertrauensvoll an Gott wenden, der das Gebet der Unglücklichen erhört, ihnen Trost spendet und reiche Vergeltung verheißt im ewigen Leben.

Eine solche Idealwelt steht zwar mit den Wahrnehmungen unserer Sinne und den Ergebnissen des forschenden Menschengeistes und der auf logischem Denken beruhenden Wissenschaft in Widerspruch. Sie ist vielmehr das Erzeugnis der mit dem Gemütsleben unzertrennlich verbundenen, frei waltenden Phantasie, sie hat von begabten Männern, die die Herzensbedürfnisse des Volkes richtig verstanden, ihre erste Formulierung erhalten und ist dann in langsamem Prozesse mit Hilfe der Sagenbildung und Legendendichtung zu ihrer gegenwärtig geltenden Gestaltung gelangt.

Früher nahm man einen unlösbaren Widerspruch zwischen Religion und Wissenschaft an. Man suchte sich daraus zu retten durch die Annahme, daß es eine zweifache Wahrheit gebe, so daß man vom Standpunkte des religiösen Menschen als Wahrheit anerkennen könne, was vom Standpunkte der Wissenschaft als falsch verworfen werden müßte. Diese Auffassung ist längst als unhaltbar aufgegeben worden. Man vermeidet das Dilemma einfach dadurch, daß man die Gebiete der Religion und der Wissenschaft vollständig voneinander trennt und davon ausgeht, daß im Menschen Geist und Gemüt zwar vereinigt sind, aber doch ein selbständiges Leben haben, das auf der einen Seite sich im Denken äußert und zur

Wissenschaft führt, auf der anderen Seite aber durch das Gefühl uns zum Glauben drängt. Dadurch wird der anscheinende, früher so oft beklagte Widerstreit zwischen der Wahrheit der Religion und der Philosophie vollständig aufgehoben. Schön und treffend hat Goethe seiner hiermit übereinstimmenden Meinung mit den Worten Ausdruck gegeben:

„Es ist das höchste Glück der Menschen, das Erforschbare erforscht zu haben, und das Unerforschbare in Ehrfurcht zu verehren."

Religion ist hiernach lediglich Gefühlssache. Nicht wissenschaftliche Erkenntnis, sondern ganz allein der dem Gefühle entspringende Glaube ist der Grund für die Überzeugung von der Richtigkeit ihrer Lehren. Die Stifter der Religionen berufen sich auf ihre eigene Göttlichkeit oder auf göttliche Offenbarungen und suchen ihre Autorität zu stützen durch den Hinweis auf übernatürliche Ereignisse, auf Wunder, die den göttlichen Ursprung ihrer Lehren bestätigen. Die Bekenner einer Religion bedürfen einer wissenschaftlichen Begründung nicht, weil eben Religion und wissenschaftliche Erkenntnis in unlösbarem Gegensatze stehen. Die Erkenntnis der Wahrheit durch die geistigen Kräfte des Menschen würde den transzendenten Charakter der Religion selbst aufheben.

Glauben und Wissen, Religion und Wissenschaft können friedlich nebeneinander bestehen, wenn sie sich auf das ihnen zukommende Gebiet beschränken. Sie geraten erst in Kollision, wenn sie ineinander übergreifen oder sich durchkreuzen. Bei dem einzelnen Menschen tritt dies ein, wenn seine bisherigen religiösen Stützen ins Wanken geraten und er in seiner Unruhe zu dem Versuche sich gedrängt sieht, den Inhalt seines Glaubens

zu begreifen und wissenschaftlich zu begründen. Das mag jeder mit sich selber abmachen. Von allgemeinem Interesse ist dagegen der andere häufig eintretende Fall, wenn das Religionssystem in der Form einer kirchlichen Organisation und mit Hilfe kirchlicher, seine Anhänger verbindender Satzungen auf das weltliche und das der Wissenschaft vorbehaltene Gebiet überspringen will.

Aus diesen Erwägungen erklärt sich die auf den ersten Blick befremdlich wirkende Erscheinung, daß so viele mit normalen geistigen Fähigkeiten ausgestattete Menschen, ja daß eine große Anzahl von geistigen Größen ersten Ranges, ich brauche nur Kopernikus, Keppler, Pascal und Newton zu nennen, ohne Bedenken die ihrem Verstande unfaßbaren Lehren des Christentums angenommen haben. Sie wußten ihren Glauben auf das ihm eigentümliche Gebiet zu beschränken und fühlten sich nicht beengt durch Glaubensartikel, die ihre wissenschaftlichen Zirkel zerstören könnten. Die ihnen von Kindheit an eingeprägten Lehren behielten sie gedankenlos bei und erkauften mit diesem leichtwiegenden Ballast, der ihr Gewissen nicht übermäßig beschwerte, die Vorzüge des religiösen Friedens. Und wenn den Katholiken die in das staatliche und wissenschaftliche Gebiet übergreifenden, der Vernunft und dem Rechtsgefühle hohnsprechenden Emanationen der Päpste vorgehalten wurden, durften sie mit Recht darauf hinweisen, daß die päpstlichen Aussprüche und Forderungen nicht als Lehren der Kirche selbst anzusehen seien. Diese Ausflucht ist ihnen jetzt genommen worden. Durch das Vatikanische Konzil ist die päpstliche Unfehlbarkeit zum Dogma erhoben und seit diesem Augenblicke kann sich kein denkender Katholik mehr der Verpflichtung entziehen, den ihm zugemuteten neuen Glaubens-

satz einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Zum Bestande des Glaubens gehören jetzt alle Kathedralentscheidungen der früheren Päpste, mögen sie die Wissenschaft und die freie Forschung, mögen sie die anderen Konfessionen und die Toleranz, oder mögen sie das Verhältnis der römischen Kirche zum Staate betreffen.

Die Religionen haben nun in verschiedener Weise ihre Aufgabe zu lösen gesucht. In ihren fundamentalen Lehren gehen sie weit auseinander. Gemeinsam ist ihnen, mit alleiniger Ausnahme des Buddhismus, der Glaube an ein oder mehrere höchste Wesen, die, mit allen Attributen der allmächtigen Gottheit ausgestattet, die Geschicke der Welt und der Menschen lenken. Auch in den Sittengesetzen weichen sie nur unmerklich voneinander ab, so daß man wohl feststellen kann, daß als die grundlegenden Lehren der Religionssysteme der zivilisierten Völker die Verehrung Gottes und die Liebe der Mitmenschen zu gelten haben. Die Verschiedenheiten lassen sich zum Teil aus der Zeit ihrer Entstehung und dem damaligen Grade der Kulturentwickelung der einzelnen Völker, zum Teil aus der Fortbildung erklären, die sie bei den wechselnden und fortschreitenden religiösen Bedürfnissen im Laufe der Zeiten erfahren haben. Am vollkommensten scheint das eigentliche Ziel der Religion erreicht zu sein im Islam und im Christentume*).

*) Es ist tief zu bedauern, daß es den meisten an Zeit und Neigung fehlt, sich durch ein eingehendes Studium der vergleichenden Religionswissenschaft ein richtiges, unbefangenes Urteil über den Wert und die geschichtliche Bedeutung der verschiedenen Religionssysteme zu verschaffen. Man würde dann auch zu einer gerechteren Würdigung des Islam gelangen und die herrschenden, auf gehässiger Tradition beruhenden, Vorurteile fallen lassen. Sein

Wenn wir die verschiedenen Organisationen, die auf dem Boden des Christentums erwachsen sind, vorurteils-

einziger Glaubenssatz: „Es gibt nur Einen Gott" ragt in seiner einfachen Großartigkeit über die vielfachen Glaubenssatzungen mancher anderer Religionssysteme weit hervor. Der andere Inhalt des Koran befaßt sich mit ausgezeichneten moralischen Vorschriften und Ratschlägen, die den Vergleich mit dem sonst herrschenden Sittenkodex nicht zu scheuen brauchen, mit Gesetzen und staatlichen Anordnungen, mit Legenden, Ritualanweisungen und Nützlichkeitslehren, die dem ganzen einen öden, langweiligen Charakter verleihen, und diejenigen Suren, die in schöner Form einen echt göttlichen Weisheitsgehalt verbergen und den besten Sprüchen des Weisen von Nazareth würdig an die Seite gestellt werden können, völlig überwuchert haben. Der schwerste Vorwurf, der gegen die Lehren Mohammeds erhoben werden kann, stützt sich auf die unglückliche, minderwertige Stellung, die der Frau zugewiesen ist, der das Christentum die volle, ihr gebührende Gleichberechtigung gegeben hat. Es wäre undankbar, wollte man die großen Verdienste vergessen, die sich der Islam während einer langen Geschichtsperiode, vom neunten bis dreizehnten Jahrhundert, um die Entwickelung der Zivilisation erworben hat. Während das Christentum infolge der elendesten theologischen Zänkereien und Suprematstreitigkeiten und infolge der traurigen sittlichen Entartung des römischen Papsttums seine zivilisatorische Kraft fast gänzlich eingebüßt hatte und das übrige Europa, soweit es überhaupt der Kultur bereits zugänglich geworden war, in den kaum überwundenen Zustand trostloser Unbildung zurückzuversinken drohte, da war es der überall siegreich vordringende Mohammedanismus, der nicht allein die unersetzlichen Schätze des Altertums vor dem Untergange bewahrte, sondern auch die ganze Kultur zu einer bis dahin unerreichten Höhe brachte. Vor allen waren es die großen Khalifen aus der Dynastie der Abbassiden, die als großherzige, vom Geiste der Wahrheit erleuchtete Fürsten die Wissenschaften zu fördern sich angelegen sein ließen und die Forschungen der Gelehrten mit allen Mitteln zu unterstützen bereit waren. Wir staunen über die gewaltigen Fortschritte, die

frei überschauen, werden wir zugestehen müssen, daß die römisch-katholische Kirche für die der philosophischen Bildung nicht zugängliche Masse des religionsbedürftigen Volkes über große Vorzüge verfügt, wie sie keine andere Kirchengesellschaft, ausgenommen vielleicht die griechisch-katholische Kirche, aufzuweisen hat. Wir müssen davon ausgehen, daß mit dem Wesen der Religion unzertrennlich der Trieb der Gläubigen verbunden ist, an Stelle der aus den versagenden Denkgesetzen abgeleiteten Begriffe sinnliche Vorstellungen zu gewinnen und ihnen in gemeinsamem Gottesdienste sinnlichen Ausdruck zu geben. In allen Religionssystemen tragen deshalb die religiösen Vorstellungen und die gottesdienstlichen Veranstaltungen einen mehr oder weniger stark ausgeprägten anthropomorphischen Charakter. Die römisch-katholische Kirche hat im Laufe der Zeiten ein reich gegliedertes Ritualsystem ausgebildet, welches dazu bestimmt ist, die Gläubigen über das irdische Leben zu erheben und den himmlischen Regionen zuzuführen. Um dies möglichst vollkommen zu erreichen, hat

---

damals auf den Gebieten der Philosophie, der Astronomie, der Mathematik und der Arzneikunde unter der Herrschaft des Mohammedanismus, eines Religionssystems, gemacht wurde, das wir nach seinem späteren Rückgange als kulturfeindlich anzusehen gewohnt sind. Jene Khalifen waren eben die echten Nachfolger Alis, des Schwiegersohns Mohammeds, den die Schiiten als den unmittelbaren Nachfolger des Propheten verehren, jenes Ali, der die Auszeichnung im Wissen für die höchste aller Ehren hielt und den Satz aufstellte, daß Bildung der größte Schmuck eines Mannes sei!

Noch jetzt zeugen in Spanien die Ruinen jener Meisterwerke der Architektur, die unsere tiefste Bewunderung erregen, von den Triumphen der Maurischen Kultur und ihrer leider zu früh untergegangenen, großartigen Pracht und Herrlichkeit.

sie alle auf die Sinne des Menschen wirkenden Künste in ihren Dienst gestellt. Die hohen, zum Himmel strebenden Pfeiler und Türme ihrer Dome, die ernsten in Stein gehauenen Gestalten der Apostel, die in grellen Tönen gehaltenen bildlichen Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Heilandes und den Legenden der Heiligen, die in glühenden Farben schimmernden, im Sonnenlichte glänzenden Fenster, der süße, betäubende Duft des den ganzen Raum durchziehenden Weihrauchs, die mächtigen Klänge der Orgel, die lieblichen Melodien des jedem Akte angepaßten Gesanges, die prächtigen Gewänder der Priester, das einen magischen Schimmer verbreitende ewige Licht, die leuchtenden Kerzen des Altares, die mit Edelsteinen verzierte goldblitzende Monstranz und der in unverständlicher Sprache sich abspielende Wechselgesang zwischen dem zelebrierenden Priester und der Gemeinde bei der den Mittelpunkt des Gottesdienstes bildenden Feier der Messe — alles das ist darauf berechnet und im vorzüglichen Grade dazu angetan, die Sinne gefangen zu nehmen, jeden Nerv zur Entzückung zu stimmen und im Volke jene Andacht zu erzeugen, die zur gläubigen Aufnahme der göttlichen Geheimnisse empfänglich macht. Die Wirkung ist um so stärker und nachhaltiger, als die katholische Kirche es verstanden hat, die ganze Lebenslaufbahn des Menschen mit fein ausgeklügeltem Zeremonial zu begleiten und ihn erst mit dem den Sarg besprengenden Weihwasser aus ihrer mütterlichen Obhut zu entlassen.*)

*) Die meisten Formen des Ritualdienstes sind von packender Schönheit und für gläubige Gemüter von überwältigender Wirkung. Es gibt aber auch manches darunter, das, namentlich auf Andersgläubige, einen geradezu abstoßenden Eindruck macht. Zugunsten der Religion meiner Jugend, in der ich mich glücklich gefühlt

Keine andere Religionsgemeinschaft hat es auch nur annähernd in so vollendeter Weise verstanden, ihre An-

habe, ist in mir — ich möchte sagen — eine gewisse Schwäche zurückgeblieben. Ich beklage es deshalb, daß die katholische Kirche sich von gewissen Aeußerlichkeiten noch nicht hat freimachen können, die bei jedem Unbefangenen, wenn auch nur vom ästhetischen Standpunkte aus, Aergernis erregen müssen. Gerade der katholische Begräbnisritus gibt mir zu dieser Bemerkung Anlaß. Kann es etwas würdeloseres geben, als die zu der ernsten Feier so wenig passende Mitwirkung der Geistlichkeit, als das monotone Gemurmel lateinischer Gebetsfloskeln, als das geistlose Ableiern einer Reihe von „Vaterunser" und „Gegrüßet seist Du, Maria"? Muß es nicht jedes feinere Gefühl verletzen, wenn die intimsten, religiösen Vorgänge der Oeffentlichkeit preisgegeben werden, wenn der Welt verkündet wird, daß der Verstorbene durch den frommen Empfang der heiligen Sterbesakramente der römisch-katholischen Kirche gestärkt worden sei? Wessen ästhetisches Empfinden wird nicht angewidert, wenn er in den Schauläden frommer Buchhandlungen die Figuren des Heilandes und seiner Mutter prangen sieht, die in geöffneter, blutiger Brust ihre Herzen zeigen, oder wenn er auf seinen Wanderungen in katholischen Gegenden jeden Augenblick auf Heiligenhäuschen stößt, deren Malereien jeder Kunst spotten, und, wie namentlich in den romanischen Ländern, z. B. auf den schönen Fluren Tirols, in kurzen Zwischenräumen immer wieder Kreuze aufgestellt sieht, an denen der mit unglaublicher Roheit entstellte Körper des Gekreuzigten — jedem „reinen Aug' ein Schander" —, zuweilen nur einzelne Teile, die durchbohrten Hände und Füße, befestigt sind? Ist es nicht eine rein mechanische Religionsauffassung, wenn die Frömmigkeit sich in Aeußerlichkeiten betätigt und darin ihr Genüge findet, wenn sie durch Springprozessionen oder durch das geistlose Beten des Rosenkranzes das Wohlgefallen Gottes zu erringen sucht? (Die Anhänger des Lamaismus im Tibetanischen Hochlande, mit dessen Kultus der der katholischen Kirche manche bedenkliche Aehnlichkeit zeigt, fassen die Sache praktischer an und arbeiten mit Gebetsmühlen, die offenbar eine größere Massenwirkung zu erzielen imstande sind.)

hänger so vollständig in Beschlag zu nehmen und mit unlösbaren Banden an sich zu fesseln. Allen einzelnen Abschnitten der irdischen Laufbahn wird die kirchliche

---

„Doch der Himmel voller Huld,
Hört das alles mit Geduld."

Es hat mich immer unangenehm berührt, wenn ich bei gewissen Gelegenheiten die fragenden Blicke Andersgläubiger auf mich gerichtet sah, die höflich genug waren, ihrem Staunen nicht einen offenen, ungeheuchelten Ausdruck zu geben. Unvergeßlich wird mir jene Situation bleiben, als bei der im übrigen eindrucksvollen Feier des Begräbnisses meines Onkels Windthorst (Meppen) in der Marienkirche zu Hannover unmittelbar an der offenen vor dem Hochaltar befindlichen Gruft, in die der Sarg versenkt wurde, mir, dem Oberpräsidenten von Bennigsen und dem militärischen Abgesandten des Kaisers in der ersten Bank der Platz angewiesen wurde. Mit großem Pompe wurde ein sog. Levitenhochamt zelebriert, dessen an sich schon verwickelte, selbst dem katholischen Volke größtenteils unverständliche, aber eben deshalb um so mehr imponierende Szenen durch die Teilnahme des Bischofs von Hildesheim einen besonders feierlichen Anstrich erhielten. Anfangs standen meine beiden Nachbarn dem fremdartigen Schauspiele verzweiflungsvoll gegenüber und gewannen ihre Fassung erst wieder, als ich ihnen zu Hilfe gekommen war und zugeflüstert hatte, sie möchten ruhig nur in allem meinem Beispiele folgen. Vor dem Niederknien wußte ich sie durch Stützen auf die Banklehne zu bewahren; als es aber zum wichtigsten Akte, zur Wandlung, kam, ich glaube wahrhaftig, sie haben ihren steifen protestantischen Nacken doch nicht gebeugt!

Wenn Andersgläubige, selbst solche, welche weiteste Toleranz üben und jedes verletzende Wort zu vermeiden suchen, derartige Veranstaltungen des römisch-katholischen Kultus als Mummenschanz bezeichnen und daran die Frage knüpfen, ob das denn wirklich noch als Gottesdienst betrachtet werden könne, so beweisen sie damit nur, daß ihnen das volle Verständnis für die unergründliche Symbolik der katholischen Kirche noch immer nicht aufgegangen ist.

Weihe gegeben und für alle, freudigen wie traurigen, Lebenslagen werden die passenden Heilsmittel in Bereitschaft gehalten. Schon dem Kinde wird der über alle Fährnisse wachende Schutzengel an die Seite gestellt und im Namenspatron wird jedem Gläubigen das leuchtende Vorbild kirchlicher Frömmigkeit gegeben, dessen Kalendertag als eigenen Festtag zu feiern so wenig für eine Geschmacklosigkeit gehalten wird, daß in manchen Familien das Gedächtnis für die Geburtstage der Eltern und Kinder verschwunden zu sein scheint. Geburt und Tod, Mündigkeit und Eingehung der Ehe werden mit sakramentaler Weihe umgeben und im Altarssakramente, zu dessen Vorbereitung die Beichte dient, wird durch andächtigen Empfang die Vereinigung mit der Gottheit gefeiert. Mit der Feier der Messe ist es zum eigentlichen Brennpunkte des katholischen Gottesdienstes geworden. Die Legenden der Heiligen mit ihren von der Kirche beglaubigten Wundern werden, so sonderbar auch dies uns vorkommen mag, dem leichtgläubigen Volke mit Vorliebe als geeignete Seelennahrung empfohlen; einzelnen wird eine besondere göttliche Mission zum Schutze der Gläubigen und ihrer Werke zugeschrieben.

Den breitesten Raum im katholischen Kultus hat neben der Anbetung des Sohnes Gottes, dem gegenüber die beiden anderen Personen der Trinität etwas bedenklich zurücktreten, die Verehrung Mariens, der alles überstrahlenden Himmelskönigin, eingenommen. Wenn von Andersgläubigen der Vorwurf erhoben wird, daß der Marienkultus, wie er von der katholischen Kirche geduldet werde, die zulässigen Grenzen weit übersteige und in Form und Ausdehnung einen gotteslästerlichen Charakter angenommen habe, so ist dieser Vorwurf, was die katho-

lische Lehre anbetrifft, ganz gewiß unberechtigt. Der tatsächliche Eindruck läßt sich indes nicht zurückweisen. Der Marienkultus beherrscht einen so erheblichen Teil des religiösen Gemütes und des entsprechenden Gottesdienstes, daß es in der Tat vielfach den Anschein gewinnt, als ob darüber die eigentliche Grundlage der Religion, die Beziehung zur Gottheit selbst, etwas in den Hintergrund gedrängt werde. Ist es denn aber zu verwundern, daß der Marienkultus ein solches Übergewicht erlangt hat? Vereinigt nicht Maria in ihrer Person die „allerseligste Jungfrau" und die „gebenedeite Gottesmutter"? Hat sie nicht selbst alle Freuden und Leiden einer Jungfrau und einer Mutter durchkostet, hat sie nicht das unsägliche Leiden ihres Sohnes ertragen müssen? Sie hat Verständnis für alle Lagen des Hilfe und Trost suchenden Volkes, insbesondere für die zarten Regungen des weiblichen und kindlichen Gemütes; sie wird, wenn ihre Fürbitte angerufen wird, Gott die Anliegen der Gläubigen vortragen und, da er doch der Mutter seines Sohnes nichts abzuschlagen vermag, stets Erhörung finden. Bei diesen in den Kreisen des ungebildeten Volkes fest eingewurzelten Anschauungen ist es nicht zu verwundern, daß der Marienkultus eine so alles überragende Bedeutung gewonnen hat. Gerade er ist es, der dem katholischen Gottesdienste jenen eigentümlichen, wohltuenden, warmen Gemütston verleiht. Das zeigt sich in allen der Gottesmutter geweihten Gebräuchen, in den Gebeten, Litaneien, in den ihr zugeschriebenen Wundern und Erscheinungen, in den Wallfahrten zu den ihr gewidmeten Gnadenorten, die von der ungezügelten Phantasie des Volkes mit überirdischer Zauberkraft ausgestattet sind, vor allem aber in den Liedern, die zu ihrem Lobe gesungen werden und, mögen

sie im Volkstone gehalten oder künstlerisch gestaltet sein, eine solch' tiefe Innigkeit des Gefühls ausstrahlen, daß selbst kältere Herzen unwillkürlich davon ergriffen werden*).

In dem Marienkultus ist gewissermaßen Ersatz gegeben für das in der Trinität fehlende weibliche Element. Auch dürfen die Frauen sich trösten über ihren Ausschluß vom Priestertume durch die erhabene Stellung, die der „Mutter Gottes", der Vertreterin ihres Geschlechtes, von der Kirche in Lehre und Kultus angewiesen ist. Um so eigentümlicher muß es berühren, daß die Kirche es wagen konnte, durch die Anordnung des Zölibates die Achtung vor der von ihr bekundeten Würde der Frau wieder in Frage zu stellen. Ich habe mich immer darüber gewundert, daß die Frauen den Zölibat nicht als eine Beleidigung der weiblichen Ehre empfinden, ja, daß sie sogar — und das beweist die selbst die natürlichsten Gefühle erdrückende Macht der Priesterkaste — in der Eheloſigkeit der Priester ein besondere Ehrfurcht erheischendes Merkmal der Heiligkeit ihres Standes erblicken. Nach der Schöpfungsgeschichte hat Gott Mann und Weib erschaffen, um durch ihre Vereinigung die Fortpflanzung des Menschengeschlechts zu sichern. In den Menschen liegt der natürliche, unvertilgbare Trieb zu sinnlichem Liebesgenusse, und die fortgeschrittene Kultur hat nur die Schranken gezogen, die sich aus den höheren Zwecken der Ehe ergeben. Die Kirche selbst hat der Ehe die sakramentale Weihe nicht vorenthalten. Ist es nicht ein innerer, unlösbarer Widerspruch, wenn durch

*) Auch die nicht für den Kirchengesang geeigneten Lieder unserer Musiker zeugen von der wunderbaren Macht, die die Marienverehrung auf ihre Gestaltungskraft ausgeübt hat. Ich brauche nur an Schuberts unvergleichliche Lieder: „Ave Maria" und „Gretchens Bitte" zu erinnern.

das Verbot der Priesterehe die auf natürlicher und göttlicher Bestimmung beruhende Vereinigung der Geschlechter für eine Verletzung der Würde des Priesterstandes erklärt wird? Die Kirche ist jedoch seit Gregor VII. der Meinung des heiligen Chrysostomus gefolgt, der das Weib „ein notwendiges Übel, eine natürliche Versuchung, einen tödlichen Zauber und ein geschmücktes Laster" nannte.

Der wirkliche Wert der katholischen Kirche für ihre Anhänger liegt in ihrer Heilslehre. Sie nennt sich die „alleinseligmachende Kirche", nicht allein in dem Sinne, daß ihr ausschließlich die Verwaltung der göttlichen Heilsmittel übertragen ist, ohne welche der Mensch der ewigen Seligkeit nicht teilhaftig werden kann, sondern auch deshalb, weil sie ihren Gläubigen die absolut sichere Gewähr gibt, daß sie wirklich die ewige Seligkeit erlangen, wenn sie nur im Sinne der kirchlichen Lehre von den Heilsmitteln Gebrauch machen. Wer reuig seine Sünden beichtet und andächtig das Sakrament des Altars empfängt, der wird vom Priester kraft der ihm vom Papste, dem Stellvertreter Gottes auf Erden, erteilten Vollmacht losgesprochen von allen Sünden und den auf sie gesetzten ewigen Strafen. Und wer vor dem Tode mit diesen Sakramenten, zu denen noch die letzte Ölung tritt, wie man zu sagen pflegt, sich rechtzeitig versehen läßt, der stirbt im Stande der auf Christi Erlösungswerk beruhenden übernatürlichen Gnade und geht, vielleicht allerdings erst nach einer noch vorbehaltenen Läuterung von einigen tausend Jahren durch das Fegefeuer, mit unfehlbarer Gewißheit ein in das himmlische Reich Gottes*). Diejenigen Unglücklichen

*) Es ist eine sonderbare Lehre der katholischen Kirche, daß

aber, die in ihrer Ruchlosigkeit die ihnen gebotene göttliche Gnade von sich gestoßen und geglaubt haben, zur Vereinigung mit der Gottheit der Vermittelung eines römisch-katholischen Priesters nicht zu bedürfen, sie sind alle der Verdammnis und ihren Qualen unrettbar für

---

der reumütige Sünder nach frommem Empfang des Bußsakramentes durch die Absolution die Vergebung aller seiner Sünden und den Nachlaß der schweren, ewigen Höllenstrafen erhält, daß er damit aber nicht von allen durch die Kirche oder durch Gott über ihn verhängten kleinen, hier auf Erden oder im Jenseits zu verbüßenden zeitlichen Sündenstrafen befreit wird. Hauptsächlich sind dies die Strafen, die zur vollständigen Läuterung im sog. Fegefeuer abzubüßen sind. Da indes der längere Aufenthalt in diesem mit allen möglichen infernalen Einrichtungen und beträchtlichen Hitzegraden ausgestatteten Raume für die frommen Gläubigen nicht besonders verlockend ist, so hat die Kirche das Ablaßinstitut geschaffen, mit dessen Hilfe man auch die zeitlichen Strafen schon hier auf Erden von sich abwenden kann. Aus dem unerschöpflichen Schatze des „überschüssigen Verdienstes des Heilandes und der Heiligen" ist der Papst berechtigt, Indulgenzen zu verleihen, die einen Nachlaß der zeitlichen, einschließlich der Fegefeuerstrafen verbürgen. Die Gewinnung dieser Ablässe — vollkommene, wenn sie alle, unvollkommene, wenn sie nur einen Teil der Strafen betreffen — können auch anderen, insbesondere auch den Verstorbenen und den bereits im Fegefeuer leidenden Seelen zugewendet werden. Sie werden erworben durch bestimmte Uebungen der Frömmigkeit, Almosen, Wallfahrten, Gebete und dergl. und sind verknüpft mit gewissen Kirchen, mit Heiligentagen, Bruderschaftsandachten und anderen von den Päpsten angegebenen Anlässen. Die Ablässe wurden in früheren Jahrhunderten vielfach zu profanen Zwecken mißbraucht, namentlich um die Frommen zur Hergabe von Geld für die päpstlichen Kassen zu veranlassen. Dieser Mißbrauch war bekanntlich eine der hauptsächlichsten Beschwerden Luthers, die den Anstoß zur Reformation gegeben haben.

alle Ewigkeit verfallen*). Wenn man dies alles zusammen faßt, dann wird man auch vielleicht die sonst auffallende Tatsache erklärlich finden, daß so viele Männer, die sich zu den gebildeten Klassen zu zählen berechtigt sind, dennoch nicht aufhören, treue, ergebene Söhne der katholischen Kirche zu sein. Viel ist dabei selbstverständlich auf Rechnung der Abstammung, der Erziehung und Gewohnheit zu setzen, auf deren Macht ein mit der menschlichen Natur nur zu leicht sich verbindender Quietismus zurückzuführen

*) Während die katholische Kirche durch ihre heiligen Lehrer, durch fromme Dichter und Maler die Furchtbarkeit der ewigen Höllenstrafen in den glühendsten Farben, man möchte fast sagen, mit teuflischem Raffinement schildern ließ, und dadurch bei den Gebildeten Ekel und Abscheu, bei den gläubigen Gemütern der Frommen dagegen den beabsichtigten Eindruck der Furcht vor dem drohenden, entsetzlichen Geschicke bewirkte, sucht man vergebens nach einer befriedigenden Darstellung der ewigen himmlischen Freuden. Mit der ewigen Anschauung und Anbetung Gottes weiß man so recht nichts anzufangen; man kann sich darunter alles Mögliche, jedoch nichts vorstellen, was auf den Sinn des Menschen eine besondere Anziehung ausüben könnte. Das hat der Islam besser verstanden. Der Koran malt das himmlische Paradies, das dem Gläubigen verheißen ist, und die ihn dort erwartenden Genüsse mit solch anziehender, sinnbetörender Anschaulichkeit, daß man sich nicht wundern kann, wenn er ohne jedes Bedenken bereit ist, das kurze, geplagte Erdenleben dafür zum Opfer zu bringen. Man sieht doch, „wo und wie".

Ich habe mich auch ohne Erfolg um Auskunft über die Frage bemüht, wann denn die ewige Seligkeit als Lohn für die Guten und die Qualen der Hölle als Strafe für die Verdammten beginnen, ob gleich nach dem Tode oder erst nach vielleicht vielen Millionen Jahren, wenn nach Beendigung des tausendjährigen Reiches im jüngsten Gerichte, zu dem die Toten aus den Gräbern durch die Posaune des Engels geweckt werden, über ihr verdientes Schicksal entschieden wird.

ist. Auch die Furcht vor Aufsehen erregendem Ärgernis und vor Zerwürfnis mit seiner der katholischen Kirche von Alters her anhängenden Familie mag manchen sonst furchtlosen, vor keiner Gefahr zurückschreckenden Mann abhalten, seinem Glauben, in dem seine Frau und Kinder sich so glücklich fühlen, einer in ihrem Ergebnisse vielleicht bedenklichen, vielleicht sogar vernichtenden Kritik durch die Vernunft zu unterziehen. Die Hauptsache aber liegt darin, daß er selbst in seinem Glauben, wenn er allen Versuchungen trotzt und daran festhält, sich wohl befinden muß. Die Kirche macht ihm das Leben nicht übermäßig sauer, gestattet ihm alle Freuden und Genüsse, legt ihm keine zu schweren Pflichten auf, entbindet ihn von der Selbstverantwortung für sein Denken und Handeln und führt ihn, wenn er sich nur ruhig der Leitung ihrer Priester überläßt, mit sicherer Hand in die seligen Gefilde. Ich hatte einst Gelegenheit, dies als das eigentliche treibende Motiv zu erkennen. Bei einem Besuche, den ich von einem meiner besten Freunde, einem sehr verständigen, aber frommen, katholischen Manne erhielt, saßen in später Abendstunde — die Frauen hatten sich bereits zurückgezogen — wir beide allein bei einer Flasche edlen Rheinweins in traulichem Gespräche und kamen bald, wie das bei den Deutschen bekanntlich so üblich ist, auf die schwierigsten Probleme der Theologie und Philosophie. Ich war gerade daran, einen von ihm aufgestellten Satz zu widerlegen, und forderte ihn auf, mit dem ganzen Stolze einer freien Mannesseele allein seinem Gewissen und seiner Vernunft zu folgen, als er mich bittend mit den Worten unterbrach, ich möge doch nicht fortfahren, er könne sonst in Zweifel geraten und vielleicht gar Schiffbruch leiden an seinem Glauben, und das wäre für ihn ein fürchterlicher Gedanke.

Entweder, fügte er mit triumphierender Miene hinzu, hast du Recht oder ich. Hast du Recht, so stehen wir beide gleich; habe ich Recht, so komme ich in den Himmel und du in die Hölle! Ich habe dazu geschwiegen; gegen ein so klares Rechenexempel läßt sich nicht streiten.

Aus solcher Gefühlsstimmung heraus haben diese glücklichen Menschen es fertig gebracht, die Gebiete des Glaubens und des Denkens vollständig voneinander abzusondern und den geistigen Fähigkeiten jeden Zutritt in die Gefühlsregion zu verwehren. Sie beobachten die kirchlichen Gebote, gehen Sonntags in die Messe und in der Osterzeit zu den Sakramenten, fasten, soweit dies unumgänglich notwendig ist, essen Freitags kein Fleisch und an den sonstigen Abstinenztagen nicht Fisch und Fleisch zusammen, lassen in der Sterbestunde den Priester rufen, sichern sich ein kirchliches Begräbnis und erhalten einen Paß auf den Himmel, der von Petrus unfehlbar respektiert wird. Was will man mehr? Kann es etwas einfacheres und besseres geben?

Viele Millionen Menschen haben in der katholischen Religion, in ihren Einrichtungen und Heilsmitteln ihr Glück im Leben und Sterben gefunden. Ja, wir müssen, wenn wir objektiv urteilen wollen, zugestehen, daß die katholische Kirche durch ihre Lehren wie durch ihren Kultus auf das religiöse Gemüt des nach Ewigkeitswerten verlangenden Volkes einen eigentümlichen Zauber übt, der ihrem Glauben eine ganz gewaltige Kraft verleiht.

Eine so geartete Religion ist in hohem Grade geeignet, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf das Gemüt zu machen. Dieser Eindruck kann bei besonders zart besaiteten oder besonders kontemplativ veranlagten Naturen sich leicht bis zu einer inbrünstigen Extase steigern,

die schließlich zu einer Aufgabe der Persönlichkeit, zur Entäußerung des eigenen Denkens und Wollens führt. Einer solchen Gemütsstimmung, die in einzelnen Fällen den Anschein krankhafter Erregung gewinnt, verdankt die katholische Kirche einen großen Teil ihrer Erfolge. Die Stiftung der vielen, dem Dienste der Kirche verschiedenartig gewidmeten Orden, deren Mitglieder durch feierliche, lebenslänglich bindende Gelübde allen irdischen Genüssen und der Gemeinschaft der Familie entsagen, um alle Kräfte ungestört ihrem Berufe weihen zu können, ist ebenso darauf zurückzuführen, wie der Heldenmut der Missionare, die keine Mühe und keine Opfer scheuen, und vor qualvollem Tode nicht zurückschrecken, um den armen Seelen der in der Finsternis wandelnden Heiden die frohe Botschaft des Christentums zu predigen. Die herrlichste Blüte katholischer Religiosität verdankt aber die Kirche der aufopfernden Tätigkeit im Dienste reinster Menschenliebe, die wir an den der Krankenpflege gewidmeten Orden und Genossenschaften täglich zu bewundern Gelegenheit haben. Die barmherzigen Schwestern und die verwandten Organisationen haben vielen Tausenden kranken und elenden Menschen Trost, Linderung und Heilung gebracht; ihre selbstlosen, schweren Dienste, die sie der Menschheit geleistet haben, und für die sie nur von Gott ihren Lohn erwarten, sind unvergänglich und können nicht hoch genug gepriesen werden.*) Ihrer Wirksamkeit werden wir uns hoffentlich noch lange zu erfreuen haben;

*) Die Verdienste der anderen Religionsgemeinschaften auf dem Gebiete der tätigen Menschenliebe sind ebenfalls der größten Hochschätzung wert und sollen nicht geschmälert werden; sie treten nur infolge des Mangels einer gleich kräftigen Organisation nicht so stark in die Erscheinung.

sie ist es, die einen freien Denker mit den vielen beklagenswerten Auswüchsen des kirchlichen Lebens des Katholizismus wenigstens einigermaßen auszusöhnen vermag. Auf die übrigen Orden und Kongregationen, wenn wir vielleicht diejenigen ausnehmen, die sich mit der Waisenpflege und mit der Erziehung der weiblichen Jugend befassen, werden wir gerne Verzicht leisten; in unsere aufgeklärte, in der Kultur soweit fortgeschrittene, Zeit ragen sie hinein als fremdartig uns anmutende Gebilde der längst überwundenen Denkungsart eines weit hinter uns liegenden Zeitalters.

Alle vorstehenden Erwägungen drängen zu dem Schlusse, daß auch die katholische Kirche, vielleicht sogar in hervorragendem Maße, die Mittel besitzt, die sie zur Befriedigung des unausrottbar den Menschen innewohnenden religiösen Triebes, seiner sinnlichen Betätigung und gemeinschaftlichen Gestaltung befähigen. Es würde deshalb Torheit und geradezu verwerflich sein, wenn man versuchen wollte, das Volk über die Unhaltbarkeit seines Glaubensstandpunktes aufzuklären. Dazu ist die Zeit noch nicht gekommen. Für die rein philosophische Erfassung der Weltprobleme ist das Volk noch lange nicht reif. Das wird man der langsam, aber sicher wirkenden Aufklärungsarbeit der Zukunft überlassen müssen. Solange wir dem Volke nicht bessere, seinem Verständnisse zugängliche Lehren bieten können, solange mag es sich glücklich fühlen und selig werden in dem alten Glauben seiner Väter*).

*) Treffende Bemerkungen über diese interessante, sehr heikle Frage findet man im ersten Kapitel von „Leckys Sittengeschichte Europas". Das tragische Geschick des Mönches Serapion, der infolge der Aufklärung über das Wesen Gottes seinen Gottesglauben verlor, mag als warnendes Beispiel dienen.

Und dennoch, auch vielleicht gerade deshalb, ist es eine heilige Pflicht jedes frei und gerecht denkenden Mannes, den Katholizismus mit allen erlaubten Mitteln, vor allen mit den sicher treffenden Waffen des Geistes, auf das schärfste zu bekämpfen, wenn er in der Form des Ultramontanismus das rein religiöse Gebiet verläßt, oder wenn er sich anmaßt, der Wissenschaft und freien Forschung hemmende Schranken aufzuerlegen und dadurch dem Fortschritte der Kultur hindernd entgegenzutreten.

VI. Ultramontanismus.

Der Ultramontanismus ist die Verwendung der katholischen Religion zu kirchlich-politischen Zwecken; man könnte ihn mit kurzem Schlagworte als den weltlichen Katholizismus bezeichnen.

Die katholische Religion ist untrennbar mit der Kirche verbunden; darin besteht ihre äußere Stärke und ihre innere Schwäche.

Es ist ein Glaubenssatz der katholischen Religion, daß die Kirche im ausschließlichen Besitze der göttlichen Wahrheiten und daß deshalb nur in ihr das alleinige Heil zu finden sei. Es ist ferner katholischer Glaubenssatz, daß die Kirche, wenngleich eine menschliche Institution, doch göttlichen Ursprungs sei, der ihr göttlicher Stifter die unwiderrufliche Weisung erteilt habe, allen Völkern das wahre Evangelium zu predigen und sie dem Schoße der Kirche zuzuführen. Mit dieser Aufgabe seien ihr auch die zu ihrer Erfüllung erforderlichen Mittel gegeben. Weil dies nun bei der Halsstarrigkeit der von Natur verderbten Menschen und bei dem hartnäckigen Widerstande der höllischen Mächte mit den bloß geistigen Mitteln der Überredung und Überzeugung nicht zu erreichen ist, so müsse die Kirche auch die Machtmittel der staatlichen und sonstigen Organisationen in Anspruch nehmen, denen die Ordnung der irdischen Angelegenheiten und der Beziehungen der Menschen untereinander überlassen seien. Wie die Seele höher stehe als der Körper, in demselben Maße sei die kirchliche Gewalt der weltlichen überlegen. Weil nun nach Gottes ewigem Plane das Seelenheil der ganzen Menschheit ohne Ausnahme der Obhut der katho-

lischen Kirche anvertraut sei, so müssen auch alle staatlichen Gewalten unbedingt ihr unterworfen sein und ihr alle äußerlichen, stärker wirksamen Kräfte zur Verfügung stellen, ohne welche die Kirche ihre erhabene göttliche Mission zu erfüllen nicht imstande sei.

Das sind die kurzen Grundzüge jenes Systems, welches in unbeugsamer Konsequenz die Suprematie des Papstes, als des Oberhauptes der katholischen Kirche und sichtbaren Stellvertreters Gottes, statuiert, jenes unheilvollen Systems, welches im Mittelalter aus langen Streitigkeiten sich entwickelt, durch Bonifaz VIII. in seiner Bulle „Unam sanctam“ seine endgültige Formulierung erfahren und der Menschheit so unendlich schwere Wunden geschlagen hat.

Viele Jahrhunderte hindurch haben die katholischen Staaten den Vorrang des römischen Papstes anerkannt und ihm die staatlichen Mittel zur Verfügung gestellt, um die Reinheit des katholischen Glaubens zu bewahren, für seine Verbreitung zu sorgen und die Ketzer und Abtrünnigen der verdienten Bestrafung zu überliefern. In welcher Weise die Kirche von ihren Zwangsmitteln Gebrauch gemacht hat, das steht mit blutigen Lettern eingeschrieben im Buche der Geschichte; es ist das traurigste Kapitel der menschlichen Zivilisation.*)

---

*) Die Beurteilung wird dadurch nicht milder, daß auch nichtkatholische Staaten und Machthaber sich in gleichem oder ähnlichem Maße an der Menschheit versündigt und durch Ketzer-, Hexen- und Judenverfolgungen dem menschlichen Wahnsinne jene furchtbaren Opfer gebracht haben, die das Herz jedes Menschenfreundes mit Entsetzen erfüllen. Und das alles ad majorem dei gloriam, im Namen des göttlichen Stifters des Christentums, der aus Liebe zu den Menschen den Kreuzestod erlitten und die er-

Indes die Zeiten haben sich geändert. Was die französische Aufklärung und Revolution vorbereitet, das von den Denkern und Dichtern aller Nationen gepriesene Ideal der Gewissensfreiheit, ist im Laufe des XIX. Jahrhunderts infolge glücklicher politischer Ereignisse und infolge des rapiden Fortschrittes der Naturwissenschaften und der darauf bauenden, in die Höhe gehenden Kultur wenigstens im Prinzipe zur allgemeinen Geltung gelangt. Die Macht des römischen Papstes, dessen Tiara einst die Kronen der mächtigsten Kaiser und Könige an Glanz weit überragte, ist gebrochen. Er ist seines weltlichen Besitzes entkleidet, und der Glaube an die Wirksamkeit der Interdikte und der Bannflüche hat auch in den katholischen Staaten seine volle Kraft längst eingebüßt. In Reinkultur ist die Oberherrschaft des Papsttums wohl nirgends mehr zu finden; nur Bruchstücke davon sind in der Iberischen Halbinsel und in einzelnen Staaten Südamerikas erhalten geblieben. In den anderen Ländern zeugen Konkordate und schon morsch gewordene Gesetze mit ihren veralteten, in die neue Zeit nicht mehr hineinpassenden Vorschriften und Einrichtungen von längst verschwundener Pracht; auch sie werden der unaufhaltsam vorwärtsschreitenden Kultur mit ihren ganz anders gearteten Anschauungen nicht lange mehr Widerstand leisten können.

Dem Papsttume den verloren gegangenen Einfluß in anderer Richtung wiederzugewinnen und dadurch der katholischen Religion die frühere maßgebende Geltung in der Entwickelung aller kirchlichen und weltlichen An-

---

habene Lehre gepredigt hat: „Daran sollen Alle erkennen, daß Ihr meine Jünger seid, daß Ihr Euch einander liebet".

gelegenheiten wieder zu verschaffen, das ist das eigentliche Ziel des Ultramontanismus.

Das Ziel wird zu erreichen gesucht durch Vermittelung der äußeren Organisation der katholischen Kirche mit Hilfe der dem Priestertume nach katholischer Lehre zukommenden Machtstellung. Die Hierarchie ist ein wunderbar fein ausgeführter Bau, wie in gleicher Vollkommenheit die Welt nichts ähnliches aufzuweisen hat. Von der mit dem Scheine götttlichen Ursprungs umkleideten päpstlichen Spitze gehen im weiten Bogen die Gliederungen in untrennbarem Zusammenhange durch das in einzelne Arbeitsministerien geteilte Kardinalskollegium, die Erzbistümer, Bistümer und Abteien, durch die von ihnen abhängenden Pfarreien und Orden hindurch bis zu den einzelnen Geistlichen und Brüdern an den ihnen genau angewiesenen Stellen, und durch sie bis zum gläubigen Volke, in dem die den Bau tragenden Säulen ihren unbeweglichen Ankergrund gefunden haben. Vergleichbar ist sie einer gewaltigen Maschinerie, die mit ihren Ketten den ganzen Erdkreis umklammert, deren nie rostende Räder in unaufhörlichem Getriebe stets tadellos ineinander greifen und mit ihrer unermeßlichen Kraft jeden Widerstand zu brechen vermögen. Mit dem leisesten Drucke der römischen Kurie wird die Maschine gelenkt und in Bewegung gesetzt; was der Pontifex maximus will und befiehlt, wird der Welt feierlich verkündet und von der gläubigen Masse des Volkes in kindlicher Verehrung befolgt. Daß dies auch wirklich geschieht, das verdankt die Ecclesia militans jenem zweiten Faktor, dem die Berührung mit dem Volke vermittelnden Priestertume.

Nach katholischer Lehre ist der Priester der ausschließliche und notwendige Vermittler zwischen dem

Menschen und der Gottheit, der mit sakramentalem Charakter ausgestattet ist und schon deshalb von niemandem auf der ganzen Welt ersetzt werden kann. Nur durch den Priester können wir die göttliche Gnade erwerben, durch die uns im künftigen Leben die ewige Seligkeit gewährleistet wird. Er allein verwaltet und spendet die Sakramente, nur er vermag uns von der Sünde loszusprechen und uns vor den ewigen Strafen zu bewahren, er ist es, der „uns selig sprechen und verdammen" kann*). Um seines Amtes, das ihn zum direkten Vertreter Gottes erhebt, würdig zu walten, hat ihm die Kirche durch den Zölibat den Heiligenschein überirdischer Tugendhaftigkeit verliehen, die ihn vor den Versuchungen fleischlicher Begierden bewahren soll. Durch diese über die anderen Menschen sie weit erhebende Stellung hat die Priesterkaste eine ungeheuere, fast unwiderstehliche Macht erlangt. Zwar ist ihr nach der reinen Lehre lediglich die Sorge um das Heil der Seelen übertragen; allein Seele und Körper lassen sich nicht trennen; die beiden Gebiete greifen überall ineinander über. Weil nun die Seele den unbedingten Vorrang behauptet, muß der ganze Mensch, auch in seinem äußeren Handeln und Streben, sich allem unterwerfen, was die höhere Einsicht der Kirche für das Wohl der Seele erforderlich erachtet.

---

*) Das Bewußtsein von der erhabenen Bedeutung der priesterlichen Würde hat sich wiederholt zu krankhaftem Paroxismus gesteigert und in überschwenglicher Schilderung einen Ausdruck gefunden, der nur als offene Blasphemie gebrandmarkt werden kann. Ich brauche nur zu verweisen auf den Hirtenbrief des Fürstbischofs von Salzburg vom 2. Februar 1905, der so unglaublich klingt, daß man ihn gerne für eine Fälschung halten möchte.

Diese gewaltige Macht der Geistlichkeit ist die furchtbare Waffe, deren sich der Ultramontanismus bedient, um seine verbrecherischen Zwecke zu erreichen. Nach vierfacher Richtung treten die Wirkungen in die Erscheinung.

Zunächst sucht man die Schulen der geistlichen Oberleitung zu unterwerfen und in streng durchgeführter konfessioneller Absonderung die harmlosen Gemüter unschuldiger Kinder vor der Gefahr zu behüten, durch die Berührung mit Kindern, deren Eltern einer anderen Religion angehören, von dem Gifte des Unglaubens angesteckt zu werden*).

Sodann ist man mit großem Erfolge bemüht gewesen, das ganze katholische Volk zu gliedern und in straffen Organisationen zusammenzuhalten. Dies Absonderungsprinzip hat allmählich dahin geführt, daß unter der Leitung der Geistlichkeit überall für alle Klassen und Berufsstände der Bevölkerung sich Vereine und Kongregationen mit katholischer Flagge gebildet haben. Die Arbeiter, die Handwerker, die Kaufleute und die Beamten, die Jungfrauen und die Jünglinge, die Männer und die Frauen finden sich in solchen Vereinen zusammen, die keinen anderen Zweck verfolgen, als ihre Mitglieder mit dem Bewußtsein, Angehörige der heiligen römisch-katholischen Kirche zu sein, zu durchdringen und vor den Gefahren dieser Welt, vor dem Umgange mit den Un-

*) Das Bestreben, die Jugend in rein katholischer Zucht abzusperren, beschränkt sich nicht auf die eigentliche Volksschule, umfaßt vielmehr auch die mittleren und höheren Schulen und gipfelt in dem Plane der Gründung katholischer Universitäten. Daß es eine besondere katholische Wissenschaft gebe, das ist die wahnwitzige Vorstellung, die derartigen Bestrebungen zugrunde liegt.

gläubigen zu beschützen. Alle sind in derselben Weise organisiert. An der Spitze steht ein Kaplan oder anderer Geistlicher als Präses, dessen Namenstag jährlich gebührend gefeiert wird. Die Mitglieder verpflichten sich zu besonderen kirchlichen Übungen, gehen häufig und zwar gemeinschaftlich, zu den Sakramenten, treten bei den Prozessionen in geschlossener Reihe mit fliegenden Fahnen auf und feiern auf ihre Art ihre jährlichen Feste. Der gebildete Teil der Katholiken kommt hierbei weniger in Betracht, es handelt sich um die breite Masse des Volkes, die, der eigenen Denktätigkeit längst entwöhnt, sich bereitwillig der geistlichen Führung überläßt. Wesentlich wird diese Aufgabe erleichtert dadurch, daß der weitaus größte Teil des Klerus, wenigstens ist dies in Deutschland der Fall, sich aus den niederen Klassen des Volkes rekrutiert*). Das erleichtert das gegenseitige Verständnis. Das Volk folgt vertrauensvoll

*) In früheren Jahrhunderten war dies anders, als auf der einen Seite die Bistümer den Prinzen der katholischen Fürstenhäuser als Ersatz für die Apanage zufielen und auf der anderen Seite die naturwissenschaftlichen Errungenschaften der neueren Zeit den gebildeten Katholiken den Gegensatz von Theologie und Wissenschaft noch nicht zum vollen Bewußtsein gebracht hatte. Auch jetzt kann noch jeder Priester, auch wenn er geringer oder gar verächtlicher Familie entstammt — und das ist zweifellos ein bestechender Zug der katholischen Hierarchie —, die höchsten kirchlichen Würden erreichen und sogar den päpstlichen Stuhl besteigen. Die Papstgeschichte liefert ja dafür erfreuliche Beispiele; die große Mehrzahl der Päpste wurde freilich den römischen Patriziergeschlechtern entnommen. Im Gegensatz zu den meist hochgebildeten protestantischen Geistlichen, von denen die meisten aus sog. besseren Familien, insbesondere aus dem Pfarrhause selbst, hervorgegangen sind, merkt man doch selbst bei den höchsten Würdenträgern der katholischen Kirche nur zu oft und deutlich die Kinderstube, in der ihre Wiege gestanden hat.

den Führern, die seinen eigenen Reihen entstammen, die das Empfinden des Volkes aus eigener Anschauung verstehen und ihren Gedanken einen ihm verständlichen Ausdruck zu geben wissen. Den Geistlichen wird es dadurch leicht gemacht, der lenksamen, aber unverständigen Masse des Volkes die Lehre einzuprägen, daß das Seelenheil durch den Verkehr mit Andersgläubigen in Gefahr gerate und nur der Anschluß an die eigenen Glaubensgenossen mit den Vorschriften der katholischen Religion zu vereinigen sei. Diese Absperrung hat sich allmählich auf alle Kreise, auf alle gesellschaftlichen Beziehungen erstreckt und nachgerade beunruhigende Dimensionen angenommen, so daß der konfessionelle Frieden der Staatsbürger ernstlich gefährdet erscheint. Freilich wird der Plan, das connubium et commercium gänzlich aufzuheben, sich wohl schwerlich verwirklichen lassen. Aber die darauf hinzielenden Bestrebungen werden auf die Dauer nicht nur als provozierende Beleidigungen, sondern auch als so starke Beeinträchtigungen des wirtschaftlichen und geselligen Verkehrs empfunden werden, daß eine, wenn auch nicht friedliche Beseitigung solch unleidlicher Verhältnisse nicht zu vermeiden sein wird*). Jene von den

---

*) Die Untramontanen haben diese doch so nahe liegende Gefahr bisher mit einer gewissen höhnenden Geringschätzung behandeln können, weil der innere, kaum aufzuhebende Zwiespalt in den nichtkatholischen Bevölkerungsklassen es zu einheitlichen energischen Abwehrmaßregeln nicht kommen läßt. Die verwandten Versuche der protestantischen Orthodoxie haben es nur zu verhältnismäßig schwachen Kopien gebracht; es fehlt ihnen jene Kraft, die nur dem religiösen Fanatismus der ungebildeten, ewig blinden Menge des Volkes entspringt.

Der hervorragende katholische Professor Schell hat gegen

katholischen Geistlichen gegründeten Vereine verschiedenster Observanz bilden die gut einexerzierten Gardetruppen, deren der Ultramontanismus bedarf, um auf dem wichtigsten Gebiete den Kampf mit Erfolg führen zu können, den Kampf um die politische Herrschaft in Staat und Kommune.

In allen Staaten, vorzugsweise aber in den Staaten mit konfessionell stark gemischter Bevölkerung, haben sich die glaubenseifrigen Katholiken zu besonderen Parteien zusammengeschlossen, die unter dem trügerischen Vorgeben, die Gesamtinteressen des Volkes zu vertreten und zugleich die angeblich bedrohten Rechte der katholischen Kirche zu wahren, tatsächlich nur die Geschäfte der römischen Hierarchie besorgen. Nirgends hat sich diese unheilvolle Verquickung von Religion und Politik in so abschreckender Gestalt gezeigt, als im Deutschen Reiche. In den Einzellandtagen und besonders im Deutschen Reichstage wird der Ultramontanismus vertreten durch eine festgeschlossene Partei, die Zentrumspartei. Eine politische Partei hat nur Existenzberechtigung, wenn sie bestimmte politische Anschauungen vertritt und bestimmte politische Ziele verfolgt. Die Mitglieder des Zentrums gehören aber den verschiedensten, ja entgegengesetzten politischen und volkswirtschaftlichen Richtungen an, und werden ganz allein zusammengehalten durch ihre Zugehörigkeit zur katholischen Kirche, deren angebliche religiöse und weltliche Interessen zu verteidigen sie sich ver-

---

die Absperrungspolitik seiner Kirche warnend seine Stimme erhoben und deren schließliche Folge richtig mit den Worten gekennzeichnet:

„Wer Isolierung sucht und braucht, ist der Inferiorität verfallen."

pflichtet fühlen. Daraus ergibt sich die innere Unwahrhaftigkeit der Partei von selbst. Die Verfolgung kirchlicher Zwecke durch politische Machtmittel muß notwendig die Schmälerung und Schädigung der staatlichen Zwecke zur Folge haben und schließlich jenen beklagenswerten Zwiespalt erzeugen, an dem seit langer Zeit das deutsche Volk zu leiden hat. Daß die katholische Kirche dies fertig gebracht hat, ist der klarste Beweis für die gewaltige Macht, die ihr in ihrer Priesterschaft zu Gebote steht.

Gewiß gibt es noch immer viele brave Katholiken, die es ablehnen, sich dem unwürdigen Joche zu beugen, die unerschrocken ihrer politischen Überzeugung folgen; gewiß hat es auch viele edle Priesternaturen gegeben, die sich gegen die Übernahme der ihnen zugedachten unwürdigen Rolle gesträubt haben; es sind ihrer aber leider immer weniger geworden. Die große, ausschlaggebende Masse des Volkes ist widerstandslos der Herrschaft der Geistlichen preisgegeben und läßt sich von ihnen zur Wahlurne treiben. Es ist ein widerliches Schauspiel, wenn man bei den Wahlen beobachten muß, wie die Priester, denen das Heil der Seelen anvertraut ist, ihr Hirtenamt in der schnödesten Weise mißbrauchen, wenn sie an die Spitze der Wahlkomitees treten, die Wahlversammlungen leiten und statt der Liebe nur Haß und Zwietracht predigen. Daß sich dieser Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken einst bitter rächen wird, liegt auf der Hand. Mit jedem, wenn auch nur unmerklichen Fortschritte der Kultur, der sich auf die Dauer auch die breiten Schichten des Volkes nicht entziehen können, rückt immer näher heran der Tag, an dem auch den betörten Katholiken die Augen aufgehen und sie erkennen werden, daß sie zur Vertretung ihrer weltlichen Rechte und Interessen

der priesterlichen Bevormundung nicht bedürfen. Sie werden sich dann aus ihren unerträglichen Banden befreien; es ist nur zu befürchten, daß auch ihr religiöses Bewußtsein selbst dadurch unersetzlichen Schaden erleiden wird. Auf die Dauer wird auch der Staat, um weiteren Gefahren vorzubeugen, zu eingreifenden Maßregeln sich gezwungen sehen. Staatsrechtlich wird es sich leicht begründen lassen, und der Vergleich mit anderen Ländern legt es nahe, den Geistlichen aller Konfessionen das aktive und passive Wahlrecht zu entziehen und im Interesse der Freiheit der Wahlen den Mißbrauch geistlicher Beeinflussung unter Strafe zu ziehen*).

Endlich verfügt der Ultramontanismus über eine weitverzweigte, äußerst scharf disziplinierte Parteipresse, deren Organe die klerikalen Herrschaftsgelüste bedingungslos unterstützen, die Gegner mit allen, auch den verächtlichsten Waffen bekämpfen, im übrigen sich weder um die Gesetze des Denkens noch um die Regeln des Anstandes kümmern, im Abonnenten- oder Annoncenfangen Unglaubliches leisten und die Taschen ihrer frommen Verleger mit klingendem Lohne füllen. Immerhin tritt doch ein Unterschied hervor. Die großen, führenden Zeitungen, die die Geltung als offizielle Publikationsorgane in Anspruch nehmen, suchen sich, soweit dies ihre Kampfesweise überhaupt zuläßt, einer

*) Wie unendlich tief das sittliche Niveau durch die Verquickung von Religion und Politik sinken kann, das haben wir mit erschreckender Deutlichkeit in Frankreich erlebt. Die Haltung der klerikalen Partei, die im Dreyfus-Prozesse mit ihrer ganzen Macht geschlossen für einen unerhörten Justizmord, für die grausame Verurteilung eines unschuldigen Mannes, in die Schranken trat, ist ein unauslöschlicher Schandfleck auf der Soutane der französischen Geistlichkeit.

gewissen vornehmeren Tonart zu befleißigen und sich mit einem Scheine wissenschaftlichen Geistes zu umgeben, durch den freilich nur das harmlose Gemüt eingeschworener, gläubiger Parteigänger sich täuschen lassen kann. Die kleine Lokalpresse dagegen, die in unmittelbarer Abhängigkeit zu der Kaplanokratie steht, glaubt von allen Rücksichten entbunden zu sein und legt sich in der Wahl ihrer Kampfmittel nicht den geringsten Zwang auf. Diese Blätter wissen ganz genau, wie das ungebildete Volk zu behandeln ist. Je wüster und toller das Geschrei, desto sicherer wird es wirken. Ihre Tendenz geht nach zwei Hauptrichtungen. Einmal suchen sie den Staat und die staatlichen Einrichtungen zu diskreditieren, führen bewegliche, sachlich aber ganz unhaltbare Klagen über Intoleranz und Zurücksetzung der Katholiken und verkünden das Heil der Welt durch die Unterwerfung unter die Herrschaft des römischen Papsttums. Sodann aber richtet sich ihre ganze Wut gegen den Liberalismus. Instinktiv ahnen die Dunkelmänner, daß die liberalen Ideen es sind, auf denen der stets wachsende Fortschritt der Erkenntnis und der Kultur beruht. Vor ihnen das Volk zu bewahren, betrachten sie deshalb als ihre vornehmste Aufgabe. Sie greifen dabei zu den verwerflichsten Mitteln und scheuen nicht vor den schwersten Verdächtigungen und Verleumdungen zurück, um den gehaßten Feind, den Liberalismus und seine Vertreter, tödlich zu treffen. Der Ton ist oft unglaublich roh und zeugt von einer beklagenswerten niedrigen Gesinnung; etwas ähnliches weisen nur noch die schlimmsten Auswüchse der sozialdemokratischen Skandalpresse auf*).

*) Die entsittlichenden Wirkungen der verhetzenden Preß-

Charakteristisch für die streng katholischen Zeitungen ist der übrige Inhalt, der nicht der Parteitätigkeit im eigentlichen Sinne gewidmet ist. Zum großen Teile besteht er aus Mitteilungen über Primizen und Jubiläen der Geistlichen, über Feste der Bruderschaften und sonstiger kirchlicher Vereine, über Gebetsanordnungen und Missionen, über Wallfahrten und Fronleichnamsprozessionen und ähnliche Äußerlichkeiten, für die von einem normalen Menschen nicht das geringste Interesse erwartet werden kann. Es ist erstaunlich, aber auch tief traurig, welch öde und geist-

---

polemik treten immer erschreckender hervor. Welche Verheerung sie selbst in gutartigen Naturen anzurichten vermag, mußte ich zu meinem Leidwesen vor kurzem erfahren. Einer meiner ältesten Freunde, ein überzeugungstreuer Katholik, hatte sich bisher von der Politik ferngehalten, war insbesondere jedem politischen Parteigezänk mit ängstlicher Vorsicht aus dem Wege gegangen und hatte es bisher meisterhaft verstanden, die sonst nicht immer harmonierenden Vorzüge kirchlicher Frömmigkeit und staatstreuer Gesinnung glücklich in sich zu vereinigen. Seine Kenntnisse in politischen Fragen waren äußerst mangelhaft; er schöpfte seine ganze Belehrung aus den ultramontanen Zeitungen, die zu halten und zu unterstützen er als Gewissenspflicht betrachtete. Als er kürzlich durch Zufall in eine politische Diskussion geriet, glaubte er es mit seiner Frömmigkeit vereinbaren zu können, die schamlosesten Verleumdungen über eine große liberale Partei sich zu eigen zu machen und ohne Scheu als seine Ueberzeugung zu proklamieren. Ist es nicht beschämend und betrübend, bei sonst edeldenkenden Männern eine solche Verwirrung der einfachsten Moralbegriffe konstatieren zu müssen?!

Wie mag es erst aussehen in den Köpfen und Herzen der blöden Menge, deren geringe geistige Nahrung sich auf die armselige Kost beschränkt, die ihr in den ultramontanen Parteiblättchen und in den auf gleichem Niveau stehenden kirchlichen Vereinen vorgesetzt wird!

lose Kost man dem armen Volke vorzusetzen wagt. Aber der Zweck wird erreicht. Gerade die Presse trifft einen Hauptteil der Schuld, daß die große Masse des katholischen Volkes in der Finsternis abergläubischen Wahnes festgehalten wird, die die Lichtstrahlen der auf wissenschaftlicher Erkenntnis beruhenden Bildung nicht zu durchdringen vermögen.

Die so organisierte, mit gewaltigen Machtmitteln ausgestattete Kirche, die ecclesia militans, muß nicht nur den gesellschaftlichen Frieden zerstören und das Verkehrsleben bedenklich beeinflussen, sie ist und bleibt eine fortwährende ungeheure Gefahr für die Rechts- und Machtstellung des Staates und für die Entwickelung der menschlichen Kultur.

Das Verhältnis von Kirche und Staat beruht nach katholischer Lehre auf dem von Bonifaz VIII. in seiner Bulle „Unam sanctam“ formulierten Satze von der absoluten Unterordnung des Staates unter die Kirche. „Die weltliche Gewalt, sagt Thomas von Aquin, ist der geistlichen untergeordnet, wie der Leib der Seele“. Es ist die noch jetzt geltende berüchtigte Theorie, wonach jeder Mensch in geistlichen wie in weltlichen Dingen der Autorität des Papstes unterworfen sei*), und daß, um diese zu sichern, Gott dem Papste zwei Schwerter verliehen habe, von denen das eine die Kirche selbst gebrauche, das

*) Herrlich und mit würdevoller Überlegenheit ist diese päpstliche Anmaßung zurückgewiesen von Bismarck in dem an Pius IX. gerichteten Antwortschreiben Kaiser Wilhelms vom 3. September 1873.

andere aber vom Papste dem Kaiser weiter verliehen sei, um es für die Kirche zu führen.

Dies ist die offizielle, vom päpstlichen Stuhle stets schroff festgehaltene Lehre, die selbstverständlich auf den entschlossenen Widerstand der ganzen Welt, auch der meisten katholischen weltlichen Mächte, gestoßen ist. Die gutgemeinten, einem gewissen Schamgefühle entsprungenen Abschwächungsversuche einzelner katholischer Gelehrten vermögen daran nichts zu ändern. Die Kirche hat auch immer und überall, wo sich ihr Gelegenheit geboten hat, ihrer Theorie praktische Geltung zu verschaffen und den Widerstand durch Drohung und Gebrauch der Machtmittel zu brechen gesucht. Die Päpste haben bis in die neueste Zeit alle staatlichen Gesetze und Einrichtungen mit dem Anathem belegt, die wirklich oder auch nur scheinbar die kirchlichen Lehren nach irgend einer Richtung verletzten oder das Abhängigkeitsverhältnis des Staates von der Kirche außer Acht ließen.

Die Päpste haben stets das Recht für sich in Anspruch genommen, ketzerische Fürsten abzusetzen und die Beamten des von ihnen geleisteten Treueides zu entbinden*).

---

*) Einen klassischen Beleg hierfür liefert Calixtus III., der den Dr. Knorr, den Rat des Kurfürsten von Brandenburg, durch Aeneas Sylvius Piccolomini provisorisch des Eides der Treue gegen seinen Herrn entbinden ließ, um von ihm Mitteilungen und Gefälligkeiten zu erhalten, die mit seiner Amtspflicht unverträglich waren. Es ist von großem historischen Interesse, daß Aeneas Sylvius derselbe ist, der auf dem Konzile zu Basel als Bischof und Legat die Rechte der Kirchenversammlungen gegen die Päpste verteidigte, später als Papst Pius II. gegen alle von ihm zur Schmälerung des päpstlichen Ansehens getanen Äußerungen widerrief. Ist es nicht literarisch sehr interessant, daß

Wo sie nur irgendwie Grund zu dem Argwohne zu haben glaubten, daß die päpstlichen Praerogative oder die Lehren der alleinseligmachenden Kirche bedroht werden könnten, haben sie protestiert und verdammt. So haben sie den westfälischen Frieden, der dem unheilvollen dreißigjährigen Kriege ein Ende machte, verworfen und gegen die Konstituierung des Königreichs Preußen, weil ohne ihre Zustimmung erfolgt, feierlich Einspruch erhoben, so haben sie eine ganze Reihe von Verfassungen und Gesetzen in den verschiedensten Staaten als der katholischen Kirche zuwiderlaufend kraft ihrer päpstlichen Autorität für nichtig erklärt und den Untertanen bei Vermeidung der kirchlichen Strafen geboten, derartigen gottlosen Gesetzen den Gehorsam zu versagen.*)

Wenn man nun bedenkt, daß unter das Gebiet der Moral, auf dem der Papst unfehlbar ist, nach katholischer, nicht angezweifelter Auffassung das ganze weite Gebiet der Politik fällt, so ist es einleuchtend, welche immense Gefahr für den Staat und seine Einrichtungen der Ultramontanismus bedeutet, dessen Anhänger nach ihrem

---

eben derselbe Aeneas Sylvius es gewesen ist, der den stark erotisch angehauchten Liebesroman „Euryalus et Lucretia“ geschrieben hat?

*) In der päpstlichen Allokution vom 22. Juni 1868, durch welche die österreichische Verfassung für „durchaus nichtig und für immer ungültig“ erklärt wurde, heißt es wörtlich: „Die Urheber derselben aber, besonders die sich Katholiken zu sein rühmen, und alle, welche die besagten Gesetze vorzuschlagen, zu beschließen, zu approbieren und auszuführen sich unterfangen, ermahnen und beschwören wir, der Zensuren und geistlichen Strafen zu gedenken, welche nach den apostolischen Konstitutionen und den Dekreten der ökumenischen Konzilien diejenigen ipso jure treffen, welche die Rechte der Kirche verletzen.“

katholischen Gewissen, wenn sie nicht der ewigen Seligkeit verlustig gehen wollen, verpflichtet sind, mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln rücksichtslos die Ansprüche des Papsttums zu verteidigen und zur Anerkennung zu bringen.

Noch verhängnisvoller und verderblicher erscheint der Ultramontanismus, wenn man das Unheil betrachtet, welches durch seine Wirksamkeit unserer ganzen Kulturentwickelung droht.

Die erste Grundlage unserer modernen Kultur ist die unbedingte Freiheit des Gewissens und des Glaubens, des Bekenntnisses und der Ausübung des Kultus, soweit dadurch nicht der öffentliche Friede gestört und die Rechte der anderen Bürger geschädigt werden. Diese allgemeinen Menschenrechte, der unmittelbare Ausfluß des Toleranzgebotes, stehen aber in unvereinbarem Gegensatze zu den Prinzipien der alleinseligmachenden Religion der katholischen Kirche. Die Päpste haben deshalb niemals aufgehört, die Glaubens- und Gewissensfreiheit sowie die Gleichberechtigung der Konfessionen für verbrecherischen Wahnsinn zu erklären und alle Bestrebungen, den Andersgläubigen, namentlich den Protestanten, dieselben politischen Rechte wie den Katholiken zu gewähren und ihnen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes zu gestatten, durch Drohung mit den kirchlichen Strafen zu hintertreiben gesucht. So hat die Kurie noch verfahren im Laufe des XIX. Jahrhunderts, als katholische Staaten, wie Belgien, Bayern, Österreich und Spanien, dem Zuge der fortschreitenden Aufklärung folgend, sich gezwungen sahen, endlich den Angehörigen der anderen Konfessionen die ihnen nur zu lange vorenthaltenen Rechte gesetzlich zu gewährleisten.

Seit dem Vatikanischen Konzile sind diese kulturfeindlichen Prinzipien der römischen Kurie, wie sie von Pius IX. in seiner Enzyklika „Quanta cura“ und dem Syllabus von 1864 formuliert und von den beiden folgenden Päpsten bestätigt worden sind, integrierender Bestandteil der katholischen Kirche geworden. Der Ultramontanismus, der in der Zentrumspartei seine politische Vertretung findet, hat die Aufgabe, die Prinzipien der katholischen Kirche zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, und die Anhänger des Zentrums sind, wenn sie nicht aufhören wollen, Katholiken zu sein, durch ihr religiöses Gewissen verpflichtet, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dazu mitzuwirken.

Man sieht, welche Güter von unschätzbarem Werte auf dem Spiele stehen, und welche Rückschritte in der Kulturentwickelung uns drohen würden, wenn es dem Ultramontanismus gelingen sollte, auch nur vorübergehend zur Herrschaft zu gelangen.

Die große Mehrzahl der Katholiken, welche über die erforderliche Bildung verfügt und sich den Kern echten Menschentums gewahrt hat, wagt es nicht, über die Konsequenzen ihrer gegenwärtigen Glaubenslage nachzudenken. Sie fürchten sich vor ihrer eigenen Vernunft*).

---

*) Wir dürfen indes nicht verzagen und uns der Hoffnung hingeben, daß die Zeit nicht mehr zu fern ist, in der das Licht der Aufklärung die dunklen Wolken verteilt und immer weitere Kreise der gebildeten Katholiken mit der Überzeugung durchdringt, daß gerade die Liebe zu ihrer angestammten Religion sie zwingen muß, den religiösen von dem politischen Katholizismus, dem Ultramontanismus, scharf zu trennen. Dann werden auch bei uns immer mehr Männer erstehen, die dem Beispiele des mutigen Serviten Fra Paolo Sarpi folgen, der, ohne seinem

Die zweite Grundlage der modernen Weltanschauung ist die unbeschränkte Freiheit der Forschung und der Wissenschaft. Das führt uns von selbst zu der Frage nach dem Verhältnis des Katholizismus zur Wissenschaft.

---

religiösen Bekenntnis untreu zu werden, schon im sechszehnten Jahrhundert den politischen Machtgelüsten des römischen Papsttums mannhaften und erfolgreichen Widerstand leistete.

VII. Katholizismus und Wissenschaft.

Es ist eine längst konstatierte Tatsache, daß die wirtschaftliche Lage der Andersgläubigen, insbesondere der Protestanten, durchschnittlich eine bessere ist als die der Katholiken. Die Erklärung ist in einer Reihe äußerer, zusammenwirkender Ursachen zu suchen. Es kommen hierbei in Betracht die überflüssigen Feiertage, das strenge Verbot der Sonntagsarbeit, der vorgeschriebene und freiwillige häufige Kirchenbesuch, die Vorbereitungen zum Empfange der Sakramente, die mannigfachen Andachtsübungen in- und außerhalb der Kirche, die Geld und Zeit kostenden Feierlichkeiten der kirchlichen Vereine und noch manches andere, was der Glaube frommer Gemüter für ersprießlich hält, um sich die ewige Seligkeit zu sichern. Das sind nicht etwa Kleinigkeiten, die keine Beachtung verdienen. Wenn man alles zusammenrechnet, kommt eine gewaltige Summe von Zeit und Kraft heraus, die in unfruchtbarem Dienste religiöser Zwecke der nützlichen Arbeit entzogen wird. Dazu tritt im Gegensatze zu dem frischen, zur tätigen Arbeit anspornenden protestantischen Prinzipe der Selbstverantwortlichkeit der der katholischen Religion eigentümliche kontemplative Zug, der sich leicht mit einem gewissen Fatalismus paart und nichts von der Tätigkeit der sündigen Menschen, aber alles von der Gnade der Vorsehung erwartet. Parallel und mitwirkend dazu läuft die geistige Rückständigkeit der Katholiken, die, früher stets mit Entrüstung geleugnet, seit einigen Jahren von den bedeutendsten katholischen Gelehrten mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns hat zugestanden werden müssen. Es ist ein interessantes und mit Rücksicht auf die künftige Kulturentwickelung äußerst lohnendes Beginnen,

sich über die Gründe dieser an sich höchst auffallenden Erscheinung klar zu werden. Auffallend ist die Erscheinung deshalb, weil die an sich gerechtfertigte Annahme durch die Erfahrung bestätigt wird, daß die Katholiken durchschnittlich von Natur mit denselben geistigen Anlagen begabt und von demselben Streben nach geistiger Fortbildung und Erkenntnis der Wahrheit erfüllt sind wie die anderen Menschen. Auch im Wesen und in der Lehre der katholischen Religion selbst ist ein ausreichender Erklärungsgrund nicht zu finden. Alle Offenbarungsreligionen sind mit vielfachen Wundern und Glaubenssätzen belastet, die mit den menschlichen Denkgesetzen und den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung im schroffen Widerspruch stehen. Trotzdem haben sich dadurch vor und nach der Glaubensspaltung die dem katholischen Glauben angehörenden hervorragenden Männer der Wissenschaft nicht abhalten lassen, in edlem Wettstreite sich an dem kulturellen Fortschritte der Menschheit zu beteiligen und der wissenschaftlichen Erkenntnis immer weitere Bahnen zu eröffnen. Auch Kopernikus, Galilei und Keppler, auch Pascal waren überzeugte Katholiken. Zwar hat das Kirchenregiment von jeher — am prägnantesten wird dies durch das Schicksal Galileis illustriert — jede selbständige geistige Regung zu hemmen versucht und tatsächlich bis ins XIV. Jahrhundert hinein den allgemeinen Kulturfortschritt aufzuhalten vermocht. Allein immerhin beschränkte sich dieser Widerstand auf solche Forschungen, die den Fundamentalsätzen des katholischen Glaubens, wie sie im apostolischen Glaubensbekenntnisse und in den Beschlüssen der allgemeinen Konzile festgelegt sind, und gewissen vermoderten, dem Alten Testamente entnommenen Vorstellungen gefährlich zu werden drohten. Die Kirche

hat indes ihren ablehnenden Standpunkt in den wichtigsten Fragen nicht aufrecht zu erhalten vermocht, vielmehr sich dem fortschreitenden wissenschaftlichen Bewußtsein allmählich unter immer schwächer werdenden Vorbehalten akkomodiert. Darüber hinaus wurde zwar die freie Forschung weltlicher Gelehrsamkeit nicht gerne gesehen, aber doch nicht mit den erdrückenden Machtmitteln der kirchlichen Autorität bekämpft. Mit Freude können wir deshalb konstatieren, daß bis in die neueste Zeit hinein auch die katholische Welt sich erfolgreich an den schwierigen Arbeiten der Wissenschaft beteiligt und geistvolle Vertreter in ihren Dienst gestellt hat. Gerne will ich auch bei dieser Gelegenheit anerkennen, daß namentlich aus dem Jesuitenorden ausgezeichnete Männer hervorgegangen sind, die durch ihre glänzenden Gaben auch auf den Gebieten der exakten Wissenschaften, insbesondere der Mathematik, einzelnen Teilen der Naturlehre und der Astronomie, die Entwickelung der menschlichen Kultur durch wertvolle Errungenschaften gefördert haben.

Das alles hat sich jetzt wesentlich verändert durch die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils; durch das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes ist die katholische Kirche ihrem innersten Wesen nach eine ganz andere geworden*). Bis dahin durften die Katholiken auch den

*) Mit den Streitigkeiten, welche der Pulikation des Dogma vorausgingen, und den erheblichen Bedenken, welche vom theologischen Standpunkte aus, namentlich durch die deutschen Vertreter, erhoben wurden, werde ich mich selbstverständlich nicht befassen; sie interessieren nur die Theologie, nicht aber die Wissenschaft.

Papst für einen dem Irrtum unterworfenen Menschen halten und brauchten seinen Ansprüchen nur soweit Glauben zu

---

Nur drei Punkte, die ein allgemeines Interesse beanspruchen dürfen, will ich kurz erwähnen:

1. Nach dem als maßgebend anerkannten Lerin'schen Satze durfte nur das als allgemeiner Glaubenssatz angenommen werden, „quod semper, ubique et ab omnibus creditum est". In dem kleinen amtlichen Katechismus der Münsterschen Diözese aus dem Jahre 1869 wird auf die Frage: „Müssen die Katholiken an die Unfehlbarkeit des Papstes glauben?" die Antwort gegeben: „Nein, die Unfehlbarkeit des Papstes ist kein Glaubenssatz der katholischen Kirche." Als sich nun die Notwendigkeit ergab, den Katechismus nach den Vatikanischen Beschlüssen zu berichtigen, scheute man bei der großen Menge der noch vorhandenen Exemplare wohl vor den Kosten des Einstampfens und des Neudrucks zurück und fand es auch wohl zu kostspielig, das ganze Blatt herauszunehmen und durch ein neues, berichtigtes Blatt zu ersetzen. Man begnügte sich damit, eine Seite mit der berichtigten, bejahenden Antwort auf die alte Seite aufzukleben. Der alte Text blieb durchscheinend deutlich sichtbar. Gibt es ein einfacheres Verfahren, ein neues Dogma als alten Glaubenssatz erscheinen zu lassen?

2. Als in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts in England endlich die Aufhebung der gegen die Katholiken gerichteten, harten intoleranten Gesetze mit Ernst in Angriff genommen wurde, war die stärkste Waffe der Gegner die Behauptung, daß die Katholiken an die Unfehlbarkeit des Papstes zu glauben verpflichtet seien, eine Behauptung, die im Falle ihrer Richtigkeit von unbedingt abschreckender Wirkung sein und das Gesetz unmöglich machen mußte. Erst als die irischen Bischöfe die eidliche Versicherung abgegeben hatten, daß die Unfehlbarkeit des Papstes nicht Glaubenssatz der katholischen Kirche sei, konnte der Widerstand gebrochen und die lange ersehnte Emanzipation der Katholiken durchgeführt werden.

3. Nach katholischer Lehre zwingt das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes mit unabweisbarer Konsequenz zu der

schenken, als sie mit den ein für allemal festgelegten Dogmen und, soweit dies damals als erlaubt galt, mit der eigenen Vernunft und ihren Gesetzen sich in Übereinstimmung befanden. Jetzt hatte sich das mit einem Schlage verändert. Die Kirche war jetzt in der Tat zu einer „Magd des Papstes" und damit zu der untergeordneten Stellung herabgewürdigt, die ihr schon im Anfange des XVI. Jahrhunderts der bekannte Dominikanergeneral und spätere Kardinal Kajetanus, allerdings unter starkem Widerspruch anderer kirchlicher Autoritäten, hatte zuweisen wollen. Alle vom Papste ex cathedra erlassenen Publikationen (und was als solches zu gelten

---

Annahme, daß alle Päpste ohne Ausnahme mit dieser göttlichen Gabe begnadet gewesen sind. „Die Unfehlbarkeit, wo sie immer erscheint, ist die Signatur des Göttlichen", so bezeugt Hettinger, der ausgezeichnete katholische Apologet des Christentums. Dann müßten an der Irrtumslosigkeit in Sachen des Glaubens und der Sitten auch jene Nachfolger Petri auf dem päpstlichen Stuhle teilgenommen haben, die, allen Lastern und Ausschweifungen eines liederlichen Lebenswandels ergeben, von der streng richtenden Geschichte als die verworfensten Vertreter der Sittenlosigkeit ihres Zeitalters an den Pranger gestellt worden sind. Es genügt, an die Päpste des neunten und zehnten Jahrhunderts und an Johann XXIII. und an Alexander VI. zu erinnern. Die Laster und Verbrechen dieser Menschen erregen einen derartigen Abscheu, daß man sie für unmöglich halten würde, wenn sie nicht durch unanfechtbare Zeugnisse beglaubigt wären. Jedenfalls lassen sie alles weit hinter sich, was in der Geschichte von den Ausschweifungen entarteter Fürstengeschlechter berichtet wird. Die meisten frommen Katholiken, die sich dem Unfehlbarkeitsdogma unterworfen haben, werden sich dieses Gegensatzes wohl niemals bewußt werden, die anderen werden es für sündhaft halten, darüber nachzudenken, oder andere Mittel gefunden haben, ihre Gewissensskrupel zu beschwichtigen.

hat, hat er selber zu bestimmen) sind von den Katholiken des ganzen Erdkreises gläubig als Emanationen des heiligen Geistes zu verehren und bei Strafe der Exkommunikation unbedingt zu befolgen. Pius IX. hatte schon durch das von ihm am 8. Dezember 1854 publizierte Dogma von der unbefleckten Empfängnis bewiesen, was alles der katholischen Gläubigkeit zugemutet werden durfte. Dies merkwürdige Dogma wird von Andersgläubigen durchschnittlich, aber auch von vielen Katholiken falsch, nämlich in der aktiven statt der passiven Bedeutung des Empfangens, verstanden. Ich darf bei dieser Gelegenheit nicht versäumen, rühmend des Dominikanerordens zu gedenken, der seit den Zeiten der Scholastik — unter Führung des Thomas von Aquin — die von den Franziskanern mit Duns Skotus an der Spitze verteidigte und verlangte Lehre von der unbefleckten Empfängnis stets auf das schärfste bekämpft hat. Schließlich ist er seinen von den Jesuiten unterstützten Gegnern unterlegen. Wie man sieht, ist auch bei den schlimmsten Menschen doch noch eine Seite zu entdecken, die des Lobes wert erscheint.

Allein sowohl dieses Dogma als auch die vom Papste genau nach zehn Jahren erlassene Enzyklika „Quanta cura“ mit dem Syllabus stießen bei vielen sonst getreuen Katholiken auf entschlossenen Widerstand. Um solche Unbotmäßigkeit für alle Zeiten zu verhindern, wurde dann endlich der längst gehegte und von der Jesuitenpartei des Vatikans vorbereitete Plan ins Werk gesetzt und auf dem wesentlich zu diesem Zwecke berufenen Konzile gegen eine an innerer Bedeutung überragende, durch fast gewaltsame Mittel unterdrückte Minorität die Unfehlbarkeit des Papstes als Dogma der katholischen Kirche proklamiert.

Mit einem Schlage waren dadurch die Kathedralentscheidungen der früheren und der folgenden Päpste zu verbindlichen Glaubenssatzungen erhoben. Mit dem Inhalte der allgemein geltenden symbolischen Bücher, so wunderbar und anfechtbar er auch erscheinen mochte, hatte sich jeder, so gut es eben ging, allmählich abgefunden. An Dreieinigkeit, Geburt aus der Jungfrau, Himmel- und Höllenfahrt und anderes hatten so viele Millionen vor uns geglaubt, ohne sich im übrigen geniert zu fühlen, daß man, ohne der geistigen Würde zu viel zu vergeben, fortfahren konnte, auf diesem ganz bestimmt eingeschränkten Gebiete sich des eigenen Denkens zu enthalten. Das Glaubensgebiet sollte jetzt mit einem Male ins Unendliche erweitert und auf alle weltlichen Verhältnisse und Beziehungen ausgedehnt werden, welche der Papst mit der dehnbaren Glaubens- und Sittenlehre in Verbindung zu setzen für gut befinden würde. Mit dem Unfehlbarkeitsdogma sind alle früheren päpstlichen Bullen aufs neue bestätigt worden, mögen sie die kirchliche Suprematie und die Unterordnung des Staates, die Ketzerei und die Verfolgung der Ketzer betreffen, oder mögen sie gegen die Grundlagen unserer Kultur, gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker, gegen Glaubens- und Gewissensfreiheit, gegen Freiheit des Kultus und der Presse, gegen das Recht des Staates auf Einrichtung und Aufsicht der Schulen und auf Regelung der Ehe gerichtet sein. Im Syllabus hat Pius IX. die verwerflichen Irrtümer zusammengefaßt und alles das, was dem modernen Menschen als das Teuerste und Heiligste erscheint, als ketzerisch verdammt. Zugleich sind der wissenschaftlichen Forschung unübersteigbare Schranken gezogen; auch sie ist unbedingt an das Dogma gebunden und darf zu keinen Ergebnissen

kommen, die mit ihm nicht in Übereinstimmung stehen. Damit ist der Wissenschaft die Lebensader unterbunden und die geistige Inferiorität der Katholiken für alle Zeiten besiegelt. Besonders scharf tritt dies zu Tage auf dem Gebiete der historischen Forschung. Einer der bedeutendsten katholischen Gelehrten, Fr. X. Kraus, hat als eine Eigenschaft des Ultramontanismus „die Unwahrhaftigkeit seiner Geschichtsschreibung" bezeichnet. Es kann eben keine von wissenschaftlichem Geiste getragene objektive Geschichtsschreibung geben, weil die Romanisten überall durch die Glaubenslehren der römisch-katholischen Kirche unlösbar gebunden sind und nach dem vom Kardinal Manning formulierten Grundsatze „das Dogma die Geschichte besiegen muß". Des Dogma wegen müssen klar erwiesene Tatsachen einfach geleugnet werden; stehen sie mit der Dogmatik im Widerspruch, so können sie nicht geschehen sein.

Es ist eine beschämende Tatsache, daß nur das kleine Häuflein der Altkatholiken mutig die Fahne der Empörung aufzupflanzen wagte. Daß die träge Masse des Volkes in stumpfer Gleichgültigkeit alles über sich ergehen ließ, konnte nach den geschichtlichen Vorgängen früherer Zeiten nicht Wunder nehmen. Aber es wurde schmerzlich empfunden, daß auch die gebildeten Kreise, wenn auch nach hartem, innerem Widersteben, keinen Anstand nahmen, auf das eigene Denken zu verzichten, den Forschungstrieb zu unterdrücken und sich den Befehlen der römischen Machthaber zu unterwerfen. Der „Kadavergehorsam", zu dem sie sich erniedrigen, ist nichts anderes als ein entwürdigender Akt der Selbstentmannung*). Wohl haben von Zeit zu

*) Das Verfahren des Origenes hat nur auf geistigem Gebiete Nachahmung gefunden. Es scheint da weniger schmerzhaft zu sein.

Zeit hervorragende Männer, insbesondere Professoren der katholischen Theologie, das Joch abzuschütteln versucht und sind mit mutiger Entschlossenheit für die als wahr erkannten Ergebnisse der Wissenschaft eingetreten. Allein sie haben im katholischen Volke nicht den nötigen Rückhalt gefunden; sie sind entweder den bischöflichen Maßregeln erlegen, oder haben sich mit gebrochenem Herzen gezwungen gesehen, „laudabiliter se subjicere". Und jetzt hat, um allen solchen verderblichen Bestrebungen den Boden zu entziehen, auch Pius X. seinen Syllabus publiziert und seine Enzyklika „Pascendi gregis" erlassen, in der er über den ganzen Modernismus und die ganze freie Wissenschaft das Verdammungsurteil ausspricht.

Demgemäß gilt jetzt als katholischer Glaubenssatz, was der Präsident des Würzburger Katholikentags unter Zustimmung der Versammlung zu proklamieren sich nicht scheute:

„Ist die Forschung Sache der Wissenschaft, so ist die Entscheidung Sache des kirchlichen Lehramtes."

Das ist der Kernpunkt der Sache! Nur die Kirche soll über die Wahrheit die Entscheidung zu treffen haben. Was sie aber unter Wahrheit versteht, das haben die drei letzten Päpste in Anlehnung an die Entscheidungen ihrer Vorgänger mit dankenswerter Deutlichkeit enthüllt, indem sie den heiligen Thomas von Aquin als den Normaldogmatiker, als den unwiderlegbaren Lehrmeister der katholischen Kirche feierlich bezeichnet haben. Der heilige Thomas hat in dem großen Streite der Scholastik eine führende Rolle gespielt; er vertritt die veralteten, längst überwundenen Anschauungen des Mittelalters, die heute kein denkender Mensch mit gesunden Sinnen auszusprechen wagen würde. Sein großer Zeitgenosse, Roger

Bacon, nennt ihn einen Menschen, der nichts gelernt habe, und Luther bezeichnet ihn als einen seichten Schwätzer. Es ist bezeichnend, daß dieser an Gelehrsamkeit alles überstrahlende Normaldogmatiker*) dem Dominikanerorden angehörte, ja dessen höchste Zierde bildet, jenem blutbefleckten, fluchbeladenen Orden, der der Inquisition, der verwerflichsten, von Thomas von Aquin so erfolgreich geförderten Verirrung des Menschengeistes die grausamsten Werkzeuge geliefert hat. War er es doch, der zuerst ohne jede Einschränkung den Satz aufstellte, daß Häretiker mit Recht getötet werden dürften. Dominikaner waren auch die Verfasser des malleus maleficarum, jenes verruchten Hexenhammers, dem tausende unschuldiger Frauen zum Opfer gefallen sind.

Die Mitglieder des Ordens pflegen sich mit Vorliebe als domini canes zu bezeichnen; ihr Symbol ist die Dogge mit der Brandfackel quer im Maul!

---

*) Eines gleichen Ansehens für die Moraltheologie erfreut sich der heilige Alphons von Liguori, der Stifter des Redemptoristen-Ordens, dessen Werke für die gesunde Moral bekanntlich im höchsten Grade bedenklich sind. Nebenbei sei noch bemerkt, daß auch jetzt noch in den in den katholischen Seminaren am meisten gebrauchten Lehrbüchern der Moraltheologie den armen katholischen Studenten die tollsten Vorstellungen, z. B. über Zauberei, über den Pakt und den geschlechtlichen Umgang mit dem Teufel, beigebracht werden.

VIII. Zukunftsgedanken.

Der gewaltigste Fortschritt in der Geschichte der Zivilisation wurde angebahnt durch die Reformation. Sie war es, die der Menschheit das verloren gegangene Bewußtsein der Selbstverantwortlichkeit und die Freiheit der Forschung wiedergab, die priesterliche Vermittelung des Verkehrs zwischen Gott und dem Menschen aufhob und den wahren Gehalt innerlichen religiösen Glaubens von den Schlacken äußerer Werkheiligkeit befreite. Es ist das unvergängliche Verdienst Luthers, des mutigen Augustinermönchs, die große Bewegung angefacht und dadurch der kulturellen Entwickelung neue Bahnen geöffnet zu haben. Daß gerade in Deutschland, das im übrigen von allen Ländern am weitesten in der Kultur zurückgeblieben war, der Kampf um die Geistesfreiheit seinen Anfang nahm und siegreich gegen die überlegene Macht der herrschenden Kirche ausgefochten werden konnte, ist eine historische Tatsache, die den höchsten Ruhmestitel des deutschen Volkes bildet. Luther wird immer als einer der größten deutschen Männer gepriesen werden, deren Wirken nicht nur für sein Volk, sondern für die ganze Menschheit von nicht zu überschätzender Bedeutung gewesen ist.*)

Die Reformatoren haben ihr Werk nicht zu vollenden vermocht; sie sind auf halbem Wege stehen geblieben.

*) Es ist mir eine angenehme Erinnerung, daß ich bei einer zum Andenken an den vierhundertjährigen Geburtstag Luthers veranstalteten Feier die Festrede auf den großen Reformator halten durfte. Es war der Dank dafür, daß die evangelischen Mitbürger Bielefelds den Altkatholiken die Neustädter Kirche mit liebenswürdigem Entgegenkommen für die Abhaltung des Gottesdienstes zur Verfügung gestellt hatten.

Sie waren eben auch die Kinder ihrer Zeit und in deren veralteten Anschauungen und Vorurteilen befangen. Mit der Bekämpfung und Abstellung der schlimmsten Auswüchse der Mißwirtschaft des herrschenden Kirchensystems glaubten sie genug getan und ihre Mission erfüllt zu haben; das Übel an der Wurzel anzugreifen, haben sie nicht gewagt. Das ganze dogmatische Glaubensbekenntnis der alten Papstkirche wurde vorbehaltlos übernommen, und die großen, wertvollen geistigen Kräfte, worüber unleugbar die Führer der reformatorischen Bewegung verfügten, wurden in unfruchtbaren Streitigkeiten über theologische Nichtigkeiten verzettelt. Das Verdienst der Reformatoren soll dadurch nicht geschmälert werden; in den damaligen Zeitverhältnissen war ihr Kampf eine gewaltige, nicht hoch genug zu schätzende Tat.

Das Werk zu vollenden, mußte der Zukunft überlassen bleiben. Und jetzt, nach fast 400 Jahren? Die Wissenschaft hat inzwischen unendliche Fortschritte gemacht, das Gebiet der menschlichen Erkenntnisse ist gewaltig gewachsen und die Zahl der Gebildeten, die sich von der Herrschaft dogmatischer Unerträglichkeiten befreit haben, hat sich dank der Aufklärung, die durch die Forschungen der unabhängigen Geister in die weitesten Kreise sich verbreitet hat, in allen Kulturvölkern in erfreulichem Maße vermehrt.

Die Religionsgesellschaften selbst sind dagegen von den Errungenschaften der neuen Zeit, von der Denk- und Gewissensfreiheit, von den Ergebnissen der wissenschaftlichen Arbeit auf allen Gebieten des menschlichen Wissens, wenigstens nach ihrer äußeren Gestaltung, im ganzen unberührt geblieben. Sie haben die Zwangsjacke eines engherzigen Dogmatismus nicht abzustreifen vermocht, und

ihrer Vereinigung zu einer einzigen großen Gemeinschaft scheinen auch jetzt noch, wie in den vergangenen Jahrhunderten, dieselben unüberwindlichen Hindernisse entgegenzustehen. Ich denke nicht an das Menschheitsideal, die Verschmelzung aller verschiedenen Religionssysteme: der echte Ring wird ewig wohl verloren bleiben!

Aber die Christenheit, die Anhänger des seinen Ursprung auf Jesus von Nazareth zurückführenden Christentums, die römisch-katholische, die griechisch-katholische und die protestantische Kirche mit ihren zahlreichen Denominationen, müßten sich doch, so sollte man meinen, schließlich unter eine einzige Glaubensformel zusammenfassen lassen. Ist es nicht derselbe Christus, an den sie alle glauben? Stützen sie ihren Glauben nicht auf dieselbe Grundlage, auf das Alte und das Neue Testament? Und ist nicht die Sittenlehre in allen den verschiedenartigen Konfessionen genau dieselbe?

Am Universitätsgebäude zu Rostock prangt der einfache, unanfechtbare Spruch:

„Doctrina multiplex, Veritas una“

und über dem Gittertore der Pfarrkirche zu Graudenz stand lange Jahre die von einem frommen katholischen Geistlichen verfaßte Inschrift:

„Wir glauben all' an einen Gott,
Die Liebe vereinigt uns alle.“

Dieser während einer Jesuitenmission 1858 heimlich abgemeißelte herrliche Spruch sollte die Portale aller Kirchen zieren und die Herzen aller Menschen durchdringen, die Gott und die Wahrheit suchen.

Gewiß stößt die Verwirklichung des erhabenen Gedankens auf große Schwierigkeiten, aber unüberwindlich

sind sie nicht. Ich denke mir, daß die Entwickelung vom deutschen Protestantismus ihren Ausgang nehmen muß.

Die freiere rationalistische Richtung der protestantischen Theologie, welche in der Aufklärungszeit einsetzte, in Schleiermacher und seinen Nachfolgern geistreiche Vertreter fand und durch die bald zur Vorherrschaft gelangenden philosophischen Systeme wirksam unterstützt wurde, konnte sich in der folgenden Reaktionsperiode nicht behaupten und sah sich allmählich gezwungen, vor der andrängenden, übermütig gewordenen Orthodoxie das Feld zu räumen. Indes seit einigen Jahren regen sich die niedergehaltenen Geister wieder und sind zu neuem Leben erwacht, und es mehren sich die Anzeichen, daß die jetzt entfachte Bewegung sich nicht wieder unterdrücken läßt und die stehen gebliebene Reformation ihrem großen Ziele näher bringen wird. Man muß nur der Forschung und dem Denken freien Spielraum gewähren und durch nichts davor zurückschrecken, die bisher geltenden Grunddogmen einer vorurteilslosen Prüfung zu unterziehen. Vor allem gilt es, die jeder gesunden religiösen Anschauung widersprechenden Lehren von der Trinität und von der Gottheit Christi zu verwerfen und dadurch die Bahn freizumachen für ein Christentum, dessen einfaches Dogma nur in dem Satze besteht: „Es gibt nur einen Gott, und Jesus von Nazareth ist sein Prophet". Damit wäre die geeignete Grundlage gewonnen, um alle diejenigen in friedlicher Gemeinschaft zu vereinen, die in der erhabenen Lehre Christi eine Befriedigung ihrer religiösen Sehnsucht zu finden hoffen. Das unwesentliche, zu unserem Bildungsgrade nicht mehr passende, den damaligen Zeit- und Ortsverhältnissen entsprungene Beiwerk könnte leicht ohne Schädigung des Glaubensstandpunktes ausgeschieden werden. Der Gedanke

ist göttlich schön, fast zu schön, als daß man seine Verwirklichung erhoffen dürfte. Diejenigen, welche ihn als die unfruchtbare Idee einer blühenden Phantasie belächeln und unter Hinweis auf die bestehenden Spaltungen für unmöglich erklären möchten, brauchen sich doch nur der geschichtlichen Tatsache zu erinnern, daß vom 4. bis 6. Jahrhundert ein großer, zeitweise sogar der größte Teil der damaligen Christen sich zum Einheitsglauben des Arius bekannte.

Beim Studium der Religionsgeschichte hat sich mir stets der Gedanke aufgedrängt, daß das verhängnisvollste Ereignis in der Entwickelung der Zivilisation die Schlacht bei Vouglé im Jahre 507 gewesen ist, in der das tapfere Heer der Westgothen von dem Frankenkönige Chlodwig, dem verworfensten aller Fürsten, von denen die Geschichte berichtet, und seinen überlegenen Scharen geschlagen wurde. Hätte das Schicksal anders entschieden, hätten die Westgothen den Sieg errungen, wie ganz anders, wie viel schöner und besser würde sich alles gestaltet haben! Die der Lehre des Arius und des Ulfilas treu anhängenden Westgothen würden weiter vorgedrungen sein und mit ihrer gewaltigen Macht dem Arianismus über die von den hervorragendsten Vertretern des Christentums immer scharf bekämpfte Lehre des Athanasius den Sieg verschafft haben. Mit der Gottheit Christi wäre auch der heilige Geist aus dem Glaubensbekenntnis verschwunden; der reine monotheistische Gedanke hätte alle Christen zu einem einzigen großen Bunde im seligen Glauben an die herrliche, von Jesus gepredigte Wahrheit vereinigt. Der Islam würde, das darf mit Sicherheit angenommen werden, seine gewaltige Ausdehnung nicht gefunden haben; für Mohammed wäre der Anlaß fortge-

fallen, an der Gottheit Christi und der Trinitätslehre Anstoß zu nehmen; der Streit um den heiligen Geist wäre gegenstandslos geworden; die griechische Kirche würde sich von der alten Kirche nicht getrennt haben. Die theologischen Streitigkeiten der späteren Zeit würden zum größten Teil nicht haben entstehen können. Für die Bildung vieler Sekten würden keine Motive vorgelegen haben und der blutigen Verfolgung der Ketzer wäre der Boden entzogen gewesen. Die Gebote der Religion würden sich auf die Liebe zu Gott und die Liebe zu den Mitmenschen beschränkt haben. Zu neuer Dogmenbildung hätte dann jede Veranlassung gefehlt. Der Kultus hätte die einfachsten Formen angenommen, das überflüssige, dem Volke unverständliche Zeremonial würde nicht aufgekommen sein. Die herrliche, einfache Lehre des erhabenen Menschensohnes würde die Herzen der Völker durchdrungen und entzündet haben und es würde auf Erden herrschen der Friede unter den Menschen, die eines guten Willens sind. Sie bedürften weder eines Sühneopfers, noch einer priesterlichen Vermittelung; die Priester wären nur die Verkünder der göttlichen Wahrheit und hätten keine andere Aufgabe, als die Glieder der Gemeinde auf den zum Himmel führenden Weg der Tugend hinzuweisen. . . . .

Gewiß, ein müßiges Spiel der Phantasie! Aber es ist doch so schön, daß sich keiner, dem die religiöse Entwickelung der Menschheit am Herzen liegt, seinem Zauber entziehen kann.

Es darf aber doch auch die Stärke der im protestantischen Lager zur Zeit gärenden Bewegung nicht unterschätzt werden. Überall regen sich die Geister, die den Zwiespalt ihrer lebendigen Überzeugung und des starren, öden Buchstabenglaubens nicht länger zu ertragen ver-

mögen. Die bedeutendsten Männer der Wissenschaft sind emsig an der Arbeit, das eigentliche Wesen der Religion zu ergründen und als ihre edelste Form die reine, unverfälschte Jesuslehre zu verherrlichen, die, gereinigt von den späteren heidnischen und jüdischen Zutaten und den Truggebilden wahnsinniger theologischer Spekulationen, allein im Stande ist, die unausrottbar in uns wurzelnde göttliche Idee mit den ebenso gebieterischen Forderungen unseres vernünftigen Denkens in Einklang zu bringen. Der einmal geweckte Forschungstrieb läßt sich nicht zurückdrängen und die der Erkenntnis der Wahrheit gewidmeten wissenschaftlichen Untersuchungen machen nicht Halt vor dem Buchstaben des traditionellen Kirchenglaubens. Schon jetzt schrecken kühne Pastore nicht davor zurück, in ihren Gemeinden öffentlich ihre von der herrschenden Kirchenlehre abweichenden Überzeugungen zu predigen und die Fundamentalsätze der allen christlichen Konfessionen gemeinsamen Glaubensbekenntnisse einer kritischen Prüfung zu unterwerfen. Die Kugel ist einmal im Rollen und läßt sich nicht mehr zum Stillstand zwingen, wenn nicht der Protestantismus das große Prinzip, auf dem er beruht, das Prinzip der freien Forschung, verleugnen will.

Hartnäckig und erregt wird der Kampf des ringenden Menschengeistes werden mit der römischen Kirche, die, gestützt auf eine unvergleichliche Organisation, mit ihren furchtbaren, tödlich wirkenden Waffen jeden kleinsten Teil ihres Gebietes mit äußerster Kraftanstrengung verteidigen wird*). Aber auch ihr Widerstand wird gebrochen werden,

*) Seit den Tagen des Phytagoras zittern noch immer alle Ochsen, wenn dem menschlichen Geiste die Offenbarung einer neuen Wahrheit gelingt.

wenn auch erst in ferner Zukunft, durch den Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis. Die neuere Richtung, die vom Papsttume als „Modernismus" bezeichnet und verflucht wird, scheint schon jetzt allmählich an Kraft und Ausdehnung zu gewinnen. Ihr endgültiges Ziel kann nichts anderes sein als die Befreiung von dem die Vernunft ausschaltenden Dogmatismus. Viele der besten Katholiken finden es nicht mehr erträglich, fortwährend das Opfer ihrer Überzeugung bringen zu müssen. Das Gewissen erwacht und der Trieb nach Erkenntnis der Wahrheit läßt sich auf die Dauer nicht unterdrücken. Hervorragende Theologen scheuen sich nicht, die abweichenden Resultate ihrer Studien zu veröffentlichen und den ihnen drohenden Gefahren Trotz zu bieten. Ich brauche nur an Ehrhardt, Schell und Kraus zu erinnern, die furchtlos für die Freiheit der Forschung und die Straflosigkeit des Irrtums eintreten. Sie predigen die Duldung, verwerfen die Inquisition und jede sonstige Art der religiösen Verfolgung. Der Sieg ist sicher, wenn auch der Kampf noch lange und heftig toben wird. Sie mögen sich einstweilen trösten mit der Erinnerung an jene schwerste Erschütterung, die das kirchliche System erlitt, als das alte, bis dahin unangefochtene Weltbild zusammenbrach. Mit den Lehren der Bibel und des Christentums war untrennbar die Vorstellung verbunden, daß die Erde der Mittelpunkt des Weltalls sei, daß sich über ihr der Himmel wölbe mit seinen unzähligen Sternen und daß droben als Gott Vater ein milder, die ganze Menschheit mit seiner Liebe umfassender Greis wohne, der in Barmherzigkeit die Geschicke der Menschen leite. Dies alte Weltbild wurde von der Wissenschaft rücksichtslos zertrümmert und mußte schließlich, nachdem man es mit allen Mitteln des

Zwanges, mit Kerker und Scheiterhaufen vergebens zu retten gesucht hatte, von der Kirche selbst aufgegeben werden.

Dies eine Beispiel möge genügen, um zu beweisen, daß sich der menschliche Geist dauernd nicht in Fesseln schlagen läßt. Was ist die Vernunft denn anders, als das in jedes Menschen Geist gelegte Wort Gottes? Was ist das Gewissen anders, als die in jedes Menschen Herz tief eingegrabene göttliche Gerechtigkeit? Ihr Toren, die ihr wähnt, diese ewigen Offenbarungen der Gottheit durch starren Dogmatismus und äußerliche Kirchengebote verdrängen zu können!

Das ist die große Aufgabe der Zukunft, der Religion ihren eigentlichen, schönen, göttlichen Inhalt wiederzugeben und sie von den erdrückenden Ornamenten äußerer Kirchlichkeit zu befreien. Das ist die große Aufgabe, an der die besten Geister aller Nationen seit Jahrhunderten arbeiten.

Vor dem aufgehenden Lichte muß allmählich alle Finsternis weichen. Im Geiste sehe ich schon und begrüße die ersten erhellenden Strahlen der Morgenröte: „Post nubila Phoebus!“

IX. Recht und Jurisprudenz.

Mit der vollen Begeisterung, deren nur ein unbefangenes Menschenherz fähig ist, habe ich mich dem Studium der Jurisprudenz gewidmet. Meine ganze Kraft, meinen ganzen Fleiß habe ich daran gesetzt, in die Geheimnisse einer Wissenschaft eingeweiht zu werden, die mir die erhabenste von allen zu sein schien. Mein einziges Streben war darauf gerichtet, in die Schar jener Männer eingereiht zu werden, die von Ulpian als die Priester der Gerechtigkeit gepriesen wurden. Konnte es in der Tat einen schöneren Beruf geben, als die ewig gültigen Prinzipien der Gerechtigkeit zu vertreten, den Kampf der um das Recht streitenden Parteien zu schlichten, die Unschuld vor den ihr drohenden Unbilden zu schützen und den gegen Gesetz und Ordnung frevelnden Verbrecher der verdienten Strafe zu überliefern? — Jetzt, nach einem langen Leben treuer Pflichterfüllung, wirft sich von selbst die Frage auf, ob ich in Ausübung meiner Berufstätigkeit meine volle Genugtuung, ob ich darin alles das gefunden, was ich erträumt und ersehnt habe. Nur mit erheblichen Einschränkungen würde ich diese Frage bejahen können. Freilich haben die Jahre des Studiums und die erste Zeit der Praxis nur dazu beigetragen, mich in meiner Neigung zu bestärken. Beim Studium des Römischen Rechts glaubte man in einen gewaltigen, von hohen granitnen Säulen getragenen, der Gerechtigkeit geweihten Tempel zu treten, dessen Portal an den beiden Seiten die mit goldenen Lettern eingegrabenen, unvergänglichen Inschriften trug: „Justitia est fundamentum regnorum“ und: „Juris praecepta sunt haec: honeste vivere, alterum non laedere, suum cuique tribuere“. Von

hier aus wurden allen Völkern die ewigen, unverrückbaren Grundsätze des Rechts verkündet, und es muß uns in der Tat mit staunender Bewunderung erfüllen, wenn wir erfahren, wie zu einer Zeit, als die übrigen, insbesondere die nordischen Völker, noch in tiefem Schlafe und die alten Deutschen noch auf ihren Bärenhäuten lagen, die Römer bereits den stolzen Bau ihres Rechtssystems vollendet hatten, durch das sie die Lehrmeister der ganzen Welt geworden sind. Ihre Lehrsätze sind nicht nur die unantastbaren Resultate der auf das Leben angewandten Logik, sie werden in gleichem Maße den Forderungen der Ehre und des Gewissens gerecht. In ihrer unübertroffenen, scharfen Formulierung sind sie im Laufe der Zeiten zum Gemeingute und damit zugleich zum Bindeglied in der Rechtsentwickelung aller zivilisierten Nationen geworden. Schon hieraus ergibt sich klar, wie töricht die in überschäumendem, mißverstandenem Patriotismus aufgestellte Forderung ist, das Studium des Römischen Rechts zu beseitigen oder doch wenigstens auf ein minimales Maß zurückzudrängen.

Auch das weitere Studium war ganz dazu angetan, die jugendliche Wißbegierde zu befriedigen. Die Geschichte der Rezeption des Römischen Rechts und die allmähliche Bildung eigener lokaler Volksrechte boten manche fruchtbringende Anregung und die Weiterentwickelung zu besonderen Landesrechten vermochte das einmal angefachte Interesse nicht abzuschwächen. Die philosophische Begründung des Rechts auf den verschiedenen Gebieten wurde mit größtem Eifer zu erfassen gesucht. Staatsrecht und Kirchenrecht wurden nicht vernachlässigt; vor allem aber fühlte ich mich zum Strafrecht hingezogen, eine Neigung, der ich auch später immer treu geblieben bin. Und als

ich die absoluten und die relativen Strafrechtstheorien begriffen und die der Hegelschen Philosophie entlehnte Formulierung der Strafe als „Negation der Negation" erfaßt hatte, glaubte ich mit berechtigtem Stolze bereits einen hohen Grad von Weisheit in der Rechtswissenschaft errungen zu haben.

Auch die den Universitätsstudien folgende Zeit, die der praktischen Ausbildung der jungen Auskultatoren, Referendare und Assessoren gewidmet ist, naturgemäß aber auch in reichlichem Maße zum Genusse der die Jugend lockenden weltlichen Freuden verwandt wird, vermochte der Liebe zu dem erwähnten Berufe keinen sonderlichen Abbruch zu tun, obschon das Erlernen des nüchternen Bureaudienstes und die vielfach handwerksmäßige Bearbeitung richterlicher Angelegenheiten geistigen Anregungen wenig günstig war.

Mit großem Eifer übernahm ich, nachdem ich lange Jahre darauf hatte warten müssen, das ersehnte Richteramt. Im meiner mehr als 7jährigen Tätigkeit als Einzelrichter habe ich die großen Vorzüge des Wirkungskreises, der dem Amtsrichter (früheren Kreisrichter) als Einzelrichter überwiesen ist, kennen und schätzen gelernt. Ein Richter, der sich seiner Pflicht bewußt ist und das Herz auf dem rechten Flecke hat, kann, namentlich in ländlichen Bezirken, unendlich viel Gutes wirken. Durch die ihm obliegende Tätigkeit in Vormundschafts-, Nachlaß- und Grundbuchsachen wird ihm ausgiebig Gelegenheit geboten, die Bedürfnisse des Volkes in Rechtsangelegenheiten, seine Leiden und Klagen kennen zu lernen. Das Volk in seiner Unerfahrenheit und Hilflosigkeit ergreift so gerne die ihm dargebotene Hand des Richters, der ihm durch Rat und Tat Beistand zu leisten bereit ist. Und wenn er sich erst

das allgemeine Vertrauen errungen hat — und in diesem Vertrauen beruht sein schönster Lohn —, wird es ihm kraft seiner anerkannten Autorität nicht schwer fallen, streitende Parteien zu versöhnen und den gestörten Familienfrieden wieder herzustellen. Das Volk ist für eine derartige entgegenkommende Behandlung sehr empfänglich und geht in seinem Vertrauen soweit, daß es die gutgemeinten Ratschläge des Richters ohne Bedenken auch dann befolgt, wenn sie dem Vermögensinteresse des Einzelnen zu widerstreiten scheinen.

In dieser reichen, segenstiftenden Tätigkeit des Amtsrichters liegt auch heute noch ein idealer Zug, der für manche andere unerfreuliche Erscheinungen Ersatz zu bieten geeignet ist.

Auch in der Tätigkeit bei den Landgerichten und in den höheren Instanzen als Richter, Staatsanwalt und Rechtsanwalt wird der Jurist an sich seine volle Befriedigung finden können. Im Dienste der Gerechtigkeit zum Wohle des Volkes seine durch langes Studium erworbenen Fähigkeiten zu erproben und zu betätigen, ist an sich ein hoher, erhabener Beruf, dessen schwere, verantwortungsvolle Ausübung uns mit reiner, freudiger Genugtuung erfüllen muß. Den Spuren des Verbrechens nachzuforschen, die Schuldigen zu entlarven und zur verdienten Strafe zu ziehen, die Unschuld zu verteidigen, das verletzte Recht wieder herzustellen, die Rechtsstreitigkeiten durch Vergleich zu erledigen oder durch Urteile zu entscheiden, die dem wirklichen Rechte entsprechen, das sind hohe, ideale Aufgaben, deren richtige Lösung den schönsten Lohn in sich trägt, das Bewußtsein, der Gerechtigkeit treue Dienste geleistet zu haben.

Wenn trotzdem dies Gefühl innerer Befriedigung bei

vielen, ja ich möchte fast sagen, bei den besten Juristen, die ihren Beruf nicht nur als melkende Kuh betrachten, nicht zur vollen Entfaltung kommen kann, wenn im Gegenteil im Laufe der Zeit immer stärker ein gewisses Gefühl der Enttäuschung und des Unbehagens, wie ich es bei mir selbst habe erfahren müssen, sich Geltung verschafft und die Freude am Berufe herabstimmen will, so dürfte es wohl der Mühe wert sein, den Ursachen dieser auffallenden Erscheinung nachzuforschen und sie auf ihren wirklichen Wert zu prüfen.

In den weitesten Kreisen des deutschen Volkes herrscht eine starke Unzufriedenheit mit den bestehenden Rechtszuständen und ein nicht minder starkes Mißtrauen gegen die richterliche Rechtsprechung. Die Unzufriedenheit beruht auf dem unbehaglichen Gefühle der Unsicherheit. Die Gesetzgebungsapparate des Reiches und der Einzelstaaten sind in unausgesetztem konkurrierendem Betriebe und haben im Laufe der Jahre einen derartigen Überschuß von Gesetzen und Verordnungen produziert, daß dem Laien das Verständnis für das geltende Recht verloren gegangen ist und es selbst den geschulten Juristen oftmals nicht leicht wird, sich in der erdrückenden Gesetzesmenge zurechtzufinden.

Es läßt sich zwar nicht verkennen, daß die fortschreitende Entwickelung auf allen Gebieten der Kultur, insbesondere der ungeahnte Fortschritt der Naturwissenschaften, dem wir so viele wertvolle Errungenschaften zu verdanken haben, eine Reihe neuer bisher unbekannter Verhältnisse und Fabrikationsbetriebe geschaffen haben, die im Interesse der Rechtssicherheit der gesetzlichen Regelung dringend bedürfen. Das Bestreben indes, die Materien vollständig zu erschöpfen, die kleinsten Details

zu treffen und allen möglichen Eventualitäten zu begegnen, hat zu einer bedenklichen, das zulässige Maß weit überschreitenden Überproduktion der gesetzlichen Verordnungen geführt. Es liegt diesem Mißstande das längst noch nicht überwundene alte Vorurteil zu Grunde, daß die Wohlfahrt des Einzelnen wie des ganzen Volkes es erfordert, den Menschen in allen Lagen des Lebens, auf allen seinen Wegen durch gesetzliche Vorschriften mit Hilfe der Obrigkeit und Polizei auf der richtigen Bahn zu halten und ihn von der Wiege bis zum Grabe nicht aus der staatlichen Bevormundung zu entlassen. Statt der eigenen Bewegung und Entwickelung zu vertrauen, verläßt man sich lieber auf die überlegene Weisheit der staatlichen Autorität. Jedenfalls ist man in Deutschland noch weit entfernt von der hohen Einsicht jenes englischen Staatsmannes und Geschichtsschreibers, der dasjenige Gesetz für das beste erklärte, durch welches die meisten Gesetze abgeschafft würden *).

Aus diesem überhasteten und sich verzettelnden Betriebe der Gesetzgebungsmaschinerie erklären sich die vielfachen, oft sehr bald erkannten Irrtümer und Mißgriffe, die dann wiederum der Abstellung durch gesetzliche Eingriffe bedürfen. Es bilden sich dann leicht Flickwerke heraus, bei denen, wie z. B. auf dem Gebiete der Gewerbeordnung, die Übersichtlichkeit stark beeinträchtigt und der eigentliche Kern verdunkelt wird.

Auch in der Formulierung der Gesetze, deren richtiger Inhalt nicht zu bestreiten ist, läßt sich nicht immer eine

*) Nach Buckle hat jede große Reform darin bestanden, daß man etwas Altes abschaffte. Er beklagt die alte Sünde des Zuvielregierens und nennt die wertvollsten Beiträge zur Gesetzgebung jene Erlasse, welche die früheren Gesetze beseitigen.

glückliche Hand erkennen. Es ist dies eine alte Klage, zu deren Beseitigung schon vor langen Jahren die Schaffung einer besonderen Gesetzgebungskommission verlangt wurde, deren alleinige Aufgabe in der klaren redaktionellen Fassung der Vorlagen und Gesetze zu bestehen habe. Es wird zu wenig Rücksicht darauf genommen, daß die Gesetze nicht nur für die Juristen und sonstigen Beamten, sondern vor allem für das Volk verständlich und leicht faßbar sein sollen, das ihre Vorschriften zu befolgen gezwungen ist. Von den großen organischen, eigentlichen Justizgesetzen haben das Gerichtsverfassungsgesetz und die Prozeßordnungen die Probe bestanden und sich ohne Schwierigkeiten tatsächlich eingebürgert. Dasselbe Lob kann man aber nicht erteilen dem Bürgerlichen Gesetzbuche, das, wie man schon jetzt feststellen kann, in einzelnen Teilen völlig mißraten und im ganzen in einer Sprache abgefaßt ist, die dem nicht juristisch gebildeten Teile des Volkes das Verständnis außerordentlich erschwert. Dieser Übelstand wird freilich reichlich aufgewogen durch die berechtigte Freude über das Gelingen des großen Werkes, die Vielgestaltigkeit des bisher geltenden Rechts durch eine alle Stämme umfassende, einheitliche Gesetzgebung für die wichtigsten Gebiete des Zivilrechts ersetzt zu haben.

Viel schlimmer aber ist das Mißtrauen gegen die Rechtspflege überhaupt. Daß ein solches Mißtrauen im weiten Umfange, und zwar nicht bloß in der urteilslosen Masse des Volkes, sich allmählich herausgebildet hat, läßt sich, so tief man auch die Tatsache an sich beklagen mag, leider nicht bestreiten. Es bekundet sich in der

scharfen, oft schonungslosen Kritik, die manche Justizakte, sowohl auf dem Gebiete des Zivilrechts, wie auf dem des Strafrechts, in den Zeitungen ebenso wie in der Fachpresse finden; ganz unzweideutig tritt es hervor in zwei bedenklichen Erscheinungen, die nur aus diesem Grunde sich erklären lassen.

Auf einem wichtigen Gebiete hat sich in den letzten 30 Jahren ein grundsätzlicher Umschwung vollzogen. Der deutsche Richter besaß in früherer Zeit das uneingeschränkte Vertrauen des Volkes, das mit der Ordnung seiner Rechtsangelegenheiten im großen und ganzen zufrieden war. Seit Einführung der Verfassungen war das allgemeine Streben dahin gerichtet, den neu errungenen und garantierten Grundsatz der Rechtsgleichheit zur Durchführung zu bringen und die aus der Zeit des Absolutismus noch übrig gebliebenen Spuren von Privilegien und abgesonderten Gerichtsständen zu beseitigen. Alle Rechtsstreitigkeiten, ohne Ausnahme, sollten der Entscheidung des ordentlichen Richters unterliegen, dessen durch weitgehende Garantien gesicherte Unabhängigkeit eine durch unberechtigte Motive nicht beeinflußte Rechtsprechung zu verbürgen schien. Das unbegrenzte Vertrauen, das man im Volke den Richtern entgegenbrachte, beruhte zum großen Teile auf ihrer Persönlichkeit. Man hatte sie nicht nur als Männer mit festem, unbeugsamem Charakter schätzen gelernt, die es als ihre alleinige Aufgabe betrachteten, dem Rechte und dem im Volke herrschenden Rechtsbewußtsein Geltung zu verschaffen; man glaubte auch die Gewißheit zu haben, daß die Richter, die, selbst aus der Mitte des Volkes hervorgegangen, stets mit dem Volke und seinem werktätigen Leben in engster Fühlung blieben, am besten geeignet seien, über die tatsächlichen Grund-

lagen bei entstehenden Rechtsfragen Klarheit zu gewinnen und sich ein Urteil zu bilden, das ebenso den wirklichen Verhältnissen wie dem rechtlichen Bedürfnisse entsprach. Dieser erfreuliche, man möchte fast sagen, ideale Zustand, der die besten Früchte trug und deshalb allgemeine Zufriedenheit zur Folge hatte, dauerte bis etwa zum Anfang der 80er Jahre des XIX. Jahrhunderts. Seitdem ist es anders geworden. Eine gegen die Rechtsprechung durch die ordentlichen Gerichte allmählich entstandene Strömung hat sich so stark und nachhaltig erwiesen, daß die gesetzgebenden Faktoren sich zur Nachgiebigkeit gezwungen sahen. Das Verwaltungsstreitverfahren, das durch die auf die Selbstverwaltung der Gemeinden, Kreise und Provinzen gerichteten Gesetze eingeführt war, hatte sich rasch die Gunst des Publikums erworben und den ordentlichen Gerichten manchen juristisch wertvollen Stoff entzogen. In allen den vielen, zum Teil sehr komplizierten Rechtsstreitigkeiten, die sich aus der modernen Organisation des Handels, der Industrie und der sonstigen Gewerbe, insbesondere auch aus den durch die soziale Gesetzgebung geschaffenen Versicherungsanstalten von selbst ergeben, hat man es seitdem vorgezogen, auf die Mitwirkung der ordentlichen Gerichte zu verzichten und eigene, nur mit Laien besetzte Sondergerichte einzuführen. Ja, man ist in einzelnen Fällen soweit gegangen, die Teilnahme juristisch gebildeter Elemente in der Form der Parteivertretung direkt zu untersagen.

Nicht minder deutlich tritt das im Volke verbreitete Mißtrauen hervor in der übermäßigen Anwendung des schiedsrichterlichen Verfahrens. In weiten Kreisen des Handels und der Industrie ist es üblich geworden, bei Werk- und Lieferungsverträgen von einiger Bedeutung

die Anrufung der ordentlichen Gerichte zur Schlichtung entstehender Differenzen auszuschließen und die Entscheidung einem nach gesetzlicher Vorschrift zusammengesetzten Schiedsgerichte zu übertragen. Wunderlicherweise haben vielfach auch Behörden, Organe des Staates bis in die Ministerialinstanz hinauf, dieser Strömung nicht zu widerstehen vermocht und sich nicht geschent, die Vereinbarung der Schiedsgerichtsklausel zur Bedingung für den Abschluß ihrer Verträge zu machen. Daß es sich für staatliche Behörden nicht geziemt, das vom Staate sanktionierte normale Gerichtsverfahren zu diskreditieren und das im ungebildeten Volke verbreitete Vorurteil zu bestärken, dessen sind sich die edlen Herren am grünen Tische wohl nicht immer bewußt gewesen. Bei einigem Nachdenken über das Verhältnis der Staatsgewalten wird man doch anerkennen müssen, daß gerade die Behörden nach ihrer Stellung im Staatsorganismus beruflich verpflichtet sind, die Autorität der Gerichte zu stärken und deshalb ihre Umgehung unter allen Umständen abzulehnen.

Die häufige Anwendung des schiedsrichterlichen Verfahrens muß um so mehr Erstaunen erregen, als sie mit großer Gefahr verbunden ist. Man braucht nur daran zu denken, daß die getroffene Entscheidung, wenn das Verfahren, wie doch vorauszusetzen, normal verläuft, nicht mehr angefochten werden kann. Tatsächliche Irrtümer, mögen sie noch so erheblich sein und mögen sie noch so klar auf der Hand liegen, können nicht mehr berichtigt werden, und die lediglich auf ihnen beruhende Entscheidung ist keiner Nachprüfung durch eine zweite Instanz unterworfen. Solche Fälle sind wiederholt vorgekommen und zur Kenntnis weiterer Kreise gelangt; es ist deshalb zu hoffen, daß die bittere Erfahrung nicht nur die durch

das ungerechte Urteil getroffene Partei, sondern auch die anderen Kreise veranlassen wird, den ordentlichen Gerichten das verloren gegangene Vertrauen wieder zuzuwenden.

Von den Vorwürfen, die gegen das gerichtliche Verfahren erhoben werden, brauchen die zu hohen Prozeßkosten und die zu lange Dauer der Prozesse nicht weiter erörtert zu werden. Die Prozeßkosten können durch einfachen Akt der Gesetzgebung auf das richtige, nicht als zu drückend empfundene Maß herabgesetzt werden. Die Klagen über den langsamen Gang der Prozesse sind zum Teil übertrieben, zum Teil aber insofern unbegründet, als die Schuld an den Parteien selbst liegt, die entweder selbst oder durch ihre Vertreter nicht für die rechtzeitige Vorbereitung sorgen. Es wird auch nicht genügende Rücksicht darauf genommen, daß der Richter nach dem immer Zeit erfordernden Grundsatze: „Audiatur et altera pars“ zu verfahren verpflichtet ist, und daß in vielen, besonders in tatsächlich verwickelten Fällen die erschöpfende Erörterung und Klarstellung des Streitstoffes, auf Grund deren er allein in die Lage kommt, eine richtige Entscheidung zu treffen, unter Umständen einen erheblichen Aufwand an Zeit in Anspruch nimmt. Die hiernach noch übrig bleibenden berechtigten Klagen lassen sich zum Teil schon innerhalb der bestehenden Organisation bei gutem Willen der Beteiligten durch pflichtmäßige Anwendung der Gesetze beseitigen; im übrigen mag durch leicht durchführbare Reform die Beschleunigung des Prozeßverfahrens gefördert werden.

Der eigentliche Grund der Unzufriedenheit mit der richterlichen Rechtspflege ist im wesentlichen allein in den

dem Rechtsgefühle des Volkes widersprechenden und deshalb als unrichtig empfundenen Entscheidungen zu suchen.

Werden nun in der Tat so viele unrichtige Urteilssprüche gefällt? Wie wird die Unrichtigkeit erkannt und unanfechtbar festgestellt?

Jede unterliegende Partei ist nur zu leicht geneigt, das ergangene Urteil anzugreifen und für unrichtig zu erklären. Wenngleich dieses in der menschlichen Natur begründete, übrigens schon im alten Volksrechte anerkannte Recht des „Scheltens des Gerichtes" niemanden verkümmert werden soll, so wird doch mit Rücksicht auf die Befangenheit des angeblich in seinen Interessen Verletzten verhältnismäßig wenig Gewicht darauf zu legen sein. Anders liegt schon die Sache, wenn auch der siegende Teil ehrlich genug ist, seiner Verwunderung über den unverhofften Sieg Ausdruck zu geben und nur mit sehr gemischtem Gefühle darüber Freude empfinden kann. Wer der gerichtlichen Praxis näher steht, wird bestätigen müssen, daß in nicht gar zu seltenen Fällen die beiderseitigen rechtsgelehrten Parteivertreter darüber einig sind, daß das ergangene Urteil eine Rechtsverletzung enthalte und deshalb zu bedauern sei. Noch stärker wird der Verdacht eines Fehlspruches, wenn das Urteil von den berufenen Vertretern der juristischen Literatur zum Gegenstande der Kritik gemacht und mit Einmütigkeit als irrtümlich verworfen wird. Indes fehlt es doch allen diesen Meinungsäußerungen an der zwingenden Beweiskraft, die jeden Widerspruch auszuschließen vermöchte. Eine solche, wenn auch formale Autorität könnte man in denjenigen Urteilen selbst suchen, welche der Kritik einer höheren Instanz nicht mehr unterzogen werden können. Das ist aber schon

deshalb unmöglich, weil, wie die Erfahrung lehrt, die Urteile der Landgerichte und Oberlandesgerichte, die den Prozeß endgültig entscheiden und durch ein Rechtsmittel nicht mehr angefochten werden können, sich häufig widersprechen und auf Grund desselben Tatbestandes eine entgegengesetzte Entscheidung treffen. Es bleibt nichts anderes übrig, als in dem Reichsgerichte die allein maßgebende, vom Gesetze mit der höchsten Autorität umkleidete Instanz zu erblicken, deren Aussprüche nicht allein formell unanfechtbar sind, sondern auch materiell als Ausflüsse einer unfehlbaren Rechtsweisheit anerkannt werden müssen.

Freilich muß sich auch die Autorität des Reichsgerichts eine gewisse Einschränkung gefallen lassen. Oft schon hat ein Senat seine frühere Rechtsansicht einer nochmaligen Prüfung unterzogen und als irrig fallen lassen, und in den bekannten Plenarentscheidungen hat das Reichsgericht infolge der Divergenz zweier Senate wiederholt die bisher unbeanstandet festgehaltene Rechtsauffassung verwerfen müssen. Diese Ausnahmen werden sich bei der dem Irrtume unterworfenen menschlichen Natur niemals vermeiden lassen; es ist das um so mehr zu bedauern, als im einzelnen Falle die Partei, die im Vertrauen auf die bisherige Judikatur des Reichsgerichts sich auf den siegreichen Ausgang ihres Prozesses verlassen zu dürfen glaubte, durch die Aufstellung eines abweichenden Rechtsgrundsatzes mit unverdienter Härte schwer getroffen wird.

Wenn wir uns nun in dem Vertrauen auf die Autorität des Reichsgerichts nicht irre machen lassen und seine Entscheidungen unserer Untersuchung zu Grunde legen, so gelangen wir zu einem keineswegs erfreulichen Ergebnisse.

Es sind etwa 20% der an das Reichsgericht gelangenden Prozesse, in denen eine aufhebende Entscheidung

erfolgt, weil die von den Senaten der Oberlandesgerichte erlassenen Urteile auf rechtsirrtümlicher Grundlage beruhen. Damit ist nun aber nicht etwa festgestellt, daß in der großen Mehrheit der Prozesse, in denen die Revision zurückgewiesen wird, das angegriffene Urteil dem wirklichen Rechte entspricht. Der Revision sind gesetzlich enge Grenzen gezogen; sie kann nur darauf gestützt werden, daß die Entscheidung auf der Verletzung eines Gesetzes beruhe. Ein derartiger Vorwurf wird, wie der Erfolg ja beweist, nur in den wenigsten Fällen mit Recht erhoben werden können. Die Richter, die das revisionsfähige Urteil fällen, sind doch mit dem Recht und den Gesetzen vertraut und deshalb vollständig befähigt, ihre Entscheidung mit den die Anfechtung ausschließenden erforderlichen Garantien zu umgeben. Aber in allen diesen, die große Mehrzahl bildenden Fällen ist die Nachprüfung der tatsächlichen Feststellungen und Würdigungen der Kompetenz des Reichsgerichts entzogen, so daß eine Entscheidung darüber, ob der Vorderrichter auch tatsächlich eine richtige Prüfung des Streitstoffes vorgenommen hat, gänzlich ausgeschlossen ist. Es kann nur tief beklagt werden, daß in den Vorschriften über die Revision der Rechtssatz, der im alten preußischen Verfahren bei dem Rechtsmittel des Rekurses sich als so segensreich erwiesen hat, daß nämlich der Revisionsrichter das angefochtene Urteil auch seinem tatsächlichen Inhalte nach einer Prüfung zu unterziehen hat, wenn offenbar gegen die klare Lage der Sache erkannt ist, keine Aufnahme gefunden hat. Freilich haben in solchen Fällen, wenn die sachliche Beurteilung gar zu schroff gegen die Regeln des gesunden Menschenverstandes verstieß, einzelne in ihrer Zusammensetzung bevorzugte Senate des Reichsgerichts die engen Fesseln des Gesetzes

durchbrochen und mit großem Scharfsinn Rechtsverletzungen zu konstruieren gewußt, die ihnen die rechtliche Möglichkeit der Korrektur unter Aufhebung offensichtlich ungerechter Entscheidungen gewährte. Diese, wenn auch nur entfernte Aussicht, daß der Revisionsrichter schon den richtigen Weg finden werde, der ihn zu einer sachlichen Prüfung ermächtigt, ist es in manchen Fällen ganz allein, die die an der Gerechtigkeit verzweifelnde unterlegene Partei ermutigt, sich mit dem nach dem Wortlaute des Gesetzes aussichtslosen Rechtsmittel dennoch an den obersten Gerichtshof zu wenden.

Wenn wir nun von dem beim Reichsgerichte festgestellten Prozentsatze ausgehen, so würde sich daraus schon die sehr traurige Tatsache ergeben, daß in den zahlreichen in der Berufungsinstanz gefällten Urteilen, die der Revision nicht zugänglich sind, mindestens 20% mit dem wirklichen Rechte im Widerspruch stehen. Tatsächlich ist aber die Zahl viel größer. Jeder, der nur einigermaßen in der Praxis bewandert ist, wird bestätigen, daß die Sorgfalt in der Bearbeitung der Sachen sich erheblich steigert, wenn die Möglichkeit der kritischen Prüfung durch einen höheren Richter vorhanden ist. Die Aufhebung des Urteils enthält immer den Tadel einer unrichtigen Behandlung und Entscheidung und wird deshalb von allen Richtern mit Recht gefürchtet. Es wird deshalb mit größter Gründlichkeit gearbeitet und alles zu vermeiden gesucht, was zu einem erfolgreichen Angriffe in der Revisionsinstanz Anlaß geben könnte. Es soll hiermit kein Vorwurf ausgesprochen werden; es beruht dies vielmehr auf einer in der Menschennatur begründeten, unwillkürlich wirkenden Schwäche, der sich auch der tüchtigste und pflichttreueste Richter nicht gänzlich zu entziehen vermag.

Abgesehen hiervon liegt aber auch in der stärkeren Besetzung des Gerichtes in den höheren Instanzen eine vom Gesetzgeber gewollte und tatsächlich nicht zu bezweifelnde stärkere Garantie für die Richtigkeit der Entscheidungen. Die Sicherheit der Entscheidungen wächst naturgemäß in dem zahlenmäßigen Verhältnisse des Einzelrichters, der Dreizahl bei den Kammern der Landgerichte, der Fünfzahl bei den Senaten der Oberlandesgerichte und der siebenfachen Besetzung des Reichsgerichts. Daneben ist aber auch der andere Unterschied nicht gering zu schätzen, daß die Amtsrichterstellen meist mit jungen Leuten besetzt sind, und auch zu den Kammern der Landgerichte vielfach Assessoren einberufen werden, die unmittelbar vorher erst die zur Ausübung des Richteramtes erforderlichen Bedingungen erfüllt haben, während in den höheren Instanzen nur ältere, in den früheren Stadien des richterlichen Berufes erprobte Richter Verwendung finden, die über eine reiche Erfahrung verfügen und diese bei der Urteilsfindung zu verwerten imstande sind.

Ich glaube nicht zu hoch zu rechnen, wenn ich annehme, daß die Zahl der unrichtigen Entscheidungen der Oberlandesgerichte in den der Kognition des Reichsgerichts nicht unterworfenen Fällen mindestens 30% beträgt und daß diese Zahl bei den Entscheidungen der Landgerichte und der Einzelrichter sich noch erheblich steigert. Auch wenn meine Annahme auf Grund einer sorgfältigen Statistik sich als zu hoch herausstellen sollte, so würde doch immer noch eine erhebliche Anzahl falscher richterlicher Urteile übrig bleiben, deren volle Bedeutung man nur erfaßt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es sich in den Zivilprozessen um einen Kampf über die wertvollsten Güter, oft um die wirtschaftliche Existenz handelt,

und daß die in letzter Instanz ergangenen Entscheidungen, abgesehen von nicht in Betracht kommenden, seltenen Ausnahmefällen, unwiderruflich sind. Das durch ein unrichtiges Erkenntnis zugefügte Unrecht bleibt für alle Zeit bestehen und kann nicht wieder gut gemacht werden.

Wenn man den Gründen nachforscht, auf denen die Unrichtigkeit der Entscheidungen beruht, so stößt man auf verschiedene Mängel, die einzeln oder vereint das beklagenswerte Ergebnis verschuldet haben. Entweder ist der Tatbestand nicht erschöpfend festgestellt, oder der festgestellte Tatbestand hat eine unrichtige Würdigung erfahren, oder es fehlt an dem Verständnis für die in Frage stehenden Verhältnisse des praktischen Lebens, insbesondere für die Bedürfnisse des wirtschaftlichen Verkehrs, oder es werden falsche Rechtsanschauungen zu Rechtssätzen konstruiert und zur Anwendung gebracht. Es kommen Fehlentscheidungen schlimmster Art vor, die dem gesunden Menschenverstande derart widersprechen, daß das Publikum ihnen rat- und hilflos gegenübersteht und an der Rechtsprechung zu verzweifeln beginnt. Und es ist doch nur ein schwacher Trost, wenn man den Leuten, die händeringend fragen, ob es denn keine Gerechtigkeit mehr gebe, sagen muß, daß auch die Rechtspflege durch die Gerichte eine menschliche Einrichtung sei, über deren Unvollkommenheit auch andere vielfach Veranlassung gefunden hätten, sich bitter zu beklagen *).

*) Beispiele als Belege für meine Angaben anzuführen, ist nicht angängig. Es würde dies die mir durch den Charakter meiner Aufzeichnungen gesteckten Grenzen weit überschreiten. Sie würden nur dann überzeugend wirken, wenn die Fälle vollständig mit dem ganzen Tatbestande und den Gründen mitgeteilt würden. Das läßt schon der zur Verfügung stehende Raum nicht zu, ist

Die Beschwerden über die in der Strafrechtspflege hervorgetretenen Mängel, die nur der Vollständigkeit halber hier erwähnt werden sollen, liegen in anderer Richtung. Die Klagen, soweit deren Berechtigung anerkannt werden muß, beziehen sich vorwiegend auf die Fehlerhaftigkeit der Strafgesetze selbst. Man verweist tadelnd auf die dem Rechtsgefühle nicht entsprechende Behandlung der verschiedenen Straftaten, von denen die Eigentumsvergehen mit zu hoher, die Verletzungen des Körpers, der Gesundheit und der Ehre mit zu geringen Strafen bedroht sind. Mit Recht beschwert man sich auch nach meiner Ansicht über die unnötigen Schranken, die dem erkennenden Strafrichter durch die Festlegung von Minimal- und Maximalgrenzen gezogen sind. Auf dem wichtigsten Gebiete des Strafrechts, dem der Körperverletzungen und sonstigen Roheitsverbrechen, reichen die nach dem Gesetze zulässigen Strafarten nicht aus, den gewollten Zweck zu erreichen. Mag man von der absoluten Strafrechtstheorie ausgehen, oder auf die einzelnen Zwecke, sei es der Vergeltung und Sühne, sei es der Abschreckung oder der Besserung, größeren Wert legen, soviel steht nach meiner von vielen Praktikern geteilten Meinung fest,

---

aber auch deshalb ausgeschlossen, weil es meinem Gefühle widersprechen würde, in den Parteien alte, vielleicht vernarbte Wunden wieder aufzureißen und Richter bloßzustellen, die ihre Pflicht erfüllt zu haben glauben. Jeder Kenner der Verhältnisse wird ohne weiteres meine Darstellung bestätigen. Wer sich aber der Mühe unterziehen will, das Beweismaterial selbst zu sichten, der findet erschöpfende Gelegenheit, wenn er sich in das Studium der Entscheidungen des Reichsgerichts und der Oberlandesgerichte sowie der verschiedenen, periodisch erscheinenden Fachzeitschriften vertieft, welche die gerichtlichen Urteile einer kritischen Beleuchtung unterziehen.

daß die Vollziehung der Freiheitsstrafen in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht geeignet ist, der dem Strafrecht zu Grunde liegenden Idee gerecht zu werden. Die rohen Naturen, die in erschreckend zunehmendem Maße die persönliche Sicherheit bedrohen, haben für feinere, geistige Regungen, insbesondere auch für den Wert der persönlichen Freiheit, ein in der Regel nur geringes Verständnis und pflegen die gegen sie verhängte Strafe mit einer gewissen Gleichgültigkeit zu ertragen. Sie müssen die Strafe empfinden lernen, und dies kann nur dadurch erreicht werden, daß die Strafe in einer Weise verschärft wird, daß sie auch dem rohen Verbrecher als ein Leiden, und zwar als ein körperliches Leiden, erscheint. Ob dies durch Lattenstrafe, durch Hungertage, durch Einzel- und Dunkelarrest oder dergleichen geschehen soll, immer selbstverständlich unter Vorbehalt des wohlerwogenen Ermessens des Richters, mag dahingestellt bleiben; der Gesetzgeber, der den Willen hat, in dieser Richtung vorzugehen, wird schon den richtigen Weg zu finden wissen. Von der Prügelstrafe würde ich Abstand zu nehmen raten, aus Gründen, die außerhalb der Strafrechtspflege liegen.

Auch gegen die bei der Strafrechtspflege mitwirkenden Richter werden manche Vorwürfe erhoben. Man klagt über den langsamen Gang des Verfahrens und verweist mit Neid auf andere Länder, in denen man verschleppende Voruntersuchungen zu vermeiden versteht und der Straftat den sühnenden Richterspruch ohne unnötigen Aufenthalt folgen läßt. Als schweres Unrecht nach der einen oder anderen Seite hin wird es empfunden, daß dieselbe verbrecherische Handlung von den verschiedenen Gerichten so verschiedenartig beurteilt und geahndet wird. Während hieraus auf den Mangel einer gleichmäßigen Ausbildung

der Richter geschlossen wird, glaubt man bei bestimmten Strafgattungen aus den verhängten Strafen überhaupt folgern zu können, daß wenigstens einem Teile der Richter der richtige Maßstab bei der Verurteilung abhanden gekommen ist. So ist die öffentliche Meinung in manchen Fällen mit Recht empört über die geringfügigen Strafen, in denen die Gerichte eine ausreichende Sühne für schwere Beleidigungen und Verleumdungen erblicken. Anständige Leute sehen sich deshalb zu ihrem Leidwesen gezwungen, auf den ihnen vom Gesetze gewiesenen Weg zur Reparierung ihrer gekränkten Ehre zu verzichten und zu anderen Mitteln zu greifen, die die versagende Hilfe des Staates, wenn auch nur unvollkommen, zu ersetzen geeignet sind.

Wenn wir nun nach den Ursachen forschen, die die geschilderten betrübenden Erscheinungen, soweit sie die Richter betreffen, verschuldet haben, so ist von vornherein zu betonen, daß die Integrität, Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit unserer Richter nicht im geringsten angezweifelt werden kann, und daß jeder Versuch, nach dieser Richtung Vorwürfe zu begründen, energisch zurückgewiesen zu werden verdient. Solche Zustände, in denen es dem eisernen, vor keinem Mittel zurückschreckenden Machtwillen Bismarcks gelang, die preußische Justiz zur gehorsamen Magd einer brutalen Machtpolitik zu erniedrigen, wie z. B. in den „Arnim"- und „Geffcken"-, in den Redefreiheits- und Stellvertretungskosten-Prozessen, sind bei dem in so erfreulichem Grade gesteigerten Rechtsgefühle des seiner Kraft bewußten Volkes glücklicherweise für alle Zukunft zur Unmöglichkeit geworden.

Die Mängel, welche manche deutsche Richter belasten und ihre Qualifikation zur Ausübung des Richterberufes erheblich beeinträchtigen, lassen sich in dreifacher Richtung konstatieren; sie entstammen indes schließlich ein und derselben Wurzel.

Schon oft haben aufmerksame Beobachter im außeramtlichen Verkehre die Wahrnehmung gemacht, in welch' geringem Grade einzelne Richter — es trifft dies natürlich auch für andere Beamtenkategorien zu, tritt aber dort nicht mit so schädlicher Wirkung in die Erscheinung — diejenige Eigenschaft besitzen, welche man Welt- und Menschenkenntnis zu nennen pflegt. Es ist in der Tat kaum glaublich, wie fremd und verständnislos sie manchmal den einfachsten Vorkommnissen des täglichen Verkehrslebens gegenüberstehen. Man muß doch von einem Richter verlangen, daß er in den Grundlagen und Bedingungen des Familienlebens, des Verkehrs im Gewerbe, Handel und Industrie wenigstens soweit bewandert ist, daß er den Kern der sich daraus entwickelnden Streitigkeiten richtig zu erfassen versteht. In die den verschiedenen Verkehrsgruppen eigentümlichen Technik braucht er nicht eingeweiht zu sein; eine derartige umfassende Kenntnis würde die dem Einzelnen gegebene Fähigkeit und Bildungsmöglichkeit weit übersteigen. Aber er muß die allgemeinen Voraussetzungen so weit beherrschen, daß er ein richtiges Bild zu gewinnen vermag. Er muß sich nicht nur über die Grundlehren der Nationalökonomie und der Sozialpolitik ein genügendes Maß von theoretischen Kenntnissen angesammelt haben, er muß auch darüber unterrichtet sein, wie sich nun das wirkliche Leben in den verschiedenen Erwerbszweigen tatsächlich abspielt, wie die Handwerker ihr Gewerbe ausüben, wie der

Handel in den verschiedensten Gestaltungen betrieben, wie die Bücher geführt werden, wie in den Fabriken der Industrie die einzelnen Zweige ineinandergreifen, wie es tief unten im Bergwerke aussieht und wie es auf den Börsen zugeht, wie insbesondere auf diesen der internationale Verkehr in allen Warengattungen, namentlich in Geld und Getreide, seine Erledigung findet. Nur dann wird er imstande sein, über alle diese Materien betreffenden Fragen ein sicheres Urteil abzugeben, nur dann wird er, wenn er in Fragen der eigentlichen Technik Sachverständige zuzuziehen gezwungen ist, prüfen können, ob die abgegebenen Gutachten auf richtigen Voraussetzungen beruhen und seine Entschließung überzeugend beeinflussen dürfen. Es ist tief zu beklagen, daß einzelne Richter nach allen diesen Richtungen auch den bescheidensten Ansprüchen nicht genügen; manches falsche Urteil findet in diesem Mangel seine Erklärung.

Ebenso traurig ist der Mangel an Menschenkenntnis. Manche Richter haben infolge der Stellung ihrer Familien und des Ganges ihrer Entwickelung nur selten Gelegenheit gehabt, mit dem wirklich arbeitenden Volke in Stadt und Land in nähere Berührung zu treten und sein Fühlen und Denken genauer kennen zu lernen. Es fehlt ihnen infolgedessen an Verständnis für die Sitten und Gebräuche und für die den ungebildeten Ständen eigentümliche Ausdrucksweise. Nur wer mit dem Volke in persönlichem Verkehr gestanden, nur wer sich liebevoll in die Volksseele zu vertiefen gesucht hat, wird das Volk vollständig verstehen und seine anscheinend sonderbaren Gefühlsäußerungen begreifen können. Aber eben diese Fühlung mit der Volksseele ist vielen Richtern verloren gegangen, wenn sie solche überhaupt jemals besessen haben. Daher die

vielen Fälle mangelhafter, oft ganz ungerechter Wertschätzung der Persönlichkeit, daher die vielen, oft drolligen Mißverständnisse, wenn derartige Richter mit den Parteien, Zeugen oder Angeklagten persönlich zu verhandeln haben. Die Theorie allein genügt nicht, sie vermag nicht die aus dem praktischen Leben geschöpfte Erfahrung zu ersetzen. Aus diesem Grunde habe ich es für ein arges Mißverhältnis gehalten, daß in einem mir bekannten Ehescheidungsprozesse als erkennende Richter teilgenommen haben ein unverheirateter Landgerichtsrat und zwei als Hilfsrichter eingezogene junge, eben neugeschaffene Assessoren. Die mannigfachen, feinen, oft verschlungenen Beziehungen des ehelichen Lebens zu beurteilen setzt eine solche Kenntnis derselben voraus, wie sie nur durch eigene Beobachtung und Erfahrung erworben werden kann.

Der zweite Grundfehler liegt in der einseitigen Ausbildung der Juristen. Es ist kaum glaublich, mit welch geringem Maße allgemeiner Bildung manche aus der sogenannten gebildeten Klasse, zu der doch auch die Richter gehören, auskommen zu können glauben. In Geschichte, Literatur und Kunst verfügen sie nur über das notdürftigste Wissen, das über das Niveau des Abiturientenexamens kaum hinausreicht. Ihr späteres Bildungsbedürfnis hat sich durch den gelegentlichen Besuch eines Theaters oder einer Kunstgalerie vollkommen befriedigt gefühlt. Sie denken nicht daran, daß sie ohne Erweiterung ihres geistigen Horizontes nicht befähigt sind, jene schweren Aufgaben zu lösen, die denen gestellt werden, die auf der Menschheit Höhen wandeln. Der Richter kann nur dann den oft verwickelten Stoff beherrschen und zu einer richtigen Beurteilung gelangen, wenn sein Geist durch die Mittel, die die allgemeine Bildung an

die Hand gibt, geschult und gestärkt jenen umfassenden Blick gewonnen hat, der über den Einzelheiten den Zusammenhang des Ganzen nicht aus den Augen verliert. Nur durch ein tieferes Studium der herrlichen Schätze der Literatur in weiterem Sinne kann auch erst jene Bildung des Herzens gewonnen werden, ohne welche es dem Richter unmöglich ist, die vielen ihm vorgelegten psychologischen Fragen der wahren Gerechtigkeit entsprechend zu entscheiden. Alles dies wird viel zu sehr vernachlässigt zugunsten einer einseitigen, rein juristischen Ausbildung. Selbstverständlich darf das juristische Fachstudium nicht vernachlässigt werden. Und es soll auch nicht geleugnet werden, daß der immer mehr zunehmende Umfang des juristischen Wissens immer höhere Anforderungen an Fleiß und Zeit stellen muß. Zu welchen Übertreibungen die Überladung des Stoffes führt, können wir schon aus den oft ganz törichten Fragen entnehmen, die in den verschiedenen Examina an die Kandidaten gestellt werden, denen zugemutet wird, die Spezialbestimmungen ganz entlegener Gesetzesmaterien ihrem Gedächtnisse einverleibt zu haben.

Viel schlimmer ist die andere Seite der juristischen Ausbildung. Die Erkenntnis, daß die Jurisprudenz nichts ist als die auf die Rechtsverhältnisse der Menschen angewandte Logik, übt gerade auf befähigte Köpfe einen bestrickenden Reiz und verführt sie zu mathematischen Formulierungen und dialektischen Spielereien, die für die wahre Rechtsfindung eine große Gefahr bedeuten. Sie verfallen leicht in abstrakte Deduktionen und wissen mit beneidenswerter Gelehrsamkeit ein feines Netz zu weben, in dessen Maschen das klarste, beste Recht sich verfängt und zu Falle kommen muß. Und diese Erzeugnisse trau-

riger Sophistik nennen sie juristische Konstruktion, werfen sich stolz in die Brust und blicken mit Verachtung auf die armen Menschenkinder, die solch' hohe Weisheit der Juristen nicht zu fassen vermögen, aber schwer darunter zu leiden haben. Jeder wird wohl schon Gelegenheit gehabt haben, solche Exemplare kennen zu lernen. Es sind meist ganz unpraktische Leute, die eben ihrer einseitigen Richtung wegen für verschiedene Gebiete der richterlichen Tätigkeit nicht zu gebrauchen sind. Ein sicheres Kennzeichen ist ihre gänzliche Unfähigkeit, Zeugen und Sachverständige sachgemäß zu vernehmen; sie haben sich im voraus ihre Meinung über den Tatbestand gebildet und wenden nun ihren ganzen Scharfsinn an, die Aussagen der Zeugen damit in Übereinstimmung zu bringen. Der Schaden, den sie anrichten, ist um so größer, je höher ihre Autorität geschätzt wird von den Kollegen, denen das große, im Gedächtnisse rubrikenartig aufgespeicherte Wissen zu imponieren pflegt. Im Volke hat sich vielfach die Meinung verbreitet, daß die sogenannten guten Juristen gerade nicht die besten Richter sind.

Wenn man solchen Richtern ernsthafte Vorwürfe macht, und sie darauf hinweist, wie schwer ihre Entscheidungen das im Volke lebende Rechtsgefühl verletzen, dann pflegen sie sich auf den schönen, aber nur für die Unparteilichkeit der Richter gemünzten Wahlspruch zu berufen: „Fiat justitia, pereat mundus", der in jenem Sinne dagegen geradezu ein Fluch unserer Rechtspflege geworden ist. Nicht auf die abstrakte Idee der Justitia kommt es an, sondern ganz allein auf den Mundus. Die Aufgabe der Rechtspflege und der an ihr beteiligten Faktoren besteht nur darin, daß das jus zum Wohle der Welt, des Staates und seiner Bürger die richtige An-

wendung findet. Zwei verschiedene Berufsauffassungen stehen gegenüber: auf der einen der Vertreter des strictum jus mit seinen starren Prinzipien und seiner alles beweisenden Dialektik, auf der anderen Seite der Vertreter des aequum jus, der nach Verstand und Gemüt gleichwertig durchgebildete Richter, der das Recht mit den Verhältnissen des Lebens zu versöhnen versteht. Nichts kennzeichnet besser diesen Unterschied, als folgende kleine Geschichte:

Am „runden Tisch" kam eines Abends die Rede darauf, daß es für den Richter ein drückendes Gefühl sei, wenn er Urteile fällen müsse, die ihn nicht befriedigten und sein Bedauern erregten. Ich entgegnete, daß, abgesehen von den Fällen absolut zwingender Formvorschriften, dies bei verständigen Richtern gar nicht vorkommen dürfe und belegte meine mit ungläubigem Kopfschütteln aufgenommene Ansicht durch das Beispiel eines wegen seiner juristischen Befähigung und seiner Menschenfreundlichkeit gleich hochgeachteten, erfahrenen Präsidenten eines großen Obergerichtes, der als Vorsitzender des erkennenden Senates, wenn in einem Falle dem klaren Rechte die Gefahr drohte, über die verschlungenen Zwirnsfäden einer spitzfindigen Jurisprudenz zu stolpern, seine Beisitzer zu fragen pflegte: „Wie würden wir entscheiden, wenn wir vom geschriebenen Rechte absehen? Wenn wir dies festgestellt haben, werden wir auch wohl die Paragraphen finden, die unserer Entscheidung nicht entgegenstehen." Sofort erwiderte scharf der anwesende Oberlandesgerichtspräsident, er würde gegen einen solchen Richter die Einleitung des Disziplinarverfahrens veranlassen, worauf ich die Diskussion mit den Worten abbrach, der Verbrecher sei sein Vorgänger im Amte ge-

wesen, dessen Andenken noch jetzt, viele Jahre nach seinem Tode, eben wegen der unter seiner Leitung gefällten gerechten Richtersprüche überall im Volke hochgehalten werde.

In engem Zusammenhange damit steht der letzte Vorwurf, daß viele Richter sich über den Wortlaut der gesetzlichen Vorschriften und der Willenserklärungen nicht zu erheben vermögen. Sie huldigen einer rein handwerksmäßigen Auffassung des richterlichen Berufes und glauben ihrer Pflicht genügt zu haben, wenn sie mechanisch das Gesetz in seinem nackten Wortlaut auf den ermittelten Tatbestand anwenden. Unwillkürlich kommt zuweilen der Gedanke, daß für solche banausische Tätigkeit das kostbare Studium der Jurisprudenz hätte erspart werden können. Diese Neigung engherziger Wortklauberei ist mehr verbreitet, als man nach dem gegenwärtigen Stande der Gesetzgebung annehmen sollte, nach dem die veralteten Beweistheorien fallen gelassen sind und dem Richter ausdrücklich vom Gesetze der weiteste Spielraum gelassen ist, den eigentlichen Sinn der Gesetze und der Willensäußerungen zu erforschen und sein Urteil unter Berücksichtigung der Verkehrssitte und des Grundsatzes von Treu und Glauben nach bestem Ermessen abzugeben. Der Mangel wurzelt in einer gewissen geistigen Beschränktheit; sie können es eben nicht fassen, daß der Buchstabe tötet und der Geist allein es ist, der lebendig macht. Es ist so bequem, in verba magistri zu schwören und von „einem Wort läßt sich kein Jota rauben". In ihrer Hilflosigkeit klammern sie sich an die Paragraphen des geschriebenen Rechtes und vergessen, daß es ein ewiges, ungeschriebenes Recht gibt, das durch menschliche Satzungen niemals aufgehoben werden kann: und das ist der ge-

junde Menschenverstand und das in jeder menschlichen Brust unvertilgbar schlummernde Rechtsgefühl. Wenn dies ungeschriebene Recht durch die Judikatur verletzt wird, dann taugt entweder das Gesetz nicht oder die Richter sind nicht fähig, es richtig anzuwenden. Dem Mangel dieser Einsicht ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Rechtsprechung der Gerichte sich, in so verhältnismäßig geringem Grade ihrem Berufe gewachsen gezeigt hat, durch ihre Entscheidungen an der Fortbildung des Rechtes selbst mitzuwirken. Es wäre sonst nicht nötig gewesen, bei manchen Unstimmigkeiten sofort wieder die Hilfe der Gesetzgebung in Anspruch zu nehmen. Über jedem Richterzimmer sollte in goldenen Lettern der alte Grundsatz der Pandekten eingegraben stehen: „Scire leges non hoc est, verba earum tenere, sed vim ac postestatem!“

Meine vorstehenden Ausführungen bedürfen nach zwei Richtungen eines Vorbehaltes: einmal lassen sich dieselben Vorwürfe auch gegen andere Beamtenklassen erheben; insbesondere aber treffen sie in gleichem Maße zu bei den Staatsanwälten und den Rechtsanwälten. Sodann aber bedarf es wohl kaum der Versicherung, daß es in allen diesen Beamtenkategorien eine große Zahl von Mitgliedern gibt, die sich von den gerügten Mängeln gänzlich oder doch zum Teile freigehalten haben und die ihnen durch ihr Amt auferlegten Pflichten in unübertrefflicher, des höchsten Lobes werter Vollkommenheit erfüllen.

Was die Staatsanwaltschaft anbetrifft, so kann manchem ihrer Vertreter der Vorwurf nicht erspart werden,

daß sie die ihnen vom Gesetze zugeschriebene Aufgabe zu enge auffassen und deshalb in den Verdacht einer einseitigen Parteistellung geraten. Sie sollen dafür sorgen, daß die Übertretungen der Gesetze geahndet werden, sie haben aber auch darüber zu wachen, daß Unschuldige vor falschem Verdachte bewahrt und von Verfolgung und Strafe verschont werden. Sie sollen nur Vertreter der Staatsgewalt sein und dürfen deshalb niemals den Schein erwecken, eine dem Angeklagten und seinem Verteidiger entgegenstehende persönliche Parteirolle zu vertreten. Mit Recht wird darüber geklagt, daß in Überspannung des Legalitätsprinzips vielfach Anträge auf Einleitung der Voruntersuchung gestellt oder Anklagen erhoben werden, obwohl das öffentliche Interesse das Einschreiten der Staatsgewalt nicht erfordert. Es wird wohl zu wenig an die bösen Folgen gedacht, die mit derartigem Verfahren für die Beteiligten auch dann verbunden sind, wenn sie durch Einstellungsbeschluß außer Verfolgung gesetzt oder freigesprochen werden. Für jeden anständigen Menschen ist es im höchsten Grade peinlich, in eine wenn auch ganz unbegründete Untersuchung verwickelt zu werden; Kaufleute und Gewerbetreibende haben außerdem noch unter der oft schweren Schädigung ihres Geschäftskredits zu leiden.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Rechtsanwaltschaft, der ich nunmehr seit länger als 25 Jahren als Mitglied angehöre. Haben sich die Hoffnungen erfüllt, welche sich an die mit der Justizorganisation eingeführte Freigebung der Advokatur knüpften? Daß damit, namentlich in der Zeit des Überganges, gewisse Mißstände verbunden

sein würden, war vorauszusehen; man glaubte indes, daß sie nur vorübergehend sein und rasch überwunden werden könnten und tröstete sich mit dem schönen Spruche, daß die Freiheit dem Speere des Peleus gleiche, der die Wunden, die er schlage, auch wieder zu heilen vermöge. Es wäre Unrecht, leugnen zu wollen, daß die Anwaltschaft zur Zeit sich noch im ganzen eines hohen Ansehens erfreut und sich der privilegierten Stellung würdig gezeigt hat, die ihr durch die Gesetzgebung eingeräumt worden ist. Es gibt noch eine große Anzahl tüchtiger Anwälte, die ihre oft nicht leichten Berufspflichten tadellos zu erfüllen sich bemüht und auch in den schwierigsten Verhältnissen die Würde des Standes zu behaupten weiß. Es muß indes, wenn auch mit schmerzlichem Bedauern, zugegeben werden, daß die deutsche Anwaltschaft ihren Höhepunkt überschritten und sich auf einer abschüssigen Bahn befindet, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Einem aufmerksamen Beobachter kann es unmöglich entgangen sein, daß sich schon jetzt vielfach ungesunde Zustände herausgebildet haben, die mit erheblichen Gefahren verbunden sind und bei weiterer Ausdehnung auf die Dauer unerträglich werden. Der Zudrang zur Anwaltschaft hat sich so gewaltig vermehrt, daß er das Deckungsbedürfnis weit übersteigt. Die naturgemäße Folge ist eine sich immer stärker geltend machende Konkurrenz, die im Kampfe um die Existenzbedingungen immer stärkere Formen annimmt und in einen bedenklichen „unlauteren Wettbewerb" auszuarten droht. Dazu kommt noch der Übelstand, daß der junge Jurist sofort nach bestandenem Examen ohne Wartezeit und ohne die Verpflichtung eines Vorbereitungsdienstes seine Zulassung zur Anwaltschaft zu beantragen berechtigt ist und von diesem Rechte in immer wachsendem Maße Gebrauch zu machen

sucht. Daß ältere Juristen, die bereits als Richter oder Staatsanwälte im Staatsdienste sich bewährt haben, noch zur Anwaltschaft übergehen, kommt nur noch als seltene Ausnahme vor. Wer die vielen bitteren, leider oft nur zu berechtigten Klagen kennt, mit denen die durch das Verhalten ihrer Anwälte geschädigten Parteien sich beschweren, der kann die Befürchtung nicht unterdrücken, daß die vornehme Denkungsart, welche die Anwälte des alten Stiles so vorteilhaft auszeichnete, allmählich im Verschwinden begriffen ist. Der Mangel an Lebenserfahrung und idealer Sinnesrichtung kann durch Sicherheit des Auftretens und gesteigertes Selbstbewußtsein nur notdürftig verdeckt werden.

Mit den Früchten unserer modernen Kulturentwickelung müssen wir deren unzertrennliche Schattenseiten in den Kauf nehmen. Eine der häßlichsten Begleiterscheinungen ist der einem gewissen überschießenden Kraftgefühle entstammende Übermut eines Teiles unserer Jugend. Die Bescheidenheit, das schöne, duftige Veilchen im Blütenkranze der Jugend, und damit der Respekt vor dem Alter ist manchen jungen Männern infolge einer falschen Richtung der Charakterbildung verloren gegangen. Sie glauben, weitere vorbereitende Studien entbehren zu können, führen überall und über alles das große Wort, verteidigen ihre unreifen Ansichten mit den Scheingründen einer inhaltlosen Phraseologie und suchen den mangelnden inneren Kern durch ein vorlautes, anständige Männer abstoßendes Wesen zu ersetzen. Gerade die Anwaltschaft, die ihren jugendlichen Mitgliedern mit dem freilich oft täuschenden Scheine einer gewissen Bildung eine bevorzugte Position gibt, bildet für derartige Erscheinungen den besten Nährboden. Das ahnungslose Publikum läßt

sich so leicht betören und glaubt, oft sehr zu seinem zu spät bemerkten Schaden, in den mit solch überlegener Sicherheit auftretenden, lauten Schreiern die geeignetsten Vertreter in seinen Rechtsangelegenheiten gefunden zu haben.

Es ist schmerzlich, noch eine andere wunde Stelle berühren zu müssen: die unverhältnismäßige Zunahme des jüdischen Elementes in der Rechtsanwaltschaft. Hierüber zu schweigen, würde falsch gedeutet werden können. Ich glaube, mit um so größerer Ruhe diese immerhin heikle Frage berühren zu dürfen, als ich nicht zu befürchten brauche, antisemitischer Gesinnung bezichtigt zu werden. Ich habe mein ganzes Leben hindurch den Antisemitismus mit seinen häßlichen Auswüchsen und zwar auch dann schon mit den schärfsten Waffen unerschrocken bekämpft, als ein gewisser Mut dazu gehörte, der stark anschwellenden populären Strömung energisch entgegenzutreten. Ich habe stets zu edlen jüdischen Männern in nahen freundschaftlichen Beziehungen gestanden und niemals Scheu getragen, mich mit ihnen offen auch über die das Judentum betreffenden Fragen auszusprechen. Die jüdischen Kollegen, mit denen ich die hier angeregte Frage erörtert habe, haben ausnahmslos meine Meinung geteilt, daß die übermäßige Zunahme der jüdischen Anwälte zu beklagen und als eine Gefahr zu bezeichnen sei, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden dürfe. Worin diese Gefahr besteht und begründet ist, braucht hier nicht näher untersucht zu werden; auch der wohlwollendste Kritiker wird zugeben müssen, daß ein so krasses Mißverhältnis, wie es sich in den großen Städten bereits herausgebildet hat und in den Provinzen sich allmählich anzubahnen droht, ungesunde und unhaltbare Zustände erzeugen muß. Eine wirkliche Besserung — das war schließlich das Resultat der

Erwägungen — darf mit Sicherheit erst dann erwartet werden, wenn die auf alten Vorurteilen beruhenden Beschränkungen gefallen und den jüdischen Bürgern alle mit amtlichem Charakter versehenen öffentlichen Berufe mit gleicher Berechtigung zugänglich geworden sind.

Wie ist nun den Übelständen abzuhelfen? Die Hoffnung, daß sich aus der Anwaltschaft selbst durch das Überwiegen der besseren Elemente ein Gesundungsprozeß entwickeln werde, hat sich als trügerisch erwiesen; die heilende Kraft des Speeres des Peleus hat bisher völlig versagt. Ich fürchte, daß in diesem Falle der Ruf nach „Measures“ berechtigt und nur durch Eingreifen der Staatsgewalt zu helfen ist. Über den bedenklichen Umfang der gegen die Wirksamkeit der Anwälte erhobenen Beschwerden werden Kenner der Verhältnisse, insbesondere die Mitglieder der Vorstände, nicht zweifelhaft sein, und über den Grad und die Art der Verfehlungen gewähren die Entscheidungen des Ehrengerichtshofes für deutsche Rechtsanwälte einen erschreckenden Einblick. Wer nicht absichtlich die Augen verschließt, wird anerkennen müssen, daß das Ansehen des Standes der Anwälte in bedenklichem Sinken begriffen ist. Die Staatsgewalt darf um so weniger zögern, durch energische Maßnahmen der drohenden Gefahr entgegenzutreten, als durch ihre Autorität der Anwaltschaft der Nimbus einer bevorzugten Vertrauensstellung verliehen und das Publikum gezwungen wird, in den wichtigsten Rechtsangelegenheiten sich der anwaltlichen Hilfe zu bedienen. Der Staat hat ja auch das größte Interesse daran, die Anwaltschaft, die nach den bestehenden Gesetzen einen wesentlichen Faktor der Rechts-

pflege bildet, auf der vollen Höhe zu erhalten und ihr die Integrität und das Ansehen zu sichern, ohne die sie die ihr zugewiesenen Aufgaben nicht zu erfüllen vermag.

Nach meiner Ansicht, die, wie ich weiß, von vielen angesehenen Anwälten geteilt wird, muß der Staat:

1. Den Numerus clausus einführen, d. h. die Zahl festsetzen lassen, wieviele Anwälte bei den einzelnen Gerichten zuzulassen sind. Die Festsetzung der Zahl und die Zulassung mag den Gerichtspräsidien überlassen bleiben, eine Einrichtung, wie sie für die Anwaltschaft beim Reichsgerichte bereits besteht und sich als segensreich bewährt hat.

2. Zur Anwaltschaft darf nur zugelassen werden, wer nach bestandenem Examen im Staats- oder Kommunaldienste, beim Gerichte, bei der Staatsanwaltschaft oder bei einem Rechtsanwalte mindestens drei Jahre tätig gewesen ist.

3. Die Zulassung bei einem Gerichte kann versagt werden, wenn sie nach dem einstimmigen Gutachten des Vorstandes mit den Interessen der Rechtspflege nicht verträglich erscheint.

Das sind die Vorschläge, die ich zu machen habe. Ich verkenne nicht, daß sich gewichtige Bedenken dagegen erheben lassen, gebe mich indes der Hoffnung hin, daß der Streit um die einmal aufgeworfene Frage, die nicht mehr zu unterdrücken ist, schließlich zu einer Verständigung und befriedigenden Lösung führen wird. Nur möchte ich davor warnen, durch das unwahre Schlagwort von der Freiheit der Advokatur sich betören zu lassen. Eine freie Advokatur gibt es nicht und kann es nicht geben. Was man darunter versteht, ist doch nur die Gleichberechtigung zur Zulassung für alle dazu befähigten Personen. Die Bedingungen der Befähigung hat das Gesetz vorzuschreiben;

ihnen haben sich alle gleichmäßig zu unterwerfen. Das geltende Gesetz läßt nur diejenigen zu, die die Befähigung zum Richteramt erlangt haben, und versagt die Zulassung in gewissen, genau bezeichneten Fällen. Wenn nun durch Gesetz die Bedingungen verschärft oder vermehrt werden, so erleidet das sog. Prinzip der freien Advokatur, das eben nichts anderes bedeutet, als die Gleichberechtigung, nicht die geringste Einbuße, weil die Einschränkungen alle gleichmäßig treffen und jede willkürliche Einwirkung ausgeschlossen ist.

In schwerer Zeit hat mir die freie Anwaltschaft willkommene Zuflucht geboten. Länger als 25 Jahre habe ich meinen Beruf als Anwalt ausgeübt und glaube mit einem gewissen berechtigten Stolze auf meine Tätigkeit zurückblicken zu können. Die offene Darlegung der erkannten Mängel und die Vorschläge für ihre Behebung kommen aus treuem, dankbarem Herzen, das nur von dem einen Wunsche geleitet wird, daß die deutsche Anwaltschaft auch in Zukunft den ehrenvollen Platz behaupten möge, der ihr durch das Gesetz bei der Teilnahme an der Rechtspflege angewiesen worden ist.

X. Politische Fragen.

Ich war noch nicht 14 Jahre alt, als der Frühlingssturm des Jahres 1848 die Völker durchbrauste und die morsch und faul gewordenen politischen Zustände des veralteten Europa ins Wanken brachte. Das kindlich weiche Gemüt wurde mächtig ergriffen und schwelgte in den nur halb verstandenen Ideen von Freiheit und Gleichheit. Es ist ein billiges Vergnügen, jetzt, nach zwei Menschenaltern, nachdem die Ereignisse jener Tage, ihre Ursachen und Wirkungen klar vor aller Augen liegen, über die Torheiten des Jahres 1848 zu spotten und die führenden Männer wie die von ihnen geleiteten Massen wenn nicht als Verbrecher, so doch als unvernünftige Ideologen zu verunglimpfen, die in unfruchtbarer Schwärmerei sich vergeblich vermessen hätten, an den unverrückbaren Grundlagen eines geordneten Staatslebens zu rütteln. Nichts wäre ungerechter als ein solches Urteil. Gewiß beruhte die damalige Bewegung zum Teil auf unreifen Ideen, die sich später als unausführbar erwiesen haben, und es soll auch nicht bestritten werden, daß manche schöne Hoffnung vereitelt worden ist, weil in der überstürzenden Hast und bei der vielfach herrschenden Unklarheit von den Führern nicht immer die richtigen Mittel ergriffen wurden. Aber die Ziele an sich waren, so verschwommen auch die Vorstellungen sein mochten, die darüber sowohl bei den leitenden Männern, wie in den großen Schichten des Volkes herrschten, durchaus edel und in den Zeitverhältnissen begründet. Galt es doch, den in allen Staaten Europas mit Ausnahme von England bisher allein herrschenden allmächtigen Absolutismus zu brechen, verfassungsmäßige Zustände herbeizuführen, dem

Volke die ihm gebührende Freiheit und die Teilnahme an der Staatsgewalt zu sichern und vor allem das so stark zersplitterte deutsche Vaterland unter Beseitigung der unseligen Kleinstaaterei zu einem einigen, mächtigen Reiche zu gestalten. Wenn man bedenkt, wie lange das absolute Regiment geherrscht und in rücksichtslosem Übermute jede freie Regung des Bürgertums unterdrückt hatte, wenn man ferner erwägt, welch' gewaltige Machtmittel den Verfechtern des alten Systems zu Gebote standen, um jede Auflehnung gegen die bis dahin anerkannte Autorität im Keime zu ersticken, so kann es nur freudige Bewunderung erregen, einmal, daß schlimmere Katastrophen vermieden, und sodann, daß jene tatsächlichen Erfolge erzielt wurden, die wir mit Stolz als die Errungenschaften des Jahres 1848 rühmen dürfen, Errungenschaften, die noch jetzt die feste Grundlage unserer politischen Einrichtungen bilden. Für denjenigen, der die Entwickelung der politischen Verhältnisse richtig und unbefangen zu schätzen weiß, kann es nicht dem mindesten Zweifel unterliegen, daß ohne das Jahr 1848 mit der ihm folgenden politischen Gestaltung die Ereignisse von 1866 und 1870 nicht möglich geworden wären.

Ich habe mich zu dieser kurzen Ehrenrettung verpflichtet gehalten, weil eine feile, höfische Geschichtsschreibung seit einer Reihe von Jahren sich darin gefällt, dem Volke die Freude an den Taten seiner Vorfahren zu zerstören. Das darf nicht geduldet werden. Wir wollen das Andenken der Männer nicht beschimpfen lassen, die unter schweren Verhältnissen für die Freiheit des Volkes und die Einheit des deutschen Vaterlandes gestritten und gelitten haben.

Das ganze Leben hindurch haben die politischen Fragen mein größtes Interesse erregt. Daß ich ein begeisterter Anhänger der äußersten Demokratie war, verstand sich für mich so sehr von selbst, daß ich die Zumutung, auch die Berechtigung einer konservativen Weltanschauung gelten zu lassen, fast als Beleidigung von mir gewiesen haben würde. Die Jugend berauscht sich gerne an den Ideen der Freiheit und Gleichheit und träumt von der künftigen seligen Zeit, die allen Menschen das ungetrübte Glück des Lebens bringen wird. In der Begeisterung für das hohe Ziel schreckt sie vor keinem noch so radikalen Mittel zurück und spielt in traumverlorener Gedankenlosigkeit mit gewaltsamem Umsturz, mit Revolution und Barrikaden.

Mit der Reife der Jahre kommt auch die reifere Erkenntnis. Nach Abstreifung der utopistischen Ideen bleibt bei normaler Entwickelung die liberale Grundauffassung zurück. So ist es auch mir ergangen. Manche der überschäumenden Phantasie der Jugend entsprungene, liebgewordene Gedanken haben der kühleren Betrachtung des geklärten Verstandes nicht standgehalten und manche auf ungenügender Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse beruhende Irrtümer habe ich im Laufe der Zeit berichtigen müssen. Ich habe immer meinen Geist weiterzubilden und mich auf allen Gebieten zu belehren gesucht, und ich habe es nie für eine Schande halten können, den Irrtum anzuerkennen und der besseren Überzeugung zu folgen.

Eine solche Entwickelung des politischen Verständnisses scheint mir dem natürlichen Verlaufe am meisten zu entsprechen. Es ist das beneidenswerte Vorrecht der Jugend, mehr auf die Regungen des Herzens als auf die nüchternen Lehren des kühlen Verstandes zu hören. Mag sie auch

in brausendem Übermute zuweilen die Schranken überspringen und sich törichten Wahngebilden hingeben, sie findet im fortschreitenden Leben die von selbst gegebene Korrektur. „Hart im Raume stoßen sich die Sachen." Die feurige Jugend liefert die besten Männer; je kräftiger die Gärung, desto edler der Wein. Den umgekehrten Gang können wir im Westen unseres Vaterlandes uns kaum vorstellen; für eine reaktionäre Gesinnung der Jugend fehlt es auf der „Roten Erde" und an den rebenumkränzten Ufern des freien deutschen Rheins an dem geeigneten Nährboden. Junge Männer einer solchen Richtung kommen nur in vereinzelten Exemplaren vor. Sie gedeihen wohl auch nur in den ostelbischen preußischen Provinzen und sind stets dem verächtlichen, oft ganz gewiß ungerechtfertigten Verdachte ausgesetzt, unter dem wohlfeilen Aushängeschilde des Patriotismus nur eigennützigen Interessen zu dienen.

Da es für mich ausgeschlossen ist, eine vollständige systematische oder historische Darstellung der Politik zu geben, so werde ich mich darauf beschränken, in kurzen Betrachtungen einige Ergebnisse aufzuzeichnen, die ich aus langer politischer Beschäftigung gewonnen habe und der Mitteilung wert erachte. Ausschalten oder doch nur kurz berühren möchte ich mehrere politische Punkte, die zwar an sich von hoher Bedeutung sind und einer eingehenden Erörterung bedürfen würden, die aber ihres mehr abstrakten Charakters wegen auf unsere politische Betätigung keinen Einfluß üben und deshalb ein aktuelles Interesse nicht erregen können.

Ich rechne dazu zunächst das Verhältnis zwischen

Kosmopolitismus und Patriotismus.

Es ist kaum glaublich, welch' verworrene Vorstellungen gerade auf diesem Gebiete herrschen. Die Aufklärung ergibt sich sofort, wenn man nur aufhört, die durch jene Worte gedeckten Begriffe zu Gegensätzen stempeln zu wollen. Der Menschheit ewige Ideale sind nicht bedingt durch die Nationalität, es sind überall dieselben Ziele, die von allen zivilisierten Menschen als die höchsten anerkannt werden. Der edle Wunsch, allen Menschen Glück und Frieden zu verschaffen und die Hindernisse zu beseitigen, die einer allgemeinen Verbrüderung entgegenstehen, findet seine Schranke in der von der Natur — oder nenne man es Gott oder Vorsehung — angeordneten Scheidung der Nationalitäten und in der geschichtlich gewordenen Absonderung der einzelnen Staatengebilde. Aber gerade diese Schranken bereiten dem Menschen erst den festen Boden, der allein es ihm ermöglicht, mit Erfolg für die Erreichung der seine Brust erfüllenden Ideale einzutreten. Ohne diesen festen Boden des Vaterlandes — so darf ich in diesem Zusammenhange wohl Nation und Staat zusammenfassen — würden wir in der Luft schweben und des für unsere Kraftentfaltung unentbehrlichen Haltes entbehren.

Die Wurzel des Patriotismus ist die Liebe, die des Kosmopolitismus die Vernichtung des Hasses. Deshalb sind die patriotischen Äußerungen stärker und verständlicher, die des Kosmopolitismus langsamer, weniger fühlbar, aber nachhaltiger. Die Vaterlandsliebe beherrscht die natürlichen Menschen und ergreift die Massen, sie erzeugt die gewaltigsten Kraftwirkungen und große Helden, deren erhebende Taten von nationalen Dichtern begeistert besungen werden. Der die ganze Menschheit umfassende Gedanke ist das Vorrecht der Weisen und beschränkt sich

in seiner wahren Gestalt auf die engen Kreise höchster Bildung. Er ist das bescheidene Erbteil stiller Seelengröße, die sich begnügt, den Samen auszustreuen, der in späteren Jahrhunderten reifen soll.

Von dem rechten Geiste beseelt, wirkt jeder gute Mensch auf der ihm angewiesenen Stelle für die höchsten Aufgaben der Kultur und braucht nicht zu fürchten, mit den Pflichten, die ihm gegen Nation und Staat obliegen, in Widerspruch zu geraten. Man hat gegenüber dieser Auffassung hingewiesen auf den unvermeidlichen Zwiespalt, der für jeden treuen Vaterlandsfreund beim Widerstreite der materiellen Interessen, bei politischen Differenzen oder bei ausbrechendem Kriege entstehen muß, und man glaubt, die richtige Lösung gefunden zu haben, wenn man an den leicht entzündbaren Patriotismus appelliert und sein Gewissen mit dem Satze beruhigt: „Right or wrong — my country!“ Die ganze Kontroverse fällt indes fort, wenn man nur bedenkt, daß es sich in allen möglichen Konfliktsfällen eben nur um widerstreitende Interessen verschiedener Nationen, nicht aber um weltbürgerliche Fragen handelt, und was den von gewisser hyperpatriotischer Seite so gerne zitierten englischen Ausspruch betrifft, so werden wir, auch wenn der eigene Staat sich im ärgsten Unrecht befindet, leider bei der gegenwärtigen, wahrscheinlich noch viele Jahrhunderte anhaltenden politischen Konstellation gezwungen sein, nach seiner Weisung zu handeln und für den eigenen im Unrecht befindlichen Staat mit voller Kraft einzutreten. Aber niemals wird man den ideal angelegten Menschen zwingen können, dem eigenen Unrecht noch die Schmach hinzuzufügen, Wahrheit und Gerechtigkeit zu verletzen und das verwerfliche Verhalten zu rechtfertigen.

Das erhabenste Beispiel harmonischer Vereinigung der beiden Gesinnungen bietet uns Schiller, der gefeierte Lieblingsdichter des deutschen Volkes, der, wie kein anderer, die Begeisterung für der Menschheit Ideale und glühende Vaterlandsliebe in seiner Person wie in seinen Werken zum vollendeten Ausdruck brachte. Er ist der edelste Vertreter der gewaltigen Geistesbewegung des XVIII. Jahrhunderts. Seine Weltanschauung, die auf Schönheit und Menschenglück beruht, brachte ihn in Gegensatz zu den elenden politischen Verhältnissen seiner Zeit und zur Verherrlichung der demokratischen Ideen; im Reiche der Geister blieb er aber immer ein Aristokrat im besten Sinne des Wortes.

Der weiteren, ebenfalls mehr theoretischen Frage, ob der Monarchie oder der Republik der Vorzug zu geben sei, pflegt man bekanntlich mit der wohlfeilen Ausrede aus dem Wege zu gehen, daß eine gute Monarchie besser sei als eine schlechte Republik und umgekehrt. Wenn man die Sache nach allen Seiten hin objektiv einer kritischen Prüfung unterwirft, wird man schwerlich umhin können, sich der Meinung Friedrichs des Großen anzuschließen, daß unter normalen, gleichen Verhältnissen die Republik die naturgemäße Staatsform sei. Die Verständigung der Anhänger der beiden Richtungen ist um so schwieriger, als ihre Argumente sich nicht auf das Gebiet der Vernunft beschränken und die allgemeine Wohlfahrt bezwecken, zum großen Teile vielmehr historischen Reminiszenzen und reinen Gefühlsregungen entnommen sind, über die sich überhaupt nicht streiten läßt. Die einen verweisen mit Stolz auf die glorreichen Taten jener Fürsten,

die als geniale Feldherren ihr Volk zu Sieg und Ruhm geführt, die anderen schwärmen in Erinnerung an ihre klassischen Studien für die idealen Zeiten der griechischen und römischen Republiken. Jene berufen sich auf das die breiten Massen des Volkes durchdringende monarchische Gefühl, auf die Treue zum angestammten Herrscherhause, diese vermögen die dynastische Herrschaft und die dadurch bedingte Abhängigkeit mit dem geläuterten Volksempfinden und dem allgemeinen Streben nach persönlicher Freiheit nicht in Einklang zu bringen. Der Streit, welche Staatsform den Vorzug verdiene, mag indes auf sich beruhen bleiben. Ich bin immer von ganzem Herzen ein begeisterter Anhänger der republikanischen Idee gewesen und habe aus meiner Gesinnung niemals ein Hehl gemacht; auf der anderen Seite habe ich mich als Verstandesmonarchisten bekannt und stets hervorgehoben, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen und bei der voraussichtlich sich vollziehenden geschichtlichen Entwickelung für das Deutsche Reich auf lange Zeit noch ein starkes Kaisertum eine unbedingte Notwendigkeit sei.

Im übrigen darf wohl ohne Widerspruch die Tatsache festgestellt werden, daß die monarchische Idee in den letzten Jahrzehnten — man kann die Wendung von der Revolution von 1830 datieren — bei allen Völkern erhebliche Einbuße erlitten hat. Das Gottesgnadentum findet keine Gläubigen mehr und das auf ihm mit kirchlicher Autorität aufgebaute Legitimitätsprinzip rekrutiert seine Anhänger nur noch aus den Kreisen der Beamten, der Geistlichen und der Offiziere.

Die Throne sind bedenklich ins Wanken geraten. Fatale Vorkommnisse im Familienleben verschiedener fürstlicher Häuser haben nicht dazu beigetragen, die frühere

Kraft der monarchischen Autorität von neuem zu stärken. Wenn nicht alles täuscht, werden schon die nächsten Jahrzehnte, namentlich in den Staaten des südlichen Europa, den frommen Legitimisten einige unliebsame Überraschungen bringen.

In ähnlicher Weise würde sich noch eine Reihe anderer Kontroverse von allgemeinem politischen Interesse aufstellen lassen, deren Erörterung ich mir mit Rücksicht auf die mir gezogenen Grenzen versagen muß*). Ich will vielmehr jetzt die Aufmerksamkeit hinlenken auf einige politische Streitfragen, die gegenwärtig von aktueller Bedeutung sind und voraussichtlich noch lange Zeit die politischen Geister in Bewegung halten werden. Ich darf dabei ausgehen von dem in allen zivilisierten Staaten wenigstens dem Namen nach herrschenden konstitutionellen

*) Dahin gehört insbesondere die Frage nach dem Rechte des sog. passiven Widerstandes, die, wie bekannt, in den großen englischen Verfassungskämpfen eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Es möge die kurze Bemerkung genügen, daß es sich um eine reine Machtfrage handelt. Wer es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren kann, staatlichen, in gesetzlicher Form erlassenen Anordnungen Folge zu leisten, wird ohne Zweifel das Recht des passiven Widerstandes für sich in Anspruch nehmen können. Aber er ist ebenso unzweifelhaft verpflichtet, sich den Folgen seiner negativen Haltung zu unterwerfen. Der Einzelne würde töricht handeln, wenn er sich selbst für seine Ueberzeugung ganz nutzlose, vielleicht schwere Opfer auferlegen wollte. Anders verhält sich die Sache, wenn größere Kreise des Volkes geschlossen vorgehen und die herrschende Gewalt zu scharfen Maßregeln zwingen. Dann kann wenigstens durch den Eindruck einer solchen Opposition ein Erfolg im Sinne der Abänderung oder Milderung des Gesetzes erzielt werden.

Systeme, das sogar in Rußland und in der Türkei jetzt in der Vorbereitung begriffen zu sein scheint.

Bis vor wenigen Jahrzehnten gab es in allen Staaten, in denen das Volk verfassungsmäßig zur Mitwirkung an der Gesetzgebung und zur Kontrolle der Verwaltung berufen ist, im wesentlichen nur zwei große Parteien, die konservative und die liberale Partei.

Die unterscheidenden Merkmale sind tief in der menschlichen Natur begründet und bilden die unvertilgbaren Bestandteile zweier verschiedener, zum Teil entgegengesetzter Weltanschauungen, die sich seit undenklichen Zeiten, wie weit wir auch in der Geschichte zurückblättern mögen, stets und überall feindlich gegenüber gestanden und mit wechselndem Erfolge heftig bekämpft haben. Hegel, dessen Staatsphilosophie auf der bedenklichen dialektischen Lehre von dem relativen Rechte aller historischen Erscheinungen beruhte, erkannte das Beharren wie das Fortschreiten in den Institutionen des öffentlichen Lebens als gleich notwendig an und fand den Sinn der politischen Wirklichkeit in dem Wechselspiel beharrender und vorwärts treibender Kräfte.

Inzwischen ist in allen Staaten, namentlich auch im Deutschen Reiche, infolge neuer, vielfach unberechtigter Parteibildungen eine Zersplitterung eingetreten, welche die ursprünglichen reinen Begriffe zu verwischen oder doch zu verdunkeln droht. Es ist deshalb an der Zeit, jene alte berechtigte Unterscheidung wieder zum Bewußtsein zu bringen.

Die konservative Weltanschauung beruht auf dem Beharrungsprinzip und vertritt den Glauben an eine höhere Autorität. Sie setzt eine göttliche Weltordnung voraus, an deren Einrichtungen ohne Frevel nicht ge-

rüttelt werden dürfe; sie hält fest an den Traditionen vergangener Jahrhunderte und warnt vor Änderungen, deren Folgen nicht zu übersehen seien. Ängstlich behütet sie die durch das Alter geheiligten Privilegien der höheren Stände, insbesondere des Adels, hält eine abgeschlossene Klassengliederung für die beste Stütze der gesellschaftlichen Ordnung und tritt energisch jedem Versuche entgegen, an der unauflöslichen Verbindung zwischen Thron und Altar zu rütteln. Das Heil der Völker sieht sie nur gewährleistet in einer fest fundierten monarchischen Staatsform und sträubt sich gegen die Anerkennung der Gleichberechtigung aller Religionsgesellschaften.

Unter Liberalismus ist die Weltauffassung zu verstehen, die die Freiheit des Einzelnen nur soweit beschränken läßt, als es das Wohl der Gesamtheit unbedingt erfordert. Die Liberalen fordern Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze und demgemäß die Abschaffung aller Privilegien. Sie treten ein für die volle Bewegungsfreiheit, die nur soweit eingeschränkt werden dürfe, als es durch die Rücksicht auf das Gemeinwohl und die gegensätzlichen Interessen geboten erscheine. Sie sind deshalb der Ansicht, daß alle Schranken und Lasten aufzuheben seien, welche der Verkehrsfreiheit in Handel und Wandel entgegenstehen. Die liberale Anschauung kennt keine mit Vorrechten ausgestattete Kirche; alle Religionsgesellschaften sind gleichberechtigt und denselben Gesetzen unterworfen. Der Staat hat, da ein organischer Zusammenhang mit der Kirche nicht besteht, jeden kirchlichen Einfluß auf die Erfüllung der staatlichen Aufgaben, insbesondere auf Leitung und Aufsicht der Schulen, zurückzuweisen.

Die reinliche Scheidung zwischen Konservativen und

Liberalen ist in allen Ländern längst durchbrochen. Es hat sich eine Reihe von Parteien abgesondert, zum Teil solche, die die bisherigen politischen Systeme in der Richtung schärfster, vor nichts zurückschreckender Konsequenz weiterzubilden suchen, zum Teil solche, die die wirtschaftlichen Interessen kräftiger betonen zu müssen glauben, und endlich solche, die in der Vermittelung der anscheinend widerstreitenden Prinzipien und Interessen ihre wesentliche Aufgabe erblicken. Diese Zersplitterung ist im höchsten Grade zu beklagen, sie hat Verwirrung in die Massen des Volkes getragen und die fruchtbringende Wirksamkeit des konstitutionellen Systems vielfach vereitelt. Nach meiner Ansicht sind unbedingt verwerflich alle Parteiorganisationen, die auf einer Vertretung einzelner Klassen des Volkes beruhen, die einseitig die materiellen Interessen ihrer Mitglieder verfolgen oder die ihre politische Stellung durch fremde, nicht auf staatlichem Gebiete liegenden Ziele und Einflüsse bestimmen lassen. Als schädlich zu betrachten ist deshalb in erster Linie die Sozialdemokratie, solange sie den allen demokratischen Grundsätzen widersprechenden Standpunkt der ausschließlichen Vertretung der Arbeiterklasse festhält; sobald sie diesen törichten Standpunkt verläßt, wird man ihr den ihr als äußerster liberaler Partei gebührenden Einfluß einräumen müssen. Nicht minder energisch ist der Bund der Landwirte zu bekämpfen, der das Wohlergehen der Gutsbesitzer in gläubiger Naivetät mit dem Wohle des Volkes verwechselt und mit verblüffender Offenheit und Unterdrückung aller Gewissensbedenken die ausschließliche Förderung der landwirtschaftlichen Interessen zum offiziellen Parteidogma erhoben hat. Mit Recht wird endlich von jedem liberalen Manne die Existenz der Zentrumspartei bedauert,

deren Grundtendenz, die einseitige Wahrung der angeblich bedrohten Rechte der römisch-katholischen Kirche, jeder tatsächlichen Begründung entbehrt, und deren unheilvoller Tätigkeit vorzugsweise der Niedergang unseres gesunden politischen Lebens und die so überaus beklagenswerte schroffe konfessionelle Scheidung des deutschen Volkes zuzuschreiben ist. *)

*) Wenngleich eigentlich unnötig, kann es vielleicht doch nicht schaden, den Vorbehalt zu wiederholen, daß sich die Schärfe meiner Kritik nicht gegen die Personen, sondern nur gegen die Organisationen, ihre Ziele und Mittel richtet. Ich habe während meines ganzen Lebens zu Mitgliedern der verschiedensten Parteien in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden; selbst während der heftigsten Wahlkämpfe hat der gesellige Verkehr höchstens eine kaum bemerkliche, jedenfalls rasch vorübergehende Trübung erlitten. Ich meine, daß es überhaupt im höchsten Grade wünschenswert wäre, wenn die Parteien allmählich sich wieder zu dem schönen, von mir stets befolgten Grundsatz bekennen wollten, auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auf das Vorurteil der mangelnden Ehrenhaftigkeit und Aufrichtigkeit und auf den dadurch erzeugten persönlichen Haß ist, neben dem von der römisch-katholischen Kirche mit immer größerer Strenge durchgeführten Abschließungssysteme, die Hauptschuld an den Mißständen zurückzuführen, welche als Folgen der nicht zu umgehenden politischen Kämpfe den gesunden gesellschaftlichen Verkehr in bedrohlicher Weise zu untergraben beginnen. Ich habe, und wie mir, wird es wohl den meisten ergangen sein, viele brave und ehrenwerte Leute in allen Parteien gefunden, die lediglich ihrer, wenn auch nach meiner Ansicht mißleiteten Ueberzeugung folgen und niemals den geringsten Anlaß gegeben haben, an ihrer ungeschmälerten Ehre Zweifel hegen zu dürfen. Alle diese Männer haben mir nie ein Hehl daraus gemacht, daß sie die häßlichen Ausschreitungen einzelner Führer und Agitatoren entschieden mißbilligen, und daß sie die Verantwortlichkeit für die pöbelhafte Kampfesweise, die ihre Stärke vorzugsweise in der Lüge und in

Leider ist die Befürchtung nur zu sehr begründet, daß diese drei mächtigen Parteien durch ihre Tätigkeit auf lange Zeit hinaus eine gesunde Entwickelung der politischen Verhältnisse im Deutschen Reiche verhindern und die wahren Interessen des Volkes dadurch empfindlich schädigen werden. Eine Besserung ist nur zu erwarten, wenn die unabhängigen Elemente des liberalen Bürgertums in Stadt und Land — und das Bürgertum ist und denkt in seiner großen Mehrheit liberal — in der Form einer geschlossenen, einigen Partei wieder den ihm gebührenden ausschlaggebenden Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung gewinnen. Die notwendige Vorbedingung einer solchen Einigung ist die Aufstellung eines Programms, welches auf der einen Seite die liberalen Prinzipien mit Entschiedenheit betont, auf der anderen Seite aber soweit und allgemein gefaßt ist, daß es sich für alle Schichten der Bevölkerung zur Annahme eignet und für Meinungsverschiedenheiten den erforderlichen Spielraum läßt.

Für die konservative Partei, deren Existenz für das

---

der Verleumdung anständiger Menschen sucht, eine Kampfesweise, wie sie den niederen Preßorganen der Sozialdemokratie und des Zentrums eigen zu sein pflegt, weit von sich ablehnen würden. Ein Teil der Verantwortlichkeit bleibt freilich auf ihnen lasten: sie wären eigentlich doch verpflichtet, eine derartige, gewissenlose Verhetzung auch öffentlich mit Entrüstung zurückzuweisen und jedenfalls ihr jede Unterstützung zu verweigern.

Bei aller Objektivität, der ich mich zu befleißigen bemühe, glaube ich mit Genugtuung konstatieren zu können, daß, von geringen Ausnahmen abgesehen, gegen die liberale Presse (ich verstehe darunter die Zeitungen, welche die Anschauungen der freisinnigen und der nationalliberalen Parteien vertreten) ein derartiger Vorwurf mit Recht nicht erhoben werden kann.

richtig fungierende Staatsleben unbedingt als notwendig anzuerkennen ist, braucht man nicht zu sorgen, weil ihre Kadres in dem Großgrundbesitze, in der Beamtenschaft und in der höheren Geistlichkeit von selbst gegeben sind; außerdem übt der ihr zufallende Beruf, den ungestümen Fortschritt des Liberalismus zu zügeln und vor Überstürzungen zu bewahren, auch auf manche andere eine verführerische Anziehung aus.

Die mittleren Parteien würden allerdings bei einer derartigen Konstellation verschwinden müssen. Sie könnten indes auch entbehrt werden, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß sie bei dem Drucke der von beiden Seiten auf sie wirkenden großen Parteien auf die Dauer einen maßgebenden Einfluß nicht gewinnen können*).

Ein allgemeines Programm, auf dessen Boden die Liberalen aller Schattierungen sich vereinigen können, aufzustellen, stößt allerdings auf nicht geringe Schwierigkeiten. Sie lassen sich indes nach meiner Meinung ohne zu große Mühe überwinden, wenn man sich nur entschließt, sich auf die wirklich liberalen Prinzipien zu beschränken und in den wesentlichen Fragen abweichende Ansichten zu gestatten. Nach beiden Richtungen eine weise Beschränkung zu üben, ist um so mehr geboten, als in der Politik alles

*) Auf die vermittelnden Parteien dürften oft die treffenden Worte Puchtas Anwendung finden:

„Es gibt entgegengesetzte Irrtümer, und hier tut man wohl, die Wahrheit in der Mitte aufzusuchen; aber auch Irrtum und Wahrheit erscheinen als „Extreme". Wer dort die richtige Mitte sucht, der kann irren (denn zwischen Schwarz und Weiß liegt nicht bloß die Farbe, sondern auch das Grau), aber er kann die Wahrheit treffen; hier jedoch muß er irren, denn zwischen Irrtum und Wahrheit gibt es keine Mitte."

in beständigem Flusse begriffen ist und die Geschichte der letzten 50 Jahre uns gezeigt hat, wie rasch auf ihren wichtigsten Gebieten die Anschauungen sich verändern. Nur über die zu erstrebenden, ich möchte sagen: idealen Ziele muß man einig sein; über die Mittel können die Ansichten auseinandergehen, wenn man nur das Ziel selbst nicht aus den Augen verliert. Wenn ein Mittel sich als untauglich erwiesen hat, so greift man eben zu einem anderen, und wenn das Ganze mit einem Male nicht zu erreichen ist, so begnügt man sich vorläufig mit einem Teile. Das schlimmste Hindernis der Einigung aller Liberalen liegt darin, daß gerade in den fortgeschrittenen Parteien sich zu viele, im übrigen tüchtige und ehrenwerte Elemente befinden, die als starre, „unentwegte" Prinzipienreiter alles mit dem Nimbus des Prinzips umkleiden und auch in den ganz unwesentlichen Dingen, den Adiaphora, jede Konzession an eine abweichende Meinung als Parteiverrat verwerfen. Ich kann um so bestimmter mich hierüber äußern, als ich selbst in früheren Jahren dieser Kategorie angehört und die Erfahrung gemacht habe, daß das Vorwiegen einer solchen Gesinnung, die übrigens den besten Motiven entstammt, der liberalen Sache nur zum äußersten Schaden gereicht.

Alle politischen Parteien*) haben unter den bösen

*) Die Zentrumspartei kommt als politische Partei nicht in Betracht. Die feste Einigkeit, deren sie sich so gerne zu rühmen pflegt, ist nicht die Folge einer Uebereinstimmung in der politischen Anschauung, sie gründet sich vielmehr ganz allein auf die Übereinstimmung des religiösen Bekenntnisses. In der Zentrumspartei finden alle politischen Richtungen Unterkommen. Der feudale Hochadel und der arme Bauer, der Schutzzollagrarier und der freihändlerische Bürger, der Großunternehmer und der sozialdemo-

Folgen der Ketzerrichterei mehr oder weniger zu leiden gehabt. Naturgemäß ist sie am stärksten ausgebildet in den radikalen und in den Minoritätsparteien, deren Mitglieder ihre gegenseitige Gesinnungstüchtigkeit mit argwöhnischen Blicken zu überwachen pflegen. Manche tüchtige Kraft ist einer Partei schon durch die Überspannung eines zu sehr spezialisierten Programms verloren gegangen. Es ist eben unabhängigen Männern nicht gegeben, sich der Herrschaft einzelner tonangebender Führer zu fügen, mögen sie auch noch so sehr durch glänzende Gaben zur Führerrolle befähigt erscheinen. Es darf vielmehr keinem verwehrt werden, seine mit den Ansichten seiner Parteifreunde nicht übereinstimmenden Meinungen zu verteidigen und durchzusetzen, wenn sie nur mit den allgemeinen Normen des weitzufassenden Programms in Einklang stehen.

Auf der anderen Seite kann keine Partei ohne Parteidisziplin bestehen, die jedem Mitgliede die unbedingte Pflicht auferlegt, in den politischen Fragen sich der Majorität der mit gleicher Autorität ausgestatteten Freunde zu unterwerfen. Es wird dies auch den selbstbewußten und unabhängig denkenden Männern um so leichter werden, als ja die eigentlichen Gewissensfragen durch

---

kratischen Neigungen huldigende Arbeiter, der Vertreter des Absolutismus und der Anhänger des Parlamentarismus sitzen friedlich nebeneinander. Zusammengehalten werden sie nur durch den Dogmenglauben der römisch-katholischen Kirche, deren wunderbare Macht sich gerade darin zeigt, daß sie imstande ist, mit ihrem weiten Mantel die größten Gegensätze zu verdecken. Die Zentrumspartei mag sich ihrer Einigkeit, wie so vieler anderer Dinge, rühmen; sie beruht auf innerer Unwahrhaftigkeit und wird daran zugrunde gehen. Ernster denkenden Männern bietet sie nur das traurige Bild vollendeter politischer Charakterlosigkeit.

das nichtberührte Programm gedeckt werden und es sich nur um zeitig begrenzte oder Zweckmäßigkeitsfragen oder gar um politisch ganz unwesentliche und untergeordnete Dinge handeln kann. In dem übertriebenen Individualismus liegt für alle Parteien eine große Gefahr, die unter Umständen ihre erfolgreiche Aktionsfähigkeit zu lähmen droht. Erfahrungsgemäß gibt es überall viele sonst ganz gewiß ehrenwerte Leute, die in dem eigensinnigen Festhalten an einmal gefaßten Meinungen das sichere Kennzeichen eines politischen Charakters erblicken und Nachgiebigkeit, selbst den eigenen Freunden gegenüber, für eine Schande zu halten geneigt sind. Solche Starrköpfe sind oft unerträglich, aber oft auch wieder leicht ausgesöhnt. Sie denken eben zu wenig an die Wahrheit, die dem Lessing'schen Worte zugrunde liegt:

„Es muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen!"

Ich habe immer in der Unterwerfung unter das Urteil der Majorität gleichdenkender Parteifreunde ein Merkmal sittlicher und geistiger Größe gefunden und vielfach Gelegenheit gehabt, die Selbstüberwindung bedeutender Männer zu bewundern. Der alte, schöne Grundsatz: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus autem caritas!", den man bei kirchlichen Meinungsverschiedenheiten der Beachtung zu empfehlen liebt, verdient in viel höherem Grade, als es bisher geschehen, auch im politischen Parteileben beherzigt zu werden.

Im Anschluß hieran möchte ich kurz einige derjenigen Gründe andeuten, welche das Verständnis unter den eigenen Gesinnungsgenossen erschweren oder gar unter den Mitgliedern derselben Partei zu einer verschiedenen Beurteilung über Fragen politischer oder wirtschaftlicher Natur führen. Es sind dieses Gründe, die sich aus der

Distanz ergeben. Zeitig genommen, liegt die Sache klar. Die meisten Menschen verfallen in den Fehler, von dem selbst die objektivsten Historiker sich nicht gänzlich frei zu halten vermögen: sie pflegen an die politischen Begebenheiten und Kämpfe der Vergangenheit lediglich den Maßstab ihrer inzwischen geläuterten oder gewachsenen Einsicht sowie als entscheidend den Maßstab des Erfolges zu legen. Sie können sich — ein solcher Umschwung vollzieht sich im Laufe von nur wenigen Jahrzehnten — die damaligen, ganz anders gearteten Verhältnisse nicht mehr mit genügender Klarheit vorstellen und es deshalb nicht begreifen, daß dadurch eine andere Haltung und eine andere Kampfesweise bedingt wurde, als sie nach den gegenwärtigen Umständen und den herrschenden Anschauungen hätte gebilligt werden können. Und wenn sie schließlich dem Erfolge die ausschlaggebende Beweiskraft beilegen, so vergessen sie nur zu leicht, daß sie selbst in den eigenen Kämpfen der Gegenwart doch auch nicht immer der Victrix causa huldigen, vielmehr auf die Gefahr der Niederlage hin als Männer von Ehre und Charakter für die bessere, wenn auch schwächere Sache mit allen Kräften einzutreten sich verpflichtet halten. Die Geschichte der letzten Zeit bietet uns zahlreiche Belege; man braucht nur an die späteren Urteile über die Bewegung des Jahres 1848, über die Konfliktszeit und über den Kulturkampf zu denken.

Aber auch die räumliche Distanz und damit das richtige Augenmaß zu gewinnen, stößt auf große Schwierigkeiten. Ich verstehe darunter die Verschiedenheit der Beurteilung, je nachdem man der entscheidenden Körperschaft angehört oder nicht. Die breite Masse des Volkes sieht die Dinge mit anderen Augen an, als diejenigen Männer,

die dazu berufen sind, in den Behörden oder in den politischen und kommunalen Korporationen gewissermaßen in amtlicher Eigenschaft die vorliegenden Fragen rein sachlich zu prüfen und nach sorgfältiger Erwägung aller in Betracht kommenden Momente ihre maßgebende Stimme abzugeben. Das ergibt sich aus dem Verantwortlichkeitsgefühle, welches ihrem Ermessen enge Schranken zieht und sie verhindert, an sich wünschenswerte Ziele zu verfolgen, wenn deren Erreichung ohne schwere Schädigung anderer zu schonenden Interessen nicht möglich ist. Die Gesinnungsgenossen im Lande, die dem Kampfplatze ferner stehen und mit der Fessel eigener Verantwortung nicht belastet sind, lassen frisch, fromm, fröhlich und frei gerne allen ihren Wünschen die Zügel schießen und wundern sich über die ablehnende Haltung ihrer Vertreter, deren eigentliche Motive sie nicht vollständig zu durchschauen vermögen. Davon weiß jeder Parlamentarier ein nicht immer wohlklingendes Lied zu singen.

Dazu tritt als drittes Moment die Verschiedenheit widerstreitender Interessen. Der Nutzen des einen wird oft bedingt durch den Schaden des andern. Einrichtungen, die der einen Berufsklasse zum größten Vorteile gereichten und deshalb freudig von ihr begrüßt werden, können unter Umständen auf andere oder gar auf alle übrigen Klassen eine höchst nachteilige Wirkung üben und zu Klagen Veranlassung geben, deren Berechtigung nicht zu bestreiten ist. Den richtigen Ausweg zu finden ist eben die schwierige Aufgabe des Staates, und sich den klaren Blick nicht trüben zu lassen, die erste Pflicht aller derjenigen, die an der Verwaltung und Gesetzgebung mitzuarbeiten haben. Tausendfache Beispiele liefert das weite Gebiet der Volkswirtschaft und der Zoll- und Steuerpolitik.

Als neutrales, alle Parteien gleichmäßig treffendes Beispiel möchte ich auf die Konsumvereine verweisen, die, einst als Heilmittel für die sozialen Schäden hoch gepriesen, jetzt von allen Seiten mit scheelen Augen angesehen werden, weil sie die Erwerbsklassen des Mittelstandes empfindlich zu schädigen geeignet sind. Es bewährt sich auch hier wieder der alte Satz, daß jede Medaille ihre Kehrseite hat.

Nach meiner wohlerwogenen Überzeugung sind die unentbehrlichen, aber auch vollkommen genügenden Kardinalpunkte eines liberalen Parteiprogramms folgende:

1. Ausbau des konstitutionellen Systems durch Wahrung und Stärkung der Rechte der Volksvertretung.

2. Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz und Aufhebung aller staatlichen Privilegien.

3. Verteilung und Erhebung der öffentlichen Lasten nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit.

4. Organisation des Schutzes und der Staatshilfe für die wirtschaftlich schwachen Teile der Bevölkerung.

5. Freiheit in Handel und Gewerbe, im inneren wie im internationalen Verkehr; Beschränkungen, insbesondere Schutz- und Finanzzölle auf unentbehrliche Lebensmittel, sind absolut zu verwerfen und sonst nur aus überwiegendem Staatsinteresse vorübergehend zu gestatten.

6. Trennung des Staates von den Kirchen und absolute Gleichberechtigung aller Bürger ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntnis.

7. Die Schulen sind Staats- und Gemeindeanstalten und jedem kirchlichen Einflusse entzogen.

Das sind die sieben Gebote, die jeder Mann, der der

liberalen Partei angehören will, zu halten sich verpflichten muß. Ausgelassen sind diejenigen selbstverständlichen Forderungen, die von allen wirklich politischen Parteien gleichmäßig gestellt werden, wie das Eintreten für die Sicherheit des Vaterlandes, die Wehrkraft des Staates und die Wohlfahrt des gesamten Volkes. Im übrigen aber ruht der liberale Gedanke in den sieben Geboten auf so massiven Fundamenten, daß in seinem Baue, ohne ihn ins Wanken zu bringen, alle liberalen Männer mit ihrer ausgeprägten, gerade dem Liberalismus eigentümlich zukommenden Eigenart friedliche Unterkunft finden können.

Aus dem obigen scharf und knapp formulierten Programm ergibt sich die Beantwortung einer Reihe von politischen Fragen, die an und für sich höchst bedeutsam sind, ganz von selbst. Viele anderen politischen Streitpunkte, die in der traditionellen Form der Parteierörterungen einen breiten Raum einzunehmen pflegen, sind nach meiner Ansicht gänzlich auszuschalten, weil sie entweder das Gebiet der Politik nicht betreffen und ganz unwesentlich erscheinen, oder solche sind, die dem Wandel der Zeiten und der Verhältnisse unterliegen und einer verschiedenen Beurteilung auch seitens liberaler Männer fähig sind. Bei Ausführung des Programms darf man nie vergessen, daß es sich nicht um logische oder moralische, sondern um politische Fragen handelt. Wenn man auch nicht soweit gehen will, mit einem berühmten Schriftsteller das Wesen der Politik, im Gegensatze zur Philosophie, in der Inkonsequenz zu finden, so kann man doch unbedenklich sie als die Kunst des Erreichbaren bezeichnen, die am Besseren nicht das Gute scheitern läßt und unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft lediglich unter Berücksichtigung der gegenwärtig gegebenen Verhältnisse „den

Augenblick ergreift", um das Programm, soweit es die Lage gestattet, der Verwirklichung näher zu bringen.

Zu jenen selbstverständlichen Folgerungen gehört in erster Linie die Stellungnahme gegen das Zwei-Kammersystem. Die Notwendigkeit eines dritten gesetzgebenden Faktors neben der Staatsregierung und der Volksvertretung läßt sich durch keinen vernünftigen Grund erweisen. Daß die Staaten tatsächlich ohne eine derartige Einrichtung vortrefflich auskommen können, lehrt einfach der Bestand des Deutschen Reiches. Eine lange Erfahrung führt dagegen zu der unwiderleglichen Erkenntnis, daß alle derartigen Körperschaften, wie Senate und Herrenhäuser, nur zu oft einen schwer zu überwindenden Hemmschuh gegen alle gesunde, freiheitliche Entwickelung bilden und reaktionären Regierungen als bequemes, willfähriges Mittel dienen, das Odium für manche, dem wahren Wohle des Volkes widersprechende Maßregeln auf andere Schultern abzuwälzen. Die Majorität hängt immer von der Willkür der Regierung ab; schon dieser Gesichtspunkt allein sollte hinreichen, die Abschaffung solcher veralteter, unnötiger und oft schädlich wirkender Einrichtungen zu rechtfertigen. Die Zeit scheint übrigens nicht mehr fern zu sein, die die tatsächliche Lösung der Frage zu versuchen bestimmt ist; es deuten wenigstens manche Anzeichen darauf hin, daß in England, dem Lande der politischen Erbweisheit, die im liberalen Teile des Volkes wurzelnde Stimmung gegen das Oberhaus schon in nächster Zeit zu einem politischen Kampfe drängen wird, der gegen seine Existenz selbst gerichtet ist.

Ähnlich verhält es sich mit der Forderung auf Aufhebung der Fideikommisse, die, obwohl mit den modernen Anschauungen in offenem Widerspruch stehend,

noch in einzelnen Staaten, namentlich in Preußen, gesetzlichen Schutz finden. Ihre Verwaltung durch die Gerichte ist eine unerhörte Bevorzugung des Reichtums und der Grundaristokratie. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkte betrachtet liegen die schweren Schädigungen, die durch die Fideikommisse der Volkswohlfahrt zugefügt werden, so klar auf der Hand, daß es fast wunderbar erscheint, daß es der fortschreitenden besseren Erkenntnis auf diesem Gebiete bisher nicht gelungen ist, den erklärlichen Widerstand der feudalen Aristokratie zu brechen. Zu lange wird freilich der Zustand nicht mehr dauern können: Das rasche Anwachsen der Bevölkerung wird mit gebieterischer Notwendigkeit auf die Dauer die Aufteilung der großen Latifundien erzwingen.

Die aufgestellten Prinzipien führen ferner von selbst zu der Forderung *des Ausbaues der Gesetzgebung im Sinne jener sozialen Idee*, die seit geraumer Zeit die Anschauungen unserer Generation zu beherrschen begonnen hat. Zurückdrängen, wie manche ängstliche Leute wünschen, läßt sich eine derartige Bewegung nicht, welche die besten Kreise des Volkes mit unwiderstehlicher Gewalt ergriffen hat. Es ist nicht zu befürchten, daß die Grenzen, die durch die Rechtsschutzpflicht des Staates und die Notwendigkeit der Erhaltung des individuellen Eigentumsbegriffes gezogen sind, leicht überschritten werden, weil jede Maßlosigkeit gerade auf diesem Gebiete sich sofort bitter rächen würde und die unerfreuliche Hemmung einer an sich freudig zu begrüßenden Entwickelung zur Folge haben müßte.

Auf dem wirtschaftlichen Gebiete beginnt es, wie es scheint, in den Geistern wieder zu tagen. Die bösen Erfahrungen, welche das deutsche Volk als natür-

liche Folgen der unseligen 1879 von Bismarck eingeleiteten Reaktionspolitik hat erdulden müssen, weisen von selbst wieder auf jene, dem Boden des echten Liberalismus entwachsene Theorie hin, die man mit dem Namen des Freihandels (im weitesten Sinne des Wortes) zu bezeichnen pflegt. Wie ich aus manchen Anzeichen schließen zu dürfen glaube, werden wir in nicht zu ferner Zukunft gezwungen sein, wieder an jene segensreiche, großzügige Wirtschaftsepoche anzuknüpfen, in der weise Staatsmänner das deutsche Volk unter Führung Preußens durch konsequente Durchführung des liberalen Gedankens zu gewaltiger Höhe der Volkswohlfahrt emporgehoben haben. Auf die Dauer ist im internationalen Verkehr ein System, das nur auf der törichten Annahme eines beständigen Widerstreites feindseliger Interessen beruht, nicht zu ertragen; die Spannung wird schließlich nur durch gewaltsame Mittel zu lösen sein. Diese Einsicht führt von selbst wieder auf den bis 1879 mit großem Erfolge betretenen Weg, durch Handelsverträge mit der Meistbegünstigungsklausel dem erwünschten Ziele wenigstens so nahe wie möglich zu kommen.

Aber auch im inneren Verkehre wird schließlich die Bevorzugung einzelner Klassen und die Abschließung der Gewerbe als unerträglicher Mißstand empfunden werden. Es wird sich, davon bin ich überzeugt, bald wieder die Erkenntnis Bahn brechen, daß nur durch Befreiung von allen Fesseln und Beschränkungen die individuellen Kräfte zur vollen Entfaltung gelangen und die anscheinenden Gegensätze in den Interessen der verschiedenen Klassen der Bevölkerung überwunden werden können.

Die zweite Gattung umfaßt alle diejenigen Fragen, die mit den eigentlichen politischen Grundsätzen nur in

losem Zusammenhange stehen und deshalb als unwesentlich zu behandeln sind. Dahin gehört das ganze weite Gebiet der juristischen Gesetzgebung im engeren Sinne, das Zivil- und Strafrecht, der Zivil- und Strafprozeß, das Handels- und Konkursrecht und was sonst noch dazu gerechnet zu werden pflegt. Dahin gehören alle die Fragen, welche mit dem Münz- und dem Währungssysteme sowie mit der von unverständigen Leuten mit Unrecht immer wieder angegriffenen, für den ganzen Handel unentbehrlich gewordenen Reichsbank in Verbindung stehen. So kann man, um nur zwei Beispiele zu wählen, über die Art und das Maß der Beteiligung des Laienelementes an der Rechtsprechung geteilter Ansicht sein, und man kann über die Todesstrafe und die Prügelstrafe (im Sinne der Zufügung körperlichen Übels) von der herrschenden landläufigen Meinung abweichen, ohne dadurch der liberalen Idee untreu zu werden.

Eines weiteren Eingehens bedarf es nicht; das Gebiet der Adiaphora ist unendlich groß und gestattet zweifellos den liberalen Männern, in manchen Punkten anders zu denken, als die Mehrheit der Parteigenossen. In den entscheidenden politischen Kämpfen werden sich alle wieder zusammenfinden auf demselben Boden des liberalen Gedankens*).

---

*) Burke, unter den großen englischen Staatsmännern und Parteiführern des 18. Jahrhunderts wohl der bedeutendste, scheint mir in dieser schon damals umstrittenen Frage im Ganzen das Richtige getroffen zu haben, wenn er sich in einer bemerkenswerten Abhandlung dahin äußert: „Partei bedeutet eine Schar von Männern, die zusammentreten, um mit vereinten Kräften das nationale Interesse nach einem bestimmten Prinzip, über welches alle einig sind, zu befördern .... Männer von freier Denkungs-

Eine eigentümliche Stellung nimmt die Frage des Wahlrechts ein. Sie beansprucht eine nähere Erörterung schon deshalb, weil von gewisser Seite der Versuch gemacht wird, die Stellung zu dieser Frage zu einem „Schiboleth" der liberalen Parteien aufzubauschen. Sie bietet damit ein klassisches Beispiel für die heillose Verwirrung, die in sonst klaren Köpfen durch das starre, gedankenlose Festhalten an vermeintlichen Prinzipien, in die man sich verbissen hat, angerichtet werden kann.

Nach dem in Preußen herrschenden Wahlrechte, das auch in einzelnen anderen Staaten, wenn auch in anderer Fassung, Geltung hat, vollzieht sich die Wahl zum Hause der Abgeordneten durch Wahlmänner, die von den in drei Klassen nach Maßgabe der Steuern geteilten Wählern in öffentlicher Stimmabgabe gewählt werden. Gegen dieses sog. Dreiklassensystem sind seit langer Zeit schwere, zum größten Teile berechtigte Vorwürfe erhoben worden. Mit Recht wird es als Ungerechtigkeit empfunden, daß die große Masse der Wähler der dritten Klasse von der Minorität der in den beiden oberen Klassen vereinigten Wahlberechtigten immer majorisiert werden kann. Man

---

art werden in einzelnen Fällen abweichender Meinung sein.... Wenn die Frage ihrer Natur nach zweifelhaft oder nicht sehr wesentlich ist, so wird die Bescheidenheit, die den Einzelnen geziemt, und jene Parteilichkeit, welche einer mit Besonnenheit gewählten Freundschaft ansteht, oft ihre Zustimmung zur allgemeinen Ansicht herbeiführen. So wird Meinungsverschiedenheit selten sein und wird nur soweit vorkommen, daß Freiheit gewahrt bleibt, ohne der Eintracht zu schaden. Und das ist alles, was jemals erforderlich war, um einer Parteiverbindung das Gepräge größter Einheit und Festigkeit zu verleihen".

bemängelt den rein plutokratischen Charakter dieses Systems und weist auf die geradezu lächerliche, Hohn und Spott herausfordernde Tatsache hin, daß die rein zahlenmäßige Dreiteilung, namentlich in größeren Gemeinden, zu ganz absurden Resultaten, insbesondere dahin führt, daß in der ersten Abteilung einem oder nur wenigen Wählern dieselben Rechte beigelegt werden, wie den Hunderten von Wählern in den unteren Abteilungen, oder — und das sei die haarsträubendste Kritik — daß, während ein oder wenige reichgewordene Emporkömmlinge die erste Klasse beherrschen, Männer der höchsten Stellung, des höchsten Ansehens und der höchsten Bildung dazu verurteilt seien, in Reihe und Glied mit den vielen Arbeitern und kleinen Handwerkern ihre bedeutungslose Stimme abzugeben. Man tadelt ferner die vorgeschriebene Vermittelung durch Wahlmänner, die den eigentlichen Willen des Volkes nicht richtig wiederzugeben vermögen, und man beklagt es bitter, daß nicht durch die geheime Wahl die Freiheit des Wählers hinreichend gesichert sei.

Diesem mit Recht so scharf angegriffenen Wahlsysteme steht nun dasjenige gegenüber, welches aus der Verfassung des Norddeutschen Bundes in die Verfassung des Deutschen Reiches übernommen ist. Nach Art. 20 geht der Reichstag aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor. Bismarck hat 1867 bei der Beratung im Norddeutschen Reichstage erklärt, daß er kein anderes Wahlrecht kenne, welches besser und freier von Mängeln sei, und hat das preußische Dreiklassensystem als das widersinnigste, elendeste Wahlgesetz bezeichnet. Diese Äußerungen Bismarcks werden nun immer als Sprüche höchster politischer Weisheit für die Verwerflichkeit des preußischen Wahlrechts und die Notwendigkeit seines Ersatzes durch

das Wahlrecht des Deutschen Reiches zitiert. Und das ist der Humor davon! Auf die Autorität eines Bismarck für den Wert oder Unwert eines Wahlsystems sich zu berufen, ist doch für liberale Männer die köstlichste politische Satire, die je geschrieben worden ist. Die guten Leute vergessen dabei, daß die scharfen Worte Bismarcks nur der Ausdruck seiner Verbitterung darüber waren, daß mit diesem vermaledeiten Wahlrecht während der Konfliktszeit der Liberalismus glänzende Siege errungen und eine überwältigende Oppositionsmajorität gewählt hatte, die seinen Plänen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen konnte, und daß es den Anschein hatte, daß auch in Zukunft das gehaßte liberale Bürgertum mit diesem Wahlrechte die politische Herrschaft behaupten werde. Hätte er geahnt, daß dasselbe Wahlrecht, das er so sehr verdammte, weil es nach seiner Meinung nur den liberalen Parteien zu Gute kam, im Laufe der Zeit bald zu ganz anderen Resultaten führen und seiner, der konservativen Partei auf lange Jahre das noch andauernde Übergewicht verschaffen würde, so würde er, der kühle Realpolitiker, der, wie man wohl, ohne seinen großen Verdiensten zu nahe zu treten, behaupten darf, sein ganzes Leben hindurch in der inneren Politik ein überzeugter Reaktionär geblieben ist, nicht den geringsten Anstand genommen haben, das Dreiklassensystem als der politischen Weisheit letzten Schluß zu preisen*).

*) Bismarck hat übrigens in vertrauten Gesprächen niemals ein Hehl daraus gemacht, daß er mit Gewährung des gleichen Wahlrechts nur die Absicht verfolge, den ihm verhaßten Parlamentarismus durch sich selbst zu diskreditieren und der geschwächten Regierungsautorität die ihr gebührende ausschlaggebende Stellung wieder zu verschaffen. Er erklärte dabei ganz unum-

Doch, sei dem wie es wolle, seinem Urteil über das Dreiklassensystem wird jeder liberale Mann im ganzen nur zustimmen können. Entschiedene Verwahrung muß ich dagegen einlegen gegen die Forderung, das preußische Wahlrecht durch das Wahlrecht des Deutschen Reiches zu ersetzen. Ich weiß, daß ich dadurch in Gegensatz trete zu einem großen Teile meiner näheren politischen Freunde, glaube indes, diese Ketzerei wagen zu dürfen, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, der Felonie an den liberalen Grundsätzen beschuldigt zu werden. Ich nehme für mich das Recht in Anspruch, auch das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht*) einer Kritik zu unterziehen, und da habe ich nach sorgfältiger Erwägung aller Gründe die Überzeugung gewonnen, daß dies als Allheilmittel gepriesene Wahlrecht mindestens ebenso „elend und unsinnig" ist, wie das mit Recht so hart geschmähte Dreiklassensystem. Warum soll denn der Ersatz gerade nur in dem Wahlrechte gefunden werden, das Bismarck in die deutsche Reichsverfassung unter liberaler Flagge nur

---

wunden, daß er, falls das Reichstagswahlrecht sich in seinem Sinne nicht bewähren sollte, keinen Augenblick zaudern werde, es durch ein besser wirkendes Wahlrecht zu ersetzen.

*) Ein „allgemeines" Wahlrecht gibt es überhaupt nicht, weil, wieweit man es auch immmer fassen mag, doch eine große Anzahl von Bürgern aus natürlichen Gründen ausgeschlossen bleiben muß. Wenn die Verfassung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches sich dieses Wortes bedienen, so ist damit nur die „Gleichheit" der berechtigten Wähler gemeint. Da man indes glaubte, daß darin das Gleichheitsprinzip nicht klar und verständlich genug zum Ausdruck gekommen sei, so hat man gedankenlos dem „allgemeinen" das „gleiche" Wahlrecht hinzugefügt und in diesem Pleonasmus die alleinseligmachende, volkstümlich gewordene Formel gefunden.

deshalb hineingebracht hat, um die Kraft des ihm unbequem gewordenen liberalen Bürgertums zu brechen? Und ist ihm dies nicht nur zu gut gelungen? Ist nicht der Deutsche Reichstag seit vielen Jahren in der Tat nur noch das Zerrbild einer wirklichen Vertretung des deutschen Volkes? Um das zu leugnen, müßte man vor den offensichtlichen Tatsachen gewaltsam die Augen verschließen.

Was müssen wir von einem guten Wahlrechte verlangen? Daß es eine Repräsentation ergibt, die den Faktoren entspricht, die auf das Kulturleben der Nation den maßgebenden Einfluß ausüben. Das sind die Bildung, der Besitz und die arbeitstätige Masse des Volkes. Nur wenn diese drei Faktoren friedlich zusammenwirken, werden aus den Wahlen Männer hervorgehen, die nicht allein das Vertrauen des Volkes, sondern auch den Willen und die Fähigkeit besitzen, das Volk und seine wirklichen Interessen zu vertreten. Das ist eben der Grundfehler des gleichen Wahlrechts, daß es die beiden anderen gleichwertigen Faktoren ausscheidet oder doch fast zur Bedeutungslosigkeit herabdrückt und die nackte Zahl zum alleinigen ausschlaggebenden Faktor erhebt. Gewiß zeichnet sich das gleiche Wahlrecht durch Einfachheit aus; aber das ist auch sein einziger Vorzug. Im übrigen ist es innerlich unwahr. Die Menschen sind nun einmal tatsächlich ungleich, ihre geistigen und körperlichen Kräfte unterscheiden sich wesentlich voneinander. Auf ihrem harmonischen Zusammenwirken und auf dem Ausgleiche der Unterschiede beruht die ganze Kultur. Diese tatsächlichen Unterschiede, die unser ganzes Gesellschafts- und Erwerbsleben bestimmend durchdringen, können unmöglich als nicht vorhanden ignoriert werden, wenn es sich darum

handelt, in Ausübung des wichtigsten politischen Rechtes die ihrem Kulturstande entsprechende Vertretung der Nation festzustellen. Bei der Kritik des Dreiklassensystems weist man mit Recht darauf hin, daß es vorkommen kann und vorgekommen ist, daß ein reicher Wurstfabrikant allein die erste Klasse beherrscht, während Minister und andere Großwürdenträger, Gelehrte und Künstler ersten Ranges ihr Wahlrecht nur in Gemeinschaft mit der großen Menge der Wähler dritter Klasse ausüben dürfen. Und deshalb fordert man das gleiche Wahlrecht, das — und das ist wieder der Humor davon! — diesen dort sporadisch zutage tretenden lächerlichen Widersinn überall für das ganze Volk zum Grundsatze erhebt!

Seit vielen Jahren haben sich die besten Köpfe an der Aufgabe versucht, ein allen gerechten Forderungen entsprechendes Wahlsystem zu konstruieren. Man hat die verschiedensten Wege eingeschlagen, um zum Ziele zu gelangen, man hat mit größter Gründlichkeit die vorhandenen Wahlsysteme auf ihren Wert geprüft, sie zu kombinieren oder mittels des Plural- oder Proportional-Wahlrechts zu verbessern gesucht; keines hat die allgemeine Zustimmung gefunden, und die angestellten Experimente haben, das kann nicht bezweifelt werden, schließlich mit einem Fiasko geendet. Das Ideal zu erreichen wird wohl niemals gelingen; mit allen menschlichen Einrichtungen sind Schwächen und Unvollkommenheiten unvermeidlich verbunden. Es gilt auch hier nur, dem Ideal so nahe zu kommen wie möglich. Auf der einen Seite müssen Bildung und Besitz, auf der anderen Seite die Masse des arbeitenden Volkes ihre Geltung behaupten. Das Wahlrecht muß deshalb so beschaffen sein, daß einmal die Klassen, welche Bildung und Besitz vertreten, nicht von einer wüsten Ochlokratie

unterdrückt, und daß anderseits die Arbeiterklasse nicht von den höhergestellten Klassen majorisiert wird. Da bietet sich nun, wenn wir nur von der törichten Idee einer, den tatsächlichen Verhältnissen des wirtschaftlichen und politischen Lebens völlig widersprechenden Gleichheit absehen wollen, ganz ungesucht ein einfacher Ausweg dar. Wie wäre es, wenn man, da man nun doch einmal eines äußerlichen, wenn auch unvollkommenen Maßstabes nicht entbehren kann, die Einteilung in drei Klassen nach Maßgabe des steuerpflichtigen Einkommens beibehielte, aber mit zwei Abweichungen, die das beklagte Unrecht unmöglich machen würden? Um der Klasseneinteilung den plutokratischen Charakter zu nehmen, oder ihn doch auf ein erträgliches Maß herabzumindern, müßten unter gesetzlich genau festgesetzten Bedingungen die anerkannten Vertreter von Kunst und Wissenschaft, sowie die Inhaber öffentlicher Ämter ohne Rücksicht auf ihre Steuerkraft in die oberen Klassen gerückt werden. Und um die Majorisierung einer Klasse durch die beiden anderen zu verhüten, dürften die Klassen nicht gemeinschaftlich, sondern jede für sich zur Wahl der Abgeordneten berechtigt sein. Diese Einrichtung entspricht dem Wahlsystem, welches in manchen Staaten, namentlich in Preußen bei den Kommunalwahlen, in Geltung steht, sich bis jetzt durchaus bewährt und zu begründeten Klagen keine Veranlassung gegeben hat. Es werden bei der Ausführung freilich größere Wahlkreise, die drei Abgeordnete zu wählen haben, vorausgesetzt, deren Zusammenstellung indes nach meiner Meinung nennenswerte Schwierigkeiten kaum entgegenstehen würden.

Mein Vorschlag ist klar und ausführbar, er befriedigt alle berechtigten Ansprüche und entzieht allen den schweren

Vorwürfen, die gegen das preußische wie gegen das deutsche Wahlrecht erhoben werden, den Boden.

Wenn man sich zu dem von mir vorgeschlagenen radikalen Schritte nicht entschließen will, so wird nichts anderes übrig bleiben, als zu dem Systeme der Verhältniswahl, dem sogenannten Proporz, überzugehen. Dadurch würde wenigstens die dem gleichen Wahlrechte anhaftende schreiendste Ungerechtigkeit, der Ausschluß großer Wählerkreise (der Minoritäten) von der Vertretung, auf ein allenfalls erträgliches Maß reduziert.

Was die Fragen der direkten Wahl und der geheimen Abstimmung anbetrifft, so gehören sie, um mich so auszudrücken, nicht zur Substanz des Problems. Sie sind nur die modi der Ausführung, die, eben weil sie nicht prinzipieller Natur sind, eine verschiedene Auffassung gestatten.

Dem indirekten Wahlrechte möchte ich an sich aus dem Grunde den Vorzug geben, weil es dem Wähler den nicht zu unterschätzenden Vorteil gewährt, den Mann, dem er sein Vertrauen schenken soll, persönlich kennen zu lernen und über seine Persönlichkeit sich ein eigenes Urteil zu bilden. Der Urwähler kennt den Wahlmann, den er mit der Ausübung seines Wahlrechts beauftragen will; die Wahlmänner können aber leicht in eigens dazu anberaumten Vorversammlungen zusammentreten, um die Kandidaten Revue passieren zu lassen und sie auf Herz und Nieren zu prüfen. Außerdem aber gibt die indirekte Wahl den Berechtigten selbst die wünschenswerte Möglichkeit, sowohl in dem begrenzten Urwahlbezirke als auch in dem begrenzten Wahlmännerkörper gegenseitig aufeinander durch Aufklärung und Überredung in ruhiger, sachlicher

Form einzuwirken. Alles dies ist bei der direkten Wahl infolge der räumlichen Ausdehnung des Wahlkreises und der Unmöglichkeit der großen Mehrzahl der Wähler, an allen Parteiversammlungen teilzunehmen, naturgemäß ausgeschlossen. Wenn man auch der Frage des direkten oder indirekten Wahlrechts keine prinzipielle Bedeutung beilegen will, so wird man doch wohl der Ansicht derjenigen beistimmen müssen, die in dem indirekten Verfahren ein wirksames Korrektiv gegen die mit dem gleichen Wahlrechte verbundenen Gefahren erblicken. Bemerken will ich nur noch, daß bei den auf breitester demokratischer Grundlage vollzogenen Wahlen zur preußischen und zur Frankfurter Nationalversammlung das indirekte System zur Anwendung gekommen ist.

Von weit größerer Wichtigkeit ist die Frage, ob die offene oder die geheime Abstimmung den Vorzug verdient. An sich wird man sich vom Standpunkte des Idealismus aus für die offene Wahl entscheiden müssen. Von einem freien Bürger — ohne Furcht und ohne Tadel — darf man erwarten, daß er den Mut besitzt, mit seiner vollen Persönlichkeit für seine Überzeugung einzutreten; und nur durch die offene Abstimmung wird es möglich, die Stimmung der Wähler und der einzelnen Klassen kennen zu lernen und gegeneinander abzuwägen. Auch kann nur durch die offene Wahl der legitime Einfluß gewisser, durch die Verschiedenheit der Wähler bedingter Momente wenigstens einigermaßen gesichert werden. Solche Momente, wie Bildung, Erfahrung, hervorragende Stellung, erworbene Verdienste, gefährden nicht die Freiheit der Wahlen; sie sind im Gegenteil zur Erzielung eines vernünftigen Wahlwillens für die Masse des Volkes absolut nicht zu entbehren.

Aber die unberechtigten Einflüsse! Darin liegt der Kern der ganzen Frage. Die meisten Menschen sind abhängig von Personen und Verhältnissen und besitzen nicht die genügende Widerstandskraft, um sich der ihre Willensfreiheit bedrohenden Einflüsse erwehren zu können. Bis vor wenigen Jahren ging man von der Ansicht aus, daß solche Gefahren hauptsächlich von drei Machtfaktoren zu befürchten seien. Es waren dies: das Übergewicht, das in den verschiedenen Beamtenkategorien den Vorgesetzten durch ihre amtliche Stellung naturgemäß gegeben ist, die Herrschaft der mit überirdischen Mitteln ausgerüsteten, mit Himmel und Hölle operierenden Geistlichkeit über die Anhänger ihrer Kirchen und endlich der gewaltige Druck des in der Form von Bergwerks-, Fabrikations- und sonstigen Unternehmerbetrieben in die Erscheinung tretenden Kapitalismus auf die von ihm abhängigen Arbeiter- und Handwerkerkreise. Die bösen Erfahrungen, über die man sich nach diesen Richtungen hin zu beklagen hatte, ließen schon die Forderung der geheimen Wahl und immer schärferer Sicherungsmaßregeln als berechtigt erscheinen. Alle Bedenken, die man bisher aus den Vorzügen der offenen Wahl schöpfen konnte, müssen aber vollständig verschwinden, seit die jüngsten Ereignisse die Notwendigkeit, die Freiheit der Wahl zu schützen, zur vollen Evidenz ergeben haben. Ist es nicht wieder eine jener feinen Ironien, die die geschichtliche Entwickelung oft so drastisch bietet, daß gerade diejenigen, die sich bisher am lautesten über die Korruption der Wahlen zu beklagen pflegten, es erleben müssen, daß die anderen Parteien gezwungen sind, gegen den von ihnen selbst geübten Terrorismus den Schutz des Gesetzes anzurufen? Die Sozialdemokratie in ihrer gegenwärtigen

Gestaltung hat es nicht verschmäht, mit der Freiheit der Wahl ein frivoles Spiel zu treiben und mit den verwerflichsten Künsten einer gewissenlosen Demagogie die brutalen Instinkte der rohen Masse zur Fälschung der Wahlen zu benutzen. Sie hat damit mich, wie manchen anderen, die in diesem Punkte noch zweifelhaft waren, von der Notwendigkeit der geheimen Abstimmung überzeugt. Ich würde dabei aber nicht stehen bleiben. Ich würde vor den schärfsten Maßregeln nicht zurückschrecken, um die Wiederholung des schmachvollen Schauspiels zu verhindern, daß eine große Anzahl ehrlicher Männer aus der berechtigten Furcht, in ihrer wirtschaftlichen Existenz ruiniert zu werden, aus Sorge um ihre Familie sich gezwungen sehen, nicht allein einer ihnen widerwärtigen Partei formell beizutreten, in die Parteikasse zu zahlen und ihre Zeitungen zu halten, sondern auch gegen ihre Überzeugung bei den Wahlen ihren verhaßten Feinden widerwillige Dienste leisten zu müssen. Ich würde kein Bedenken tragen, schwere und entehrende Strafen gegen diejenigen festzusetzen, die sich nicht scheuen, durch direkten oder indirekten Zwang, namentlich durch Verrufserklärungen, durch Androhung oder Verhängung von Boykotts die Freiheit ihrer Mitbürger zu untergraben. Gleiche Strafe müßte natürlich auch den treffen, der als Beamter, als Geistlicher oder als Arbeitgeber durch Mißbrauch der ihm zu Gebote stehenden Machtmitteln an den Rechten des Volkes sich versündigt.

Um dem Ideal eines guten Wahlsystems möglichst nahe zu kommen, möchte ich mir erlauben, noch einige andere Vorschläge zur Diskussion zu stellen.

Mit welchem Alter die aktive und die passive Wahlfähigkeit beginnen soll, ist lediglich darnach zu entscheiden,

mit welchem Alter man bei normal angelegten Menschen und normalem Verlaufe der Entwickelung annehmen darf, daß sie die für ihre politische Tätigkeit erforderliche Befähigung erlangt haben. Ich habe es immer als einen argen Mißstand empfunden, daß zur Beratung und Entscheidung über die wichtigsten, in das Leben der Nation wie der Einzelnen tief einschneidenden Dinge junge Leute berufen werden sollen, denen es an Interesse und an Verständnis für derartige schwerwiegenden Fragen noch vollständig fehlt. Von einem Prinzipe kann hierbei keine Rede sein; ich wenigstens habe beim besten Willen in der Herabsetzung des Wahlfähigkeitsalters absolut keinen demokratischen Zug entdecken können. Welches Alter festzusetzen ist, kann nur aus den Lehren der Pädagogik und der Erfahrung entnommen werden. Im normalen Entwickelungsverlaufe erlangen nach meiner Ansicht die jungen Leute erst mit dem 25. Jahre die geistige Reife, die sie zu selbständigem Urteile in politischen Fragen wie zur selbständigen Schätzung der für die Vertretung des Volkes zu wählenden Abgeordneten befähigt. Zur Unterstützung mag noch darauf hingewiesen werden, daß bei den zahlreichen Berufsarten, die ein akademisches Studium voraussetzen, in diesem Alter die Vorbereitungsstadien noch nicht vollendet zu sein pflegen. Es scheint mir deshalb geboten zu sein, die für den Reichstag und für den Landtag gleichmäßig festgestellte Altersgrenze beizubehalten und die Bestrebungen, welche bis zur Großjährigkeit heruntergehen wollen, entschieden zurückzuweisen. Für das passive Wahlrecht würde ich noch weiter gehen und auch für den Reichstag das 30. Lebensjahr als unterste Grenze vorschlagen. Regelmäßig — Ausnahmen sind natürlich überall anzutreffen — wird erst mit diesem Alter die

volle politische Bildung und das volle Bewußtsein der Verantwortlichkeit erreicht, ohne welche das schwere Amt eines Volksvertreters nicht mit Erfolg ausgeübt werden kann. Ich glaube, daß alle, die noch nicht verlernt haben, mit klaren Augen unbefangen die Dinge zu prüfen, mit meinen Vorschlägen einverstanden sind. Etwas Reaktionäres vermag ich darin nicht zu finden: alle Parteien werden gleichmäßig davon betroffen.

Sodann fordere ich den Ausschluß der direkten Staatsbeamten und der Geistlichen aller Konfessionen von der Wählbarkeit. Ich folge hierbei nur dem bewährten Vorbilde anderer Staatsverfassungen. Es sind darüber nicht viele Worte zu verlieren. Der ehrliche Beamte soll nicht in die Zwangslage gebracht werden, zwischen seiner politischen Überzeugung und dem Wunsche des Ministers wählen zu müssen, von dessen Wohlwollen seine amtliche Karriere abhängig ist. Bei der Schwäche der menschlichen Natur ist es wohl zu verstehen, daß man in den meisten Volkskreisen die Staatsbeamten nicht für richtige Volksvertreter hält und ihnen nicht denjenigen Grad von Unabhängigkeit der Gesinnung zutraut, der ihnen, von grundsätzlicher Opposition ganz abgesehen, in den unvermeidlich eintretenden Konfliktsfällen die Kraft verleiht, gegen die herrschende Macht ihrer widerstrebenden Überzeugung Ausdruck zu geben. Und was die Geistlichen betrifft, so sind sie für die öffentlichen Angelegenheiten überhaupt nicht zu gebrauchen. Ihr Reich ist nicht von dieser Welt, ihr erhabener Beruf ist es, Liebe zu predigen und Frieden zu stiften. Diesem Berufe werden sie durch die Beschäftigung mit der Politik entzogen, deren Wesen in dem mit sehr irdischen Waffen geführten Kampfe entgegengesetzter Anschauungen und

Interessen beruht. Durch den Ausschluß der Geistlichen von den politischen Parteikämpfen wird ihnen erst wieder die Möglichkeit gewährt, als Vertreter ihrer Kirchen die Gemüter der Gläubigen mit echter Religiosität zu erfüllen, und mancher brave Geistliche würde gewiß dankbar dafür sein, daß er nicht mehr gezwungen ist, sich an dem Mißbrauche der Religion zur Verhetzung der politischen Parteien zu beteiligen.

Endlich verlange ich als Krönung des Wahlsystems die Statuierung der Wahlpflicht. Ich begreife nicht, weshalb man bisher der Erörterung dieser Frage so ängstlich aus dem Wege gegangen ist. In den Staaten, in denen allgemeine Steuerpflicht und allgemeine Wehrpflicht herrschen, braucht man vor der Wahlpflicht als dem Korrelate des Wahlrechts nicht zurückzuschrecken. Das wichtigste aller staatlichen Rechte, auf dem die Zusammensetzung der entscheidenden politischen Korporationen beruht, soll ja der einzelne Bürger nicht bloß in seinem eigenen Interesse, sondern ebenso sehr zum Wohle und Nutzen des ganzen Volkes ausüben. Dazu kommt aber, daß nur mittelst der Wahlpflicht die wirkliche Stimmung des Volkes festgestellt werden kann. Unter dem jetzigen Systeme ist die Regierung so wie jede Partei berechtigt, sich darauf zu berufen, daß der ihm unangenehme Ausfall der Wahlen dem wahren Volkswillen nicht entspreche, weil ein mehr oder minder großer Prozentsatz der Wähler sich an der Wahl nicht beteiligt habe. Und auf der anderen Seite würde die von allen wahlberechtigten Bürgern vollzogene Wahl mit einer Kraft und Autorität ausgerüstet sein, der auch die mächtigste Regierung oder Partei auf die Dauer nicht zu widerstehen vermöchte.

Die Ausführung dürfte kaum erhebliche Schwierig-

keiten bieten. Ausnahmen ergeben sich von selbst. Für Verhinderung durch Krankheit oder Abwesenheit würde Stellvertretung zuzulassen sein. Als Strafe würde eine empfindliche Geldbuße wohl genügen.

Die Wahlpflicht würde nach meiner Ansicht zu erfreulichen Ergebnissen führen. Jedenfalls würden die Wahlen ein ganz anderes Bild zeigen wie bisher und den Willen des Volkes zum ungeschmälerten Ausdruck bringen. Ein stichhaltiger Grund gegen die Einführung der Wahlpflicht ist mir nicht bekannt. Es scheint mir deshalb geboten zu sein, endlich die Vorschrift Solons, des weisen Gesetzgebers von Athen, zur gesetzlichen Regel zu erheben, daß der Bürger, der bei bürgerlichen Bewegungen parteilos bleibe, die Ehre und das Bürgerrecht verlieren solle.

Es fällt mir selbstverständlich nicht ein, die sofortige Aufhebung des Wahlsystems des Deutschen Reiches zu befürworten; ich werde mich in dieser Frage stets den Beschlüssen der Partei unterwerfen. Aber auf die ihm anhaftenden Mängel und die mit der Übertragung auf Staat und Gemeinde verbundenen Gefahren hinzuweisen, gebietet mir mein politisches Gewissen. Ich trage indes auch kein Bedenken, meiner festen Überzeugung Ausdruck zu geben, daß das gleiche Wahlrecht auf die Dauer auch für das Deutsche Reich unhaltbar werden wird, wenn es nicht nach den angedeuteten Richtungen reformiert wird.

Ist es nicht ein trauriges, unwürdiges Schauspiel, das sich bei jeder Wahl stets von neuem wiederholt? Der Wahlkampf wird immer mehr zum Tummelplatz einer wüsten Agitation, es wird mit allen, auch den unlautersten Mitteln, mit Lüge und Verleumdung gekämpft, um der Partei zum Siege zu verhelfen, und der Appell an die niedrigsten Leidenschaften verfehlt bei großen,

ungebildeten Massen selten seine Wirkung. Alle feiner organisierten Naturen fühlen sich durch die rohen Formen, in denen sich die Wahlkampagne zu vollziehen pflegt, immer stärker abgestoßen und verlieren die Freude am politischen Leben, das ihnen nur Enttäuschungen bietet und nutzlos gebrachte Opfer auferlegt. Es scheint mir die höchste Zeit zu sein, in eine gründliche Revision einzutreten, um das Übel nicht weiter einreißen zu lassen und die unvermeidlichen politischen Kämpfe wieder in ruhige Bahnen zu lenken. Dem Volke muß wieder der verloren gegangene Gedanke zum Bewußtsein gebracht werden, daß nicht die Herrschaft einer Partei, sondern ganz allein die Wohlfahrt der Nation es ist, die durch die Ausübung der politischen Rechte erstrebt werden soll.

Meine Überzeugung wird von vielen wahrhaft liberalen Männern geteilt. Man wagt es nur noch nicht, der bisher befolgten Parole offen den Gehorsam aufzukündigen, weil man fürchtet, daß es den Abfall größerer Wählermassen zur Folge haben werde. Diese Furcht mag für die nächste Übergangszeit berechtigt sein; sie wird aber gegenstandslos, sobald die Erkenntnis von der Unrichtigkeit des geltenden Wahlrechts die weiten Kreise des politisch richtig denkenden Volkes durchdrungen haben wird. Und das wird, wie ich hoffe, nicht lange auf sich warten lassen. Der Wert aller staatlichen Einrichtungen kann nur aus ihren Wirkungen beurteilt werden. Unter der Herrschaft des geltenden Wahlsystems wird es nicht mehr lange dauern, daß, abgesehen von vereinzelten Ausnahmen, im Reichstage sich Sozialdemokraten, Zentrumsleute und Agrarier um die Herrschaft streiten werden. Für liberale Männer kann es doch nicht im mindesten fraglich sein,

daß ein solcher Reichstag nur die Karrikatur einer wirklichen Volksvertretung sein würde.

Es ist mir immer sonderbar vorgekommen, wenn diejenigen, die auf das gleiche Wahlrecht schwören, jeden Versuch der Reform gewissermaßen als einen Verrat an der liberalen Idee oder gar am Deutschen Reiche zu brandmarken pflegen. Wodurch hat denn das gleiche Wahlrecht allein den Vorzug verdient, als sacrosanct zu gelten und unantastbar zu sein? Gewiß! Es wird gedeckt durch die Reichsverfassung, die zugleich die Grundlage des Deutschen Reiches bildet. Aber wird nicht auch das Dreiklassensystem geschützt durch die Verfassung des preußischen Staates? Wenn ich dieses von den Konservativen als vorzüglich wirkend gepriesene, von mir als verwerflich anerkannte System den Angriffen der liberalen Parteien preisgebe, so nehme ich anderseits für mich das Recht in Anspruch, auch das Reichswahlrecht einer Kritik zu unterziehen und Vorschläge zu begründen, die seine Verbesserung bezwecken

---

Zum Schlusse noch einige allgemeine Bemerkungen. Die nahestehenden, der stolzen Fahne des Liberalismus folgenden Parteien sollten doch endlich aufhören, sich zu bekämpfen und gegenseitig zu schwächen. Das ist ja das unsagbar Traurige an unseren politischen Zuständen, daß gerade diejenigen, die sich in ihren Zielen und Wegen nur in unwesentlichen Punkten unterscheiden, einander am heftigsten befehden.

Das Wesen der praktischen Politik besteht in der Kunst, die wahren Bedürfnisse des Staates und des Volkes im gegebenen Augenblicke zu erkennen und die

richtigen, zu ihrer Befriedigung dienenden Mittel anzuwenden. Die Ansichten darüber gehen naturgemäß je nach dem Parteistandpunkte weit auseinander, und die Verhältnisse selbst sind starkem Wechsel unterworfen. Was heute als richtig erkannt wird, kann sich nach kurzer Zeit schon als schädlich erweisen. Daraus folgt, daß der kluge Politiker sich nicht allein den veränderten Verhältnissen anzupassen hat, sondern auch unter Umständen sich veranlaßt sehen muß, nicht auf seinem Scheine zu bestehen und die mitbestimmenden Faktoren durch eigenes Entgegenkommen ebenfalls zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Durch geschickte Benutzung dieser Kompromißtheorie werden Minoritätsparteien leicht in die Lage kommen, große, weit über ihre numerische Bedeutung hinausgehende Erfolge zu erzielen. Ein Aufgeben oder Verleugnen der einmal als richtig erkannten Prinzipien wird nicht verlangt, sondern nur die Rücksichtnahme auf die abweichenden Prinzipien anderer, gleichberechtigter Elemente. Ohne gegenseitige Achtung und Berücksichtigung müssen die politischen Kämpfe fruchtlos verlaufen. Die Partei, die sich dieser Erkenntnis verschließt, wird ausgeschaltet; man geht über sie zur Tagesordnung über. Die Mauern sind nun einmal härter als die Köpfe. Wer hat nicht schon solche, im übrigen durch schätzenswerte Eigenschaften ausgezeichnete Menschen kennen gelernt, die sich stets allen Gründen gegenüber ablehnend verhalten und stets auf ihre Prinzipien pochen? Nur zu oft verbirgt sich unter dieser Prinzipienreiterei geistige Armut und Trägheit. Ein Glück nur, daß es meist harmlose Leute sind, die allzu großen Schaden nicht stiften können.

Es ist merkwürdig, wie rasch die Lehren der Geschichte vergessen werden. Das blutige Schicksal der Girondisten

hat edle Naturen niemals abgehalten, in törichtem Wahne für die abstrakten Ideen der Freiheit und Gleichheit, selbst auf die Gefahr der eigenen Vernichtung, immer aufs neue einzutreten. Es ist dies die unselige Folge der Verwechslung von Zweck und Mittel. Unsere Ideale zeigen uns in weiter Ferne die zu erstrebenden Ziele; sie zu erreichen oder ihnen möglichst nahe zu kommen, müssen die realen Kräfte dieser bösen Welt eingesetzt und die vielfach verschlungenen Wege beschritten werden, die nur allmählich und nach langen Intervallen in die Höhe führen.

Man soll auch als Politiker keine Gelegenheit versäumen, neue Kenntnisse zu erwerben und sich eines Besseren belehren zu lassen. Robert Peel, einer der genialsten englischen Staatsmänner, bezeichnete das Recht, seine Meinung zu wechseln, als eins der wichtigsten menschlichen Privilegien. Ich habe während meines langen Lebens von diesem allgemeinen Menschenrechte immer reichlichen Gebrauch gemacht und bin dadurch mehrfach in die Lage gekommen, trotz allen Widerstrebens, alte, liebgewordene Anschauungen berichtigen zu müssen und Gegnern, die ich bisher stark bekämpft hatte, anerkennende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es mag oft schwer halten, der besseren Überzeugung das Opfer der eigenen Vergangenheit zu bringen; ein Gefühl der Beschämung habe ich darüber nie empfunden. Höher als Plato steht die Wahrheit!

XI. Zur sozialen Frage.

Wenn wir den Fortschritt der Zivilisation unter dem Gesichtspunkte der politischen Ökonomie betrachten, so läßt es sich nicht verkennen, daß wir uns seit Dezennien in einer mächtigen Bewegung befinden, die man als die soziale zu bezeichnen pflegt. Das Wesen, die Ziele, die Mittel und die Aussichten dieser Bewegung kennen zu lernen, ist von höchstem Interesse für alle, welche die Zeichen der Zeit beachten und sie zu verstehen suchen. Kann es doch für den aufmerksamen Beobachter, der den bisherigen Verlauf ohne Voreingenommenheit verfolgt hat, nicht im mindesten zweifelhaft sein, daß die soziale Entwickelung für die Gegenwart wie für die Zukunft alle anderen Fragen an Bedeutung weit überragt.

Um den Kern der Sache richtig zu erfassen, gibt es kein besseres Mittel, als alle diejenigen Bestrebungen und Gebilde abzustreifen, die zwar derselben Wurzel entspringen, doch ein durchaus selbständiges Gebiet umfassen und mit der hier gemeinten sozialen Frage im engeren Sinne nur äußerlich und lose zusammenhängen.

Not und Elend hat es gegeben, solange es Menschen auf dieser Erde gibt. Wenn die Kräfte des Einzelnen und seiner Familie nicht mehr ausreichen, die zum Unterhalte notwendigen Mittel zu erwerben, so tritt die Armut ein mit ihren erdrückenden Sorgen, und wenn Epidemien, Kriege oder Naturereignisse mit elementarer Gewalt Gesundheit und Leben der Menschen bedrohen und ihre Güter vernichten, so ist eine große Anzahl nicht imstande, aus eigener Kraft die schweren Folgen solcher Katastrophen zu überwinden. Aber solange die Menschheit existiert, hat es auch niemals an jener edelsten Blüte des mensch-

lichen Gemütes, an Mitleid, gefehlt, das, ein Teil des in uns ruhenden moralischen Gesetzes, mit kategorischem Imperativ uns die gebieterische Pflicht auferlegt, unseren notleidenden Brüdern die hilfreiche Hand zu bieten, ihren Kummer zu mildern und die bleiche Sorge von der Stirne zu verscheuchen. Die Stimme des Mitleids hat noch nie versagt. Wer sie nicht kennt, hat den Anspruch auf den Namen eines Menschen verwirkt. Diese private Wohltätigkeit hat im Laufe der vielen Jahrtausende die herrlichsten Früchte getrieben; mancher Kummer ist dadurch gestillt, manche Wunde geheilt. Die Unglücklichen zu trösten, den Notleidenden zu helfen, die Kranken zu pflegen, hat stets als die schönste Aufgabe der besser gestellten, glücklichen Menschen gegolten. Ihren Lohn, schöner und erhabener als alle Schätze dieser Welt, findet sie in dem Bewußtsein erfüllter Menschenliebe. Wie in der Vergangenheit wirkt sie jetzt noch fort mit unverminderter Kraft und wird fortwirken durch alle Zeiten, solange in der Menschen Brust noch warme Herzen schlagen.

An diese private Wohltätigkeit, die noch immer die breite Grundlage zur Linderung der Not bildet, schließt sich in mannigfachen Erscheinungsformen die öffentliche Wohltätigkeit an. Wo die Kräfte des Einzelnen nicht ausreichen, treten Vereine zusammen, die, wirksam unterstützt durch milde Stiftungen, durch planmäßige Verwendung der bereiten Mittel, die Armen- und Krankenpflege in größerem Umfange und mit größerem Erfolge üben können. In den früheren Jahrhunderten waren es vorzugsweise die kirchlichen Organisationen, welche die öffentliche Wohlfahrtspflege betrieben. Durch Errichtung und Unterhaltung von Spitälern, Waisenhäusern, Altersversorgungsheimen und anderen, der werktätigen Liebe ge-

widmeten Anstalten ist von ihnen in jenen Zeiten, in denen es an leistungsfähigen weltlichen Verbänden fehlte und der Opferwilligkeit der einzelnen Bürger durch die eigene bedrängte Lage enge Schranken gezogen waren, unendlich viel Gutes geleistet worden. Namentlich soll es dankbar anerkannt werden, daß viele Klöster einen Teil des erworbenen Reichtums dem Volke zur Linderung der Not und der Armut wieder haben zufließen lassen. Mit dem allmählich erwachenden Gemeinsinn und dem zunehmenden Wohlstande ist der größte Teil der Aufgaben der öffentlichen Wohltätigkeit auf die Gemeinden übergegangen, deren großartige, der Krankenpflege gewidmete Anstalten, die mit allen den Erfordernissen der modernen medizinischen Wissenschaften entsprechenden Einrichtungen ausgerüstet sind, herrliches Zeugnis ablegen für den Opfersinn der ihrer Pflicht bewußten Bürgerschaft. Dazu kommen noch die enormen Kosten der auf das sorgfältigste geleiteten Armen- und Waisenpflege, die die kommunalen Budgets mit ganz gewaltigen Summen belasten. Im weiteren Sinne gehören dem sozialen Gebiete auch alle diejenigen wohltätigen Einrichtungen an, die darauf berechnet sind, die Gesundheit des Volkes an Leib und Seele zu sichern und zu befördern. Auf der einen Seite rechne ich dazu den gesetzlich vorgeschriebenen Unterricht in den öffentlichen Volksschulen und darüber hinaus in den Fortbildungsschulen, der für die unteren Volksklassen unentgeltlich erteilt wird. Es wird entscheidender Wert auf die Tüchtigkeit der Lehrkräfte gelegt und die Schulhäuser und Klassenzimmer werden in schönen Formen und so gebaut, daß sie den hoch gestiegenen Anforderungen strengster Hygiene vollständig genügen. Auf der anderen Seite fallen jene großen Anlagen in die

Augen, welche direkt der körperlichen Gesundheit des Volkes zu dienen bestimmt sind; ich meine die Herstellung bequemer Wege, die Straßenreinigung, die Kanalisation, die Versorgung mit gesundem Wasser und Licht, Volksbäder und alle sonstigen Einrichtungen, die teils positiv gesundheitsfördernd, teils prophylaktisch wirken und die Gefahren verheerender Seuchen auf ein möglichst geringes Maß reduzieren.

Alle diese Dinge, die heute in jedem einigermaßen gut verwalteten Gemeinwesen als selbstverständlich gelten, sind eine Errungenschaft der neuesten Zeit, man kann wohl behaupten erst der letzten 40 Jahre. Den vergangenen Jahrhunderten waren sie unbekannt, und wenn die jetzt als unbedingt notwendig anerkannten Maßnahmen große Kosten verursachen, die durch oft recht drückende Steuern aufgebracht werden müssen, so liegt dies zum Teil mit daran, daß der rapide Aufschwung der naturwissenschaftlichen Erkenntnis eine solche Menge neuer Gesichtspunkte brachte, daß unsere Vorfahren in übergroßer Ängstlichkeit und aus Furcht vor den hohen Kosten die Bewältigung der dadurch erwachsenen neuen Aufgaben den folgenden Geschlechtern überlassen zu müssen glaubten.

Alle diese Betätigungen des Mitleids und der Nächstenliebe, mögen sie von einzelnen ausgehen oder von Korporationen, mögen sie vorwiegend einen kirchlichen oder weltlichen Charakter an sich tragen, sind ihrem schließlichen Zwecke nach dazu bestimmt, die einzelnen im reichgegliederten Leben der Menschengemeinschaft, der Sozietas, hervortretenden Mißstände zu beseitigen oder, wie man mit gewissem Rechte auch sagen könnte, die einzelnen auftauchenden sozialen Fragen zu lösen.

Aber alles das hat nichts zu tun oder steht doch nur in lockerem Zusammenhange mit dem, was man heute „die soziale Frage" zu nennen pflegt. In diesem Begriffe vereinigen sich, anscheinend friedlich, zwei der neuesten Zeitperiode entstammende Richtungen, die — und das ist das Merkwürdige — einander auf das schärfste zu bekämpfen scheinen. Ich glaube sie kurz als „soziale Gesetzgebung" und als jenen „Sozialismus" im engeren Sinne bezeichnen zu können, der sich in den verschiedenen Nationen verschiedenartig Geltung verschaffen will und in Deutschland von der Sozialdemokratie vertreten wird.

Ich muß selbstverständlich darauf verzichten, die Geschichte des Sozialismus und des mit ihm untrennbar verbundenen Kommunismus eingehender zu behandeln. Sie datiert eigentlich erst von der französischen Revolution *). Nachdem der dritte Stand endgültig gesiegt und die politische Gleichstellung mit der Bourgeoisie errungen hatte, hielten fortgeschrittene Geister den Zeitpunkt für gekommen, den Revolutionsgedanken der Égalité auf die wirtschaftlichen Verhältnisse übertragen und zu Gunsten der vermögenslosen Klasse die Grundlagen der bestehenden

*) Die von der Geschichte überlieferten Auflehnungen ganzer Bevölkerungsklassen früherer Zeiten, die Sklavenaufstände des Altertums und die Bauernaufstände der Reformationszeit können nicht zu den eigentlichen sozialen Ereignissen im hier gemeinten Sinne gerechnet werden. Sie finden ihre genügende Erklärung in den damaligen vorübergehenden Zeitverhältnissen und waren nichts anderes als die natürlichen Versuche der unterdrückten Volksschichten, sich von dem unerträglichen Joche der harten, sie ausbeutenden Machthaber zu befreien.

Gesellschaftsordnung einer Revision unterwerfen zu können. Freilich wurde die darauf abzielende Verschwörung Baboeufs und seiner Genossen von den damaligen, selbst aus der Revolution hervorgegangenen Machthabern mit blutiger Strenge unterdrückt. Allein der Gedanke war nicht mehr auszurotten. Frankreich wurde und blieb auf lange Zeit das klassische Musterland für alle möglichen sozialistischen Theorien und Experimente.

Es waren, bis auf wenige Ausnahmen, von reiner Menschenliebe erfüllte und zum Teil erleuchtete Männer, die mit scharfer Sonde die bestehenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse untersuchten, in der ungerechten Verteilung der Erwerbsmittel und Güter den Sitz des Übels erkannten und die Wege entdeckt zu haben glaubten, auf denen die trostlosen Zustände zu ändern und die alle Menschen zufriedenstellende „soziale Harmonie" herbeizuführen sei. Es ist ungemein reizvoll, die Geschichte dieser an sich idealen Bestrebungen und ihren Verlauf zu studieren. Nur wer diese Geschichte kennt, wird über die unsere Zeit bewegenden sozialen Erscheinungen volle Klarheit gewinnen können. Alle diese fein ausgeklügelten und gutgemeinten Systeme, der Saint-Simonismus (der in einer widerlichen Farce endete), das System Fouriers, die Theorien Cabets und später Louis Blancs, der den Gedanken der „Organisation der Arbeit" entwickelte und zu seiner Durchführung Nationalwerkstätten errichten wollte, und Proudhons, des geistreichen Vertreters des wissenschaftlichen Sozialismus, dessen berühmt gewordenes Wort: „La proprieté c'est le vol" in unreifen Köpfen vielfache Verwirrung anrichtete, mußten, ebenso wie der Versuch Rob. Owens, scheitern, weil sie auf rein utopistische Ideen aufgebaut waren und auf einer Ver-

kennung der tief in der menschlichen Natur begründeten Unterschiede der einzelnen Menschen beruhten.

Die in England in den 1830er und 1840er Jahren sehr geräuschvoll auftretende Chartisten-Bewegung hatte zwar auch einen stark sozialistischen Hintergrund, indem sie die aus der Ungleichheit des Vermögens hervorgehenden, am schwersten empfundenen Übelstände durch Verminderung der die unteren Volksklassen drückenden Lasten und gerechte Verteilung der Steuern beseitigen wollte. Sie suchte das Ziel indes wesentlich auf politischem Wege, insbesondere durch Reform des veralteten Wahlsystems, zu erreichen. Die ganze Bewegung ist, da die Aufmerksamkeit der Nation hauptsächlich von dem grandiosen, glorreich durchgeführten Kampfe der Anti-cornlaw-league in Anspruch genommen wurde, nachdem sie einige Konzessionen errungen, allmählich im Sande verlaufen.

Die der Unterdrückung der revolutionären Erhebung von 1848 folgende Reaktionsepoche war der sozialistischen Strömung wenig günstig. Sie geriet allmählich in Stillstand und erwachte erst wieder zu neuem Leben im Anfange der 1860er Jahre auf deutschem Boden. Die hier entfachte Bewegung hat sich aus unscheinbaren Anfängen zu riesigen, ungeahnten Dimensionen entwickelt und auch in den anderen Nationen die schlummernden Geister wieder zu erneuter Kraftentfaltung aufgerüttelt. Die Führung der auf dem Solidaritätsbewußtsein aufgebauten internationalen Sozialdemokratie ist seit jener Zeit bei der deutschen Organisation verblieben.

In Deutschland waren sozialistische und kommunistische Tendenzen früher nur vereinzelt hervorgetreten. Die packende Losung: „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!" stammt aus dem Anfang der 1830er Jahre. Die kurze

Revolutionszeit von 1848 brachte nur einige schwache Anläufe und begnügte sich mit poetischen Schilderungen des Elendes der unteren Volksschichten und der Verherrlichung des sozialen Gedankens, die zwar die Gemüter mächtig ergriffen, jedoch ohne jede tiefere, nachhaltige Wirkungen blieben. Auch das „kommunistische Manifest" von Marx und Engels (1847), das mit der Aufforderung schloß: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" fand zwar begeisterte Zustimmung, konnte sich aber zunächst keiner praktischen Erfolge rühmen.

1863 erließ Lassalle sein „Offenes Antwortschreiben an das Zentralkomitee zur Berufung eines allgemeinen Arbeiterkongresses zu Leipzig", worin er für die Arbeiter Produktiv-Assoziationen mit Hilfsmitteln des Staates und, um dieses zu erreichen, die Erringung der politischen Macht durch das allgemeine Wahlrecht forderte. Er gab damit den Anstoß zur Bildung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, der sich die Verfolgung dieser Ziele zur Aufgabe gestellt hatte*). Von einem Teile der Arbeiter, denen das Programm nicht weit genug ging, wurde schon nach wenigen Jahren eine konkurrierende „Sozialdemokratische Partei" gegründet, die sich den von Marx und Engels aufgestellten Grundsätzen anschloß, die bereits 1864 von einer internationalen Arbeiterassoziation angenommen waren. Nachdem diese letztere infolge der von

*) Ferdinand Lassalle war ein Mann von großer geistiger Begabung; seine sittlichen Anschauungen waren dagegen insofern von allerbedenklichster Art, als er in der Wahl der Mittel, die ihm zur Befriedigung seines maßlosen Ehrgeizes dienen sollten, vollständig bedenkenfrei war. Seiner unheilvollen Tätigkeit wurde schon im folgenden Jahre ein selbstverschuldetes, unrühmliches Ende bereitet.

Michael Bakunin, der energisch den Gedanken der gewaltsamen Revolution vertrat, angezettelten Streitigkeiten bereits 1872 der Auflösung verfallen war, vereinigten sich die beiden Richtungen, welche sich anfangs heftig befehdet hatten, 1875 zu Gotha zu einer einzigen sozialdemokratischen Partei. Das damals vereinbarte Programm wurde 1891 in Erfurt in einzelnen Punkten korrigiert und durch ein neues Parteiprogramm ersetzt, das bis jetzt in voller Geltung geblieben ist.

Das Programm enthält eine Reihe politischer Forderungen, die entweder vollständig oder doch mit gewissen Einschränkungen auch von den Anhängern der bürgerlichen liberalen Parteien unterschrieben werden können. Der unterscheidende Teil des Programms beruht dagegen auf einer Verurteilung der bisherigen ökonomischen Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft und gibt die sozialistischen Ziele wieder, die von der Partei zu erstreben sind. Es wird gefordert: „Die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion."

Begründet wird das Programm mit der Klage darüber, daß die ökonomische Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft dahin dränge, die Produktionsmittel zum Monopol einer kleinen Anzahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern zu machen; die Mittelschichten würden allmählich ausgeschaltet; mit der Vermehrung der Lohnarbeiterklasse, die als Proletariat bezeichnet wird, müsse auch ihr Elend und ihre Ausbeutung wachsen, so daß der

Abgrund zwischen Besitzenden und Besitzlosen immer mehr erweitert werde. Diese Scheidung finde aber in den jetzigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen keine Berechtigung mehr und es müsse deshalb der herrschende Kapitalismus beseitigt werden. Das könne aber nur geschehen durch Vergesellschaftung aller Produktionsmittel. Dies zu erreichen sei das Ziel des Emanzipationskampfes der Arbeiterklasse. Der Kampf vollzieht sich in der Form der Gewerkschaftsbewegung einerseits und anderseits in dem Streben nach Beherrschung der politischen Machtfaktoren durch den Parlamentarismus.

Ihre wissenschaftliche Begründung findet die Sozialdemokratie in den Doktrinen von Lassalle und Marx und einer Reihe von mehr oder weniger bedeutenden Schriftstellern, die ihre Geistesgaben in den Dienst der Partei gestellt haben. Die grundlegenden Lehren des ganzen Systems, wie sie namentlich von Marx, dem im übrigen als unfehlbar vergötterten Parteipapste, in seinen verschiedenen Werken, und insbesondere im „Kapital", formuliert worden sind, haben vor der Kritik ernster Wissenschaft nicht standgehalten und sind deshalb auch von den späteren führenden Männern vielfach abgelehnt worden. So ist das sogenannte „Eherne Lohngesetz", nach welchem die Löhne sich über den Mindestbetrag des zum Unterhalte Notwendigen niemals erheben können, und die Forderung der Errichtung von Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe längst fallen gelassen. Vor allem aber sind es die eigentlichen, das ganze Gebäude tragenden Axiome der Marx'schen Lehre, die Mehrwerts-, die Akkumulations-, die Verelendungs-, die Krisen- und endlich die Katastrophen-(Zusammenbruchs-)Theorien, die von den späteren Vertretern der sozialen Wissenschaft als unhalt-

bar erkannt und über Bord geworfen sind. Das hat indes der sozialdemokratischen Partei als solcher und ihrer Ausbreitung nicht den geringsten Abbruch getan. Es ist dies auch nicht weiter verwunderlich, weil bei dem geistigen Tiefstand der Volksklassen, an die sich die Führer wenden, mit Sicherheit anzunehmen ist, daß mindestens 90% ihrer Anhänger von den zum Teil sehr verwickelten wissenschaftlichen Erörterungen ihrer geistigen Größen, insbesondere von den schwierigen Deduktionen von Marx, keine blasse Ahnung haben. Was sie verstehen und gerne hören, daß ist die immer wiederholte eindringliche Schilderung der trostlosen ökonomischen Lage der Lohnarbeiter und ihre gewissenlose Ausbeutung durch die besitzenden Klassen. Sie haben nichts zu verlieren, sie können nur gewinnen. Das ist es, weshalb sie eintreten in die Reihen der großen Armee, die den Klassenkampf zur Befreiung des Proletariats auf ihre Fahnen geschrieben hat. Die Bewegung hat einen Umfang angenommen, der auf ängstliche Gemüter erschreckend wirken kann. Die Partei gewinnt von Jahr zu Jahr an Mitgliedern; abgesehen von vorübergehenden Abschwächungen, die in einer eigentümlichen Konstellation der politischen Verhältnisse ihren Grund haben und bald wieder überwunden sind, vermehrt sich die Zahl der Abgeordneten derart, daß sie in den wichtigsten Fragen zu einer ausschlaggebenden Fraktion herangewachsen ist, und die Zahl ihrer Wähler ist der jeder anderen Partei weit überlegen. Dies in der Tat staunenerregende Wachstum der Sozialdemokratie würde, trotz des mangelhaften Verständnisses der Massen, doch nicht zu begreifen sein, wenn nicht andere Gründe dafür eine ausreichende Erklärung erbrächten.

In erster Linie ist es — und das ist die

Hauptsache, die die ganze Bewegung zu rechtfertigen scheint — die allgemeine Unzufriedenheit mit den bestehenden ökonomischen Zuständen überhaupt, die weit über die Reihen der Sozialdemokratie hinaus die breiten Massen des Volkes erfaßt hat, und diese Unzufriedenheit muß von jedem, der ohne Vorurteil zu sehen und zu denken weiß, als berechtigt anerkannt werden. Es ist die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Lage der Volksklassen, die uns zum Nachdenken, insbesondere über die Mittel der Abhilfe, antreibt. Gewiß ist der Gegensatz zwischen Reichtum und Armut immer vorhanden gewesen. Aber erst unserer Zeit, in der die Aufklärung den ganzen Bürgerstand bis in die oberen Schichten der Arbeiterklassen hinein durchdrungen hat, und durch die politischen Errungenschaften und die Erleichterungen des Verkehrs den Menschen die Gelegenheit geboten ist, das vom Schicksal ihnen beschiedene Los miteinander zu vergleichen, war es vorbehalten, das Wesen der Ungleichheit zu erforschen und den Ursachen mit kritischem Auge nachzuspüren. Man fand, daß die Kluft zwischen den besitzenden und den nichtbesitzenden Klassen sich stetig erweitere und daß es ein arges Mißverhältnis sei, wenn in der Hand weniger sich kolossale Reichtümer ansammelten, während die große Masse des Volkes außer dem zum Lebensunterhalte Notwendigen sonstiges Vermögen zu erwerben außerstande sei. Diese Ungleichheit wurde um so härter empfunden, als sie sich infolge der bestehenden Rechts- und Gesellschaftsordnung gewissermaßen verewige, indem die angesammelten Schätze im Wege der Vererbung den Nachkommen in den Schoß geworfen würden, ohne daß diese die geringste Erwerbstätigkeit zu üben brauchten. Nicht minder hart glaubte man das Mißverhältnis verur-

teilen zu müssen, welches zwischen Leistung und Erwerb, zwischen Arbeit und ihrem Lohne überhaupt bestehe. Die große Masse der Arbeiter, von vermögenslosen Eltern in die Welt gesetzt, sei zu lebenslänglicher, die Kräfte rasch aufreibender Fronarbeit verdammt und müsse der Hoffnung entsagen, ihren Kindern bessere Bedingungen zu einem glücklichen Dasein hinterlassen zu können. Die Minderzahl, die Mitglieder der begüterten Klassen, dagegen könne sich anderen angenehmeren Berufen widmen, in denen ihnen ein den wirklichen Wert ihrer sogenannten Arbeit weit übersteigender Gewinn gesichert sei. Am schreiendsten trete die Ungerechtigkeit hervor, wenn man täglich immer von neuem beobachten müsse, wie die vom Glücke begünstigten Klassen mit ihren reichen Mitteln nicht allein über die mit hohen Kosten verbundene Bildungsmöglichkeit verfügten, sondern auch allein in der Lage seien, sich allen Genüssen eines sonnigen Lebens, wie sie der gesteigerte Luxus unser Zeit nur zu bieten vermöge, ohne Bedenken hinzugeben, während der arme Arbeiter, der mit der bitteren Not zu kämpfen habe, unter dem harten Drucke der Arbeit seufze und aus dem dumpfen Nebel seiner engen Werkstätte sich vergebens hinaussehne nach frischer Luft und blauem Himmel.

Es läßt sich nicht leugnen, daß, auch wenn wir sie unter Abzug offenbarer Übertreibungen auf das richtige Maß zurückführen, in diesen Klagen derer, die Ursache haben, mit ihrem Schicksalslose unzufrieden zu sein, ein berechtigter Kern steckt, und es bleibt deshalb nur die Frage übrig, ob und mit welchen Mitteln ihnen abzuhelfen ist. Man hat dies auf verschiedene Weise zu erreichen gesucht.

Zunächst glaubte man in den notleidenden Klassen

der kleinen Handwerker und Arbeiter durch eigene Kraft fertig werden zu können, indem man sich auf die damals in ihrer Bedeutung erst erkannten großen Prinzipien der Selbsthilfe und der Assoziation stützte. Volksfreundliche und begabte Männer, wie Schulze-Delitzsch, Parisius u. a. traten an die Spitze der Bewegung. Unter ihrer Leitung wurde unter geschickter Benutzung der ihnen zu Hilfe kommenden Gesetzgebung das Genossenschaftswesen zu seiner großartigen gegenwärtigen Gestaltung ausgebildet, dessen Schöpfungen, wie z. B. die Konsumvereine*) und die Spar- und Darlehnskassenvereine sich als segensreiche Einrichtungen bis jetzt bewährt haben.

Von der größten Bedeutung für die Lösung des sozialen Problems sind sodann diejenigen Veranstaltungen, die man unter dem Namen der „sozialen Gesetzgebung" zusammenzufassen pflegt. In Deutschland hat man durch staatlichen Zwang eine Reihe von Organisationen geschaffen, um die schlimmen Folgen unverschuldeten Unglücks für die Arbeiter zu mildern. So sind die Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditäts-Versicherungsanstalten entstanden, die aus den Mitteln, die von den Versicherten, den Unternehmern und dem Staate zusammengebracht werden, den Arbeitern in jenen Unglücksfällen einen Zuschuß oder eine Rente gewähren, die die ärgste Not von ihnen fernzuhalten geeignet sind. Die Gesetzgebung ist noch im Ausbau begriffen und der Ausdehnung auf weitere Kreise

*) Mein Lob gilt nur den Konsumvereinen in ihrer Beschränkung auf diejenigen Kreise, für die sie ursprünglich berechnet waren. Ihre spätere Ausdehnung auf andere Kategorien, z. B. auf Beamte, hat eine empfindliche Schädigung des Mittelstandes zur Folge und kann deshalb nur als eine mißbräuchliche Anwendung eines an sich wohltätigen Gedankens bezeichnet werden.

fähig, wenngleich eine weise Zurückhaltung doch geboten erscheint und nicht vergessen werden darf, daß alles unterlassen werden muß, was die Prinzipien der Selbsthilfe und der Selbstverantwortlichkeit sowie den eigenen Erwerbstrieb zu stark abschwächen könnte. Das Deutsche Reich darf sich in dieser Materie der Priorität rühmen; es ist allen vorangegangen und das anerkannte Musterland geworden, dem die anderen Staaten allmählich nachzueifern sich bemühen.

Der Sozialdemokratie gebührt das unbestreitbare Verdienst, durch ihre Organisation und die dadurch für die bürgerliche Gesellschaft heraufbeschworenen Gefahren das schlummernde öffentliche Gewissen aufgerüttelt und zu den Experimenten des Staatssozialismus den hauptsächlichen Anstoß gegeben zu haben. Die Partei ist damit indes keineswegs zufriedengestellt, sie findet darin nur schwächliche, ganz unzulängliche Abschlagszahlungen und hat sogar die legislativen Maßnahmen, auch wenn sie offenbar zur Erleichterung des Loses der arbeitenden Klassen dienten, auf das schärfste bekämpft, weil sie fürchtete, daß dadurch die allgemeine Unzufriedenheit, die Grundbedingung ihrer Existenz, und der Groll gegen die besitzende Bourgeoisie eingeschläfert werden könnte. Die Sozialdemokratie hat in ihrem Programm einen anderen Weg eingeschlagen: sie findet das radikale Alleinheilmittel gegen die sozialen Schäden nur in der Vergesellschaftung der Produktionsmittel und in dem Betriebe jeder Produktion durch den Staat. Mit der Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln ist, wie ohne weiteres einleuchtet, das Privateigentum überhaupt und damit die Möglichkeit beseitigt, Vermögen zu erwerben und als Nachlaß zu vererben. Der Staat soll durch seine jeweiligen

Vertreter jeden anweisen, wo und was er an Arbeit zu verrichten hat. Das führt mit unabweisbarer Konsequenz zum reinen Kommunismus. Die individuelle Persönlichkeit spielt keine Rolle mehr, der Einzelne kann seine Fähigkeiten und Kräfte nicht mehr nach eigenem Ermessen verwerten, er hat nur den Weisungen des Staates zu gehorchen und bildet nur einen Teil der großen Staatsmaschinerie. Der Lohn für alle, mögen ihre Leistungen auch noch so verschieden sein, muß überall der gleiche sein. Die Befolgung des Rezeptes Bazards, „Jedem nach seiner Fähigkeit und jede Fähigkeit nach ihrer Leistung" würde sofort wieder zur Ungleichheit, die man ja beseitigen will, führen und von neuem eine Quelle allgemeiner Unzufriedenheit werden. Wie die Produktion, so wird auch die Konsumtion durch den Staat einheitlich geordnet. Einen eigenen Haushalt kennt der Bürger der Zukunft ebensowenig wie ein Familienleben, in dem die törichten Menschen bis jetzt ihr höchstes Glück gefunden haben. Die Kinder werden den Eltern abgenommen, in gemeinschaftlichen Anstalten erzogen und zu Staatsarbeitern herangebildet. Die Ehe scheint der größere Teil der Genossen, wenigstens vorläufig, noch nicht aufgeben zu wollen.

Man hat, wohl nicht mit Unrecht, den kommunistischen Staat als ein National-Zuchthaus verspottet, dessen Zwang jede persönliche Freiheit vernichten und deshalb unerträglichlich sein würde. Ganz abgesehen indes von diesen Konsequenzen gibt es zwei durchschlagende Gründe, welche den Wahnsinn der kommunistischen Idee und die Unmöglichkeit ihrer Ausführung beweisen.

Zunächst läuft sie schnurstracks der Natur zuwider, deren Gesetzen nun einmal alle Menschen unterworfen sind. Die Natur kennt keine Gleichheit. Die

Erde ist geteilt unter die Völkerrassen, die je nach ihren Himmelsstrichen ganz verschiedenartig gestaltet sind. Glauben denn die Internationalen wirklich, daß die Rassen mit denselben körperlichen und geistigen Fähigkeiten ausgestattet sind, daß sie gleiche Arbeit zu leisten vermögen, daß sich ein Australneger mit einem Europäer auf dieselbe Stufe stellen kann? Doch das ist nicht das Entscheidende. Man kann ja den Kommunismus auf die einzelnen Rassen beschränken und in engen Grenzen lokalisieren. Aber gerade durch das tägliche Leben wird uns die natürliche, unabwendbare Ungleichheit vor die Augen gesetzt. Gibt es nicht Gesunde und Kranke, Starke und Schwache? Sind nicht die Einen mit allen Gaben des Geistes ausgerüstet und die Anderen ebensosehr vernachlässigt? Kann nicht der kräftig gebaute Mensch, ohne an seiner blühenden Gesundheit Schaden zu leiden, die schwersten Arbeiten verrichten, unter deren Last die schwachen Schultern seines Nachbarn bald zusammenbrechen würden? Ist nicht dem Einen ein langes Leben beschieden, so daß er noch im hohen Alter sich der Früchte seiner Arbeit erfreuen mag, und ist nicht der Andere ohne jede eigene Schuld schwerem Siechtume verfallen oder wird schon in der Blüte der Jahre von dieser Erde abberufen?

Das ist's! Hebt erst die Ungleichheit des Körpers und der Gesundheit, der geistigen Kräfte und der moralischen Anlagen auf, zwingt erst den Tod, nur eine für Alle gleichmäßige Ernte zu halten — dann, ja dann sind wir bereit, in eure Reihen einzutreten, dann fällt die irdische Ungleichheit von selbst hinweg, dann ist die soziale Frage gelöst!

Und nun der zweite Grund. Wer richtig zu

denken und aus der uns überlieferten Geschichte die Vergangenheit zu beurteilen vermag, wird mit mir darin übereinstimmen, daß die Hauptbedingung aller Kultur und ihrer Entwickelung gerade die Ungleichheit des Vermögens ist. Das Gleichheitsprinzip, übertragen auf die wirtschaftlichen Verhältnisse, steht in direktem, unversöhnlichem Gegensatz zur individuellen Freiheit und würde in konsequenter Durchführung uns des wertvollsten Gutes, des Rechtes der eigenen Persönlichkeit, gänzlich berauben. Die gewaltigen Triebkräfte, welche die im Menschen schlummernden Anlagen wecken und zur Betätigung zwingen, können nur in der freien Persönlichkeit zur vollen Entfaltung kommen. Der Forschungstrieb, der Ehrgeiz und der Erwerbssinn würden in der kommunistischen Gesellschaft, in der das Gleichheitsprinzip jede individuelle Unterscheidung verhindert, verkümmern oder gar gänzlich ertötet werden. Die Wahrheit dieses Satzes bedarf keines weiteren Beweises; wer ihn verlangt, verfällt dem Vorwurfe des Aristoteles, der einen Mangel an philosophischer Bildung gerade darin erblickt, auch für die Prinzipien und obersten Gesetze unseres Denkens einen Beweis fordern zu wollen.

Die Durchführung des Kommunismus ist aus diesen Gründen unmöglich. Jeder Versuch würde kläglich scheitern müssen; die menschliche Natur läßt sich nun einmal nicht meistern. Die menschlichen Fähigkeiten und Neigungen sind verschieden und lassen sich nicht über einen Leisten schlagen, und der mit dem kommunistischen Staate verbundene Rückfall in die Barbarei würde von der kultivierten Menschheit nicht ertragen werden.

Man sollte meinen, daß die Konsequenzen der sozialdemokratischen Lehre auch den unteren Volksschichten ein-

leuchten und von ihnen abgelehnt werden müßten. Allein die Führer wissen geschickt die eigentlichen Ziele zu verhüllen. Sie begnügen sich damit, die gegenwärtigen Zustände in den schwärzesten Farben zu schildern und eine Perspektive in eine nebelhafte glückselige Zukunft zu eröffnen, in der es keine Unterschiede unter den Menschen und keine Not und Entbehrung mehr gäbe. Der Frage nach der praktischen Gestaltung des künftigen Staates pflegen sie mit der Erklärung auszuweichen, daß für die Partei die Organisation und der Kampf alles sei und das Weitere getrost der Zukunft überlassen werden könne.

Indes der Appell an die niederen Masseninstinkte allein würde doch nicht ausreichen, das rapide Wachstum der Partei zu erklären, die — das ist wohl nicht zu bestreiten — zur Zeit bei den Reichstagswahlen die größte Stimmenzahl auf sich vereinigt. Ihre Kraft beruht wesentlich in ihrer Organisation und in ihren Kampfmitteln.

Die Organisation hat sich im Laufe der Zeit so glänzend entwickelt, daß sie an innerer lückenloser Geschlossenheit sich fast mit der Organisation der Zentrumspartei vergleichen darf. Von der unumschränkt herrschenden Zentralinstanz gehen die Verzweigungen durch das ganze Reich bis in die kleinsten Orte, in denen sich organisierte Genossen befinden, und auf den jährlichen Parteitagen werden die Beschlüsse und Anordnungen der höchsten Instanz bestätigt und die Parolen ausgegeben, denen sich alle Genossen ohne Ausnahme zu fügen haben. Wirksam unterstützt wird die Bewegung durch eine weit verzweigte, bis in die kleinsten Hütten kolportierte Presse, an deren Spitze der „Vorwärts" steht, in dem der Vorstand das Organ besitzt, wodurch er dem Volke seine Willens-

meinung in authentischer Form kundzugeben vermag. Finanzielle Mittel stehen reichlich zur Verfügung; die Opferwilligkeit, mit der auch der geringste Genosse, ohne zu murren, von seinem sauer verdienten Lohne die regelmäßigen Beiträge an die Parteikasse leistet, verdient ebenso Bewunderung wie die Hingebung, mit der jeder Genosse die ihm im Interesse der Partei aufgetragene Arbeitsleistung übernimmt. Keine andere Partei kann sich in dieser Beziehung mit der Sozialdemokratie messen.

Was auf der einen Seite der Sozialdemokratie ihre Stärke verleiht, auf der anderen Seite aber die Verständigung mit den übrigen Parteien so sehr erschwert, oder vielmehr unmöglich macht, das ist eben die ihr eigentümliche Kampfesweise. Sie scheint mit dem von ihr geführten Klassenkampf untrennbar verbunden zu sein. Der Kampf wird ausschließlich geführt von der als Proletariat bezeichneten Klasse der besitzlosen Lohnarbeiter, denen gegenüber alle anderen Klassen des Volkes als eine einzige, aufs äußerste zu bekämpfende reaktionäre Masse verspottet werden. Die unglaubliche Torheit, die darin liegt, die rohe körperliche Arbeit zum alleinigen Wertfaktor zu erheben, ist natürlich den einsichtigen Führern nicht verborgen geblieben; sie glauben indes, dieser Fiktion im Interesse der von ihnen verfolgten Ziele nicht entbehren zu können. Ohne geistige Arbeit, die nach der sozialdemokratischen Lehre ausgeschaltet werden soll, können Werte überhaupt nicht geschaffen werden. Die Körperkräfte können nur dann wertvolle Leistungen erzeugen, wenn sie zur rechten Zeit und an der rechten Stelle angewendet werden. Diese Ordnung herzustellen, ist Sache der geistigen Tätigkeit des Erfinders, des Meisters, des Unternehmers, durch deren Anordnungen und Anweisungen

erst „der starke Arm" des Arbeiters seine Direktive empfängt. Wie sollte es möglich sein, einen Bau zu errichten, wenn die Maurer und Zimmerleute sich selbst überlassen blieben und nicht den Zeichnungen des Baumeisters folgten? Und was nützte aller Mut und alle Geschicklichkeit der Matrosen, wenn das Schiff nicht durch die sichere Hand des Kapitäns und des Steuermanns auf dem richtigen Kurse durch die Wogen der See geleitet würde?

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten."

Sollte diese Wahrheit nicht auch dem einfachsten Arbeiter einleuchten? Sollte er nicht allmählich zu der Einsicht kommen, daß alle körperliche Arbeit nutzlos vergeudet ist, wenn sie nicht vom Geiste richtig geleitet wird?

Dieser Klassenkampfcharakter gibt ihm sein eigentümliches Gepräge.*) Der Ton in ihren Versammlungen

*) Daß er nur künstlich aufrecht gehalten wird, um besser auf die Massen wirken zu können, geht einfach schon daraus hervor, daß eine Reihe der geistigen Führer nicht der Arbeiterklasse angehört, vielmehr der verhaßten Bourgeoisie entstammt. Der innere Widerspruch, der hierin liegt, hindert die Herren nicht, die ihrem politischen Ehrgeize schmeichelnde Rolle weiterzuspielen. Die große Masse der Genossen merkt davon nichts und folgt gedankenlos den ihnen zusagenden Schlagworten.

Im Anschluß hieran sei auf die viel schlimmere, offenkundige und deshalb nicht zu verschweigende Tatsache hingewiesen, daß die eigentlichen Gründer der Sozialdemokratie sowie die späteren und jetzigen bedeutendsten Führer aus jüdischen Familien hervorgegangen sind. Es fehlt nicht an Stimmen, die die ätzende, zersetzende Kritik, die in der mündlichen wie schriftlichen Agitation zutage tritt und auch die heiligsten Gefühle nicht schont, hierauf zurückführen wollen. Jedenfalls ist die bedauerliche Tatsache, wie man auch sonst über sie denken mag, nur zu sehr geeignet, ge-

und in ihrer Presse ist unglaublich roh und wüst; in ihrer Agitation wird von allen, auch den bedenklichsten Mitteln ein skrupelloser Gebrauch gemacht, die Gegner werden mit Schmähungen und Verleumdungen überschüttet und die besitzenden Klassen als Ausbeuter und Blutsauger des Volkes gebrandmarkt, die bis zur Vernichtung bekämpft werden müßten. Die Hetze, welche sich gleichmäßig gegen Handel und Industrie, gegen Grundbesitz und Kapital richtet, sucht alle niedrigen Leidenschaften, namentlich Neid, Mißgunst und Habgier, zu entfesseln und muß in ihrer weiteren Entwickelung zu schweren Ausschreitungen führen. Selbst die anständigen und denkenden Genossen — und es gibt deren doch noch recht viele — vermögen der Strömung nicht zu widerstehen; es scheint fast, als ob sie, wenn auch sehr gegen ihren Willen, sich gezwungen fänden, ihren mißtrauischen Genossen ihre Legitimation als Mitglieder der Partei ab und zu zu erbringen und selbst in den üblichen Gassenton zu verfallen.

Einer solchen Agitation gegenüber sind die anderen Volksklassen fast wehrlos. Ihre Schriften und Zeitungen dringen nicht in die Reihen der Genossen, und in den Versammlungen kann es keinem Manne von Bildung und Anstand zugemutet werden, sich mit Gegnern, die auf den Mangel der Bildung spekulieren und sich der unanständigsten Mittel bedienen, in eine Diskussion einzulassen. Die Genossen tragen kein Bedenken, in Scharen als ungebetene Gäste in die Versammlungen anderer Parteien einzudringen und unter grobem Mißbrauche des

---

wissen gehässigen, gegen das Judentum als solches gerichteten Theorien neue Nahrung und dem gefährlichen Antisemitismus immer zahlreichere Anhänger zuzuführen.

ihnen gewährten Gastrechts durch tumultuarische Szenen die Verhandlung zu stören oder gar die Auflösung zu erzwingen. Den an der Spitze stehenden Führern wird es nicht gelingen, die Verantwortlichkeit für dies skandalöse Gebahren der von ihnen geleiteten Massen von sich abzuwälzen*).

Am schlimmsten äußert sich die auf die sozialdemokratische Lehre und Agitation zurückzuführende Verrohung ihrer Anhänger in einigen Erscheinungen, die den klaren Beweis liefern, daß die ganze Macht der Partei nicht auf der Überzeugung von der Wahrheit ihrer Grundsätze, sondern im wesentlichen auf der Kraft der Fäuste und äußerer Zwangsmittel beruht.

Wenn gegen einen Unternehmer ein Streik beschlossen ist, müssen, um ihn durchzusetzen, alle arbeitswilligen Leute ferngehalten werden. Um dies zu erreichen, wird jedes Mittel für erlaubt gehalten. Die Arbeitswilligen werden beschimpft, bedroht und tätlich insultiert, und dieses Abschreckungssystem wird so lange und so scharf durchgeführt, bis die Unglücklichen, ganz ordentliche und brave Arbeiter, um Leben und Gesundheit zu retten, lieber auf die Arbeit und den zum Unterhalt ihrer Familie erforderlichen Verdienst verzichten.

Wenn auf einem Werke organisierte Genossen beschäftigt sind, so werden die anderen Arbeiter so lange

*) In den Versammlungen der Sozialdemokraten selbst geht es nicht besser zu. Das zeigt sich insbesondere auf ihren Parteitagen. Der pöbelhafte Ton, den die Genossen auch in dem widerlichen Gezänke über die inneren Parteiangelegenheiten untereinander anzuschlagen lieben, ist auf feinere Ohren nicht berechnet und müßte eigentlich abstoßend wirken. Daß dies nicht geschieht, zeugt für die robuste Natur ihres Nervensystems.

verhöhnt und belästigt, bis sie entweder zum Scheine beitreten oder den Dienst verlassen, oder aber der Unternehmer wird durch die gemeinschaftliche Drohung, die Arbeit niederzulegen, zur Entlassung gezwungen. Nicht minder verderblich ist der Zwang, der auf Gewerbetreibende, insbesondere auf Wirte und Kleinhändler, die nicht der Partei angehören, geübt wird, um sie zur Zahlung von Beiträgen, zum Halten ihrer Zeitungen und zur Agitation anzuhalten. Gerade die Partei, die äußerlich am lautesten für die Freiheit der Wahlen eintritt und jede, auch nur scheinbare Beschränkung am schärfsten bekämpft, trägt nicht das mindeste Bedenken, dieselbe Freiheit der Wahl, die andersdenkende Mitbürger auch für sich in Anspruch nehmen, zu beeinträchtigen oder gänzlich zu vernichten. Das eigentliche Wesen der Demokratie, deren hohen Namen sie mißbraucht, die Achtung vor dem Rechte Anderer, wird von der Partei verleugnet und mit Füßen getreten.

Der Terrorismus der Sozialdemokratie nach allen diesen Richtungen hat eine solche Höhe erreicht, daß das ganze öffentliche und gewerbliche Leben im Deutschen Reiche dadurch gefährdet erscheint und dringend eines wirksamen Schutzes bedarf *).

*) Es ist ein trauriges Zeichen für die Unfähigkeit unserer gesetzgebenden Faktoren, daß sie bis jetzt nicht imstande gewesen sind, den Ausschreitungen der Sozialdemokratie, soweit dadurch Ehre, Gesundheit und Vermögen der Bürger verletzt werden, durch gesetzgeberische Maßnahmen wirksam entgegenzutreten. Ist es doch die vornehmste Pflicht des Staates, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die verfassungsmäßig garantierte bürgerliche Freiheit im gewerblichen Verkehr und in der Ausübung der politischen Rechte zu schützen! Wenn es sich um Vaterland und Gemeinwohl handelt, sind die schärfsten Schutzmittel ganz gewiß gerechtfertigt.

Auf Grund dieser ungesunden Zustände hat sich weiter Kreise des Volkes ein unbehagliches Gefühl der Rat- und Mutlosigkeit bemächtigt. Man glaubt infolge des plan- und tatenlosen Verhaltens der Regierungen zur Ohnmacht verurteilt zu sein und mit Resignation die künftige Katastrophe abwarten zu müssen. Eine solche pessimistische Stimmung ist, wie ich glaube, keineswegs begründet. Man sollte die ungemütliche Lage, in der wir uns nun einmal befinden, mit ruhigem Blicke und kaltem Blute prüfen und sich über die Mittel der Besserung zu verständigen suchen. Dann wird man bald das Vertrauen wieder gewinnen und darf ohne Bangigkeit die Frage aufwerfen: Was soll daraus werden, was wird uns die Zukunft bringen?

Die vornehmste Aufgabe der nächsten Zeit besteht darin, die soziale Gesetzgebung in vernünftigen Grenzen weiter zu bauen, ohne Rast, aber auch ohne Hast. Daran schließt sich die weitere Verpflichtung, aus unseren gesetzlichen Zuständen alles zu beseitigen, was eine berechtigte Unzufriedenheit zu erregen geeignet ist. Namentlich muß für eine gerechte Verteilung der öffentlichen Lasten unter Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit gesorgt und sobald wie möglich der künstlichen Verteuerung der unentbehrlichen Lebensmittel ein Ende gemacht werden. Klingt es nicht wie Hohn, wenn man den Arbeiter auf die höheren Löhne und auf die Segnungen der neueren sozialen Gesetze verweist? Was will man dem Manne antworten auf seine Frage: Was ihm das durch Arbeit sauer verdiente Geld noch nütze, wenn es nur durch seine Vermittelung in die Taschen Anderer wandere und nur dazu diene, den Wohlstand der vom Glücke begünstigten Klassen noch zu vermehren? —

Daß auch auf allen anderen Gebieten des gewerblichen und öffentlichen Lebens die Mißstände, die zu Klagen begründeten Anlaß geben, beseitigt werden müssen, versteht sich von selbst. So dürfte es wohl der Erwägung wert sein, ob nicht der Luxus, der, wenn er öffentlich zur Schau getragen wird, leicht Mißgunst erwecken kann, mit hohen Steuern zu belegen ist. Darüber, daß alle Privilegien, die mit finanziellen Erträgen verbunden sind, sobald wie möglich aufgehoben werden müssen, ist eigentlich kein Wort zu verlieren. Aber hinweisen möchte ich doch auf den unerträglichen Zustand, daß im Deutschen Reiche noch jetzt von den Nachkommen depossedierter Fürsten als Überbleibsel der verlorenen Souveränität Bergwerksabgaben in großen Summen erhoben werden, die dem Staate oder den Bergwerksbesitzern zu Gute kommen müßten. Es ist die höchste Zeit, dies alte Unrecht mit einem Federstriche der Gesetzgebung zu beseitigen. Von „wohlerworbenen Rechten" und „Heiligkeit der Verträge" kann doch wahrlich keine Rede sein; es handelt sich um öffentliche Abgaben aus Hoheitsrechten, die nur dem Staate zustehen. Mit der Veränderung der politischen Verhältnisse haben derartige, dem veralteten Feudalstaate entstammende sog. „Gerechtsame" jegliche Berechtigung verloren. Schon Hegel beklagte es als eine Krankheit der Deutschen, aus bloßem Formalismus an veraltetem sog. Recht festzuhalten; er wies darauf hin, daß hundert Jahre Unrecht kein Recht machen können, wenn auch das hundertjährige Unrecht diese hundert Jahre lang Recht geheißen hätte; hundertjähriges positives Recht müßte zu Grunde gehen, wenn die Basis wegfalle, welche die Bedingung seiner Existenz sei.

Um die übermäßige Ansammlung der Vermögen zu

verhindern, müssen auch die Fideikommisse aufgehoben werden, die in unserer Zeit jeder rechtlichen Begründung entbehren. Jedenfalls ist der Staat im eigenen Interesse verpflichtet, eine Grenze zu ziehen, die bei der Ansammlung von Grundbesitz in einer Familie nicht überstiegen werden darf.

Welche Wirkung wird es nun haben, wenn die bürgerliche Gesellschaft, wie ich voraussetze, ihre Aufgabe richtig erfaßt und erfüllt? Wie wird sich die sozialdemokratische Bewegung in der Zukunft gestalten?

Es liegen zwei Möglichkeiten vor:

Im Laufe der Zeit haben sich bekanntlich infolge eines ganz natürlichen Zersetzungsprozesses zwei Richtungen herausgebildet, die sich immer schärfer von einander abheben. Die eine mehr nach rechts neigende Gruppe umfaßt die sog. Revisionisten, die durch schrittweise Reformen im Wege der sog. Evolution ihrer Sache am besten zu dienen glauben. Sie nehmen keinen Anstand, die als solche erkannten Grundirrtümer des ursprünglichen Parteiprogramms zu verwerfen, halten es für kein Verbrechen, mit den anderen bürgerlichen Parteien zur Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen zusammenzuwirken und begnügen sich vorläufig mit dem erreichbaren Guten, ohne damit die von ihnen erstrebte bessere Zukunft aus den Augen zu verlieren. Diese Gruppe besteht aus den wissenschaftlich gebildeten und besonneneren Elementen, befindet sich aber eben deshalb in einer Minderheit, die einen maßgebenden Einfluß ausschließt, und kann nach gegenwärtiger Lage der Dinge jeden Augenblick majorisiert oder gänzlich ausgemerzt werden. Sollte sie jedoch die

Oberhand gewinnen, so wäre das im Interesse einer gesunden, friedlichen Entwickelung freudig zu begrüßen. Es wäre damit eine äußerste Linke geschaffen, die, ohne daß sie ihre Endziele formell aufzugeben braucht, den anderen politischen Parteien sich ohne Schwierigkeiten angliedern läßt. Leider ist nicht daran zu denken, daß sich in absehbarer Zeit diese Hoffnung verwirklichen sollte.

Die andere Richtung findet in der großen Masse der Anhänger der sozialdemokratischen Lehre ihren starken Halt. Sie wird vertreten von den „unentwegten, zielbewußten" Genossen, die den Charakter des Klassenkampfes unter keinen Umständen Preis geben wollen und offen die ausschließliche Herrschaft des Proletariats als das alleinige Ziel ihrer Organisation proklamieren. Der Kampf als solcher ist ihnen die Hauptsache, ihre Waffe die Aufstachelung aller bösen Leidenschaften, insbesondere die Verhetzung der Arbeiter zum Hasse gegen die sie angeblich ausbeutende besitzende Klasse ihrer Mitbürger. Sie lehnen die Mitarbeit der anderen Parteien ab und verspotten die großartigen Leistungen und Einrichtungen des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft, die darauf berechnet sind, die Lage des notleidenden Teiles des Volkes zu erleichtern, als lächerliche Abschlagszahlung und Beruhigungsmittel eines schlechten Gewissens. Ja, sie nehmen den darauf abzielenden Bestrebungen gegenüber einen ablehnenden Standpunkt ein, weil sie davon eine Abnahme der Unzufriedenheit befürchten, die den alleinigen Nährboden bildet, auf dem die Saat des zerstörenden Hasses gedeihen kann.

Wenn diese radikale Partei sich auf der einmal betretenen Bahn in gleicher Richtung weiter entwickelt, wird auf die Dauer die ernsthafte Katastrophe sich nicht

vermeiden lassen. Öffentlich warnt sie vor dem Generalstreik und der Revolution, aber auch sie wird die bittere Erfahrung machen, daß sie die Geister, die sie rief, nicht mehr los werden kann. Sie wird solange mit ihren aufreizenden Ideen spielen, bis die von ihnen erfüllte Masse endlich Taten sehen will und sich nicht mehr zurückhalten läßt. Wie die Machtprobe ausfallen wird, kann kaum zweifelhaft sein. Es wird ein kurzer, aber furchtbarer Kampf werden, der schmerzliche Opfer erfordern und unersetzliche Werte vernichten wird. Die armen, betörten Arbeiter werden die blutige Zeche zu bezahlen haben.

Wie auch die sozialdemokratische Bewegung schließlich auslaufen mag, ob durch Bildung einer zu fruchtbringender Arbeit berufenen Partei oder durch gewaltsame Unterdrückung des auf die Spitze getriebenen Radikalismus, eines bleibt immer bestehen, das ist die Verschiedenheit der Menschen in ihren körperlichen und geistigen Kräften, in ihren Neigungen und Arbeitsleistungen, in ihrem Erwerbe und Vermögen. Trotz aller staatlichen Einrichtungen, die den Schutz der arbeitenden Klasse bezwecken und ihre Lage zu heben suchen, trotz aller herrlichen Werke der Barmherzigkeit, durch welche hochherzige Menschenfreunde — und es gibt glücklicherweise nur wenige, die nicht auch auf des Mitleids Stimme hören — den Armen und Notleidenden zu helfen sich bemühen, trotz alledem wird es immer Armut und Reichtum, besitzende und nichtbesitzende Klassen geben, und niemals wird es gelingen, Not und Elend gänzlich aus der Welt zu schaffen. Es beruht dies nun einmal auf einem ehernen, natürlichen Gesetze,

dem die Menschheit sich nicht entziehen kann. Diese Erkenntnis würde an sich das Herz schwer belasten und mit tiefer Trauer erfüllen müssen, wenn nicht das harte Schicksal, das wir beklagen, uns auch die Mittel gegeben hätte, Trost zu schöpfen und uns mit ihm zu versöhnen.

Alles auf der Welt ist beständigem Wechsel unterworfen. Alles Sein ist nur ein unaufhörliches Werden und Vergehen. Die stolzesten Geschlechter sind vergangen und aus dem Gedächtnis der Menschen verschwunden. Von ihren Zwingburgen sind nur noch Ruinen geblieben:

„Ihre Dächer sind verfallen
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin."

Ein alter Erfahrungssatz, dem in einem bekannten Sprichworte das Volk eine drastische Fassung gegeben hat, belehrt uns, daß in der Regel Reichtum und Armut nicht über gewisse Zeiträume hinaus in denselben Familien die Herrschaft behalten. Der Grund ist einfach: Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit, die allein wertvollen Faktoren des Vermögenserwerbs, gehen bei ererbtem Vermögen, das die bequemen Mittel zur Verschwendung und zu Ausschweifungen bietet, leicht verloren. Die degenerierten Enkel werden verdrängt durch die frischen, unverbrauchten Kräfte der unteren Klassen, die sich durch Intelligenz und Fleiß emporzuarbeiten verstehen.

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Die Statistik bestätigt das mit einer unheimlichen, fast an ein Naturgesetz mahnenden Genauigkeit. Es ist in der Tat ein erhebender Gedanke für den mit der Not des Lebens kämpfenden, ehrlichen Arbeiter, daß seinem „blonden Jungen" doch die Möglichkeit geboten ist, aus den engen Verhältnissen des Elternhauses in die höheren

Regionen hinaufzusteigen. Und wenn wir der Sache tiefer auf den Grund sehen, so werden wir gewahr, daß eine solche Möglichkeit, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, nur dadurch gegeben ist, daß wir in dem allgemein anerkannten Wertmesser, im Gelde, einen allen zugänglichen Machtfaktor besitzen, so daß, so paradox es auch klingen mag, tatsächlich das Geld, durch dessen Besitz eben die Unterschiede der Vermögensverhältnisse geschaffen werden, wiederum dazu dient, unsere Unzufriedenheit mit den Unvollkommenheiten unserer Weltordnung einigermaßen zu mildern.

Die wirkliche Ausgleichung vollzieht sich aber durch das Schicksal, das dem ganzen Menschengeschlechte von Anbeginn bis in alle Ewigkeit auferlegt worden ist. Das ist der Tod, der gewaltige Imperator mors, dessen unerbittlichem Machtspruche keiner zu entrinnen vermag. Der Tod kennt keinen Unterschied, er hebt alle Ungleichheiten auf. Ob hoch oder niedrig, keiner wird verschont. Den einen trifft er früher, den anderen später, den Kranken wie den Gesunden, den Reichen wie den Armen. Mit starker Hand reißt er den Glücklichen trotz allen Widerstrebens aus seinen Schätzen und Genüssen heraus, und mitleidsvoll erlöst er den Armen aus aller Not, von allen Leiden. Das Grab deckt alle Wunden zu. Das ist der versöhnende Schluß:

„Das Schicksal setzt den Hobel an
Und hobelt alles gleich!“

XII. Zur Frauenfrage.

In memoriam!*)

„Ich besaß es auch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!“ Goethe.

Um die Mitte des XIX. Jahrhunderts machte sich überall, namentlich auch in Deutschland, eine Bewegung bemerkbar, die sich mit der sozialen Stellung der Frauen beschäftigte. Geleitet von hervorragenden Männern und Frauen, die sich mit ebenso viel Eifer wie Geschick ihrer Aufgabe widmeten, fand die Bewegung in allen Kreisen lebhaften Anklang. Man mußte die lautgewordenen Klagen, die sich auf Vernachlässigung der Erziehung und Beschränkung des Erwerbes bezogen, als berechtigt anerkennen und suchte sich über die Mittel zu einigen, den Beschwerden Abhilfe zu verschaffen. Auf vierfachem Wege dachte man die Mißstände, die in der Frauenwelt am lebhaftesten empfunden wurden, zu beseitigen. Man konnte sich zunächst der Erkenntnis nicht verschließen, daß das geistige Niveau der Frauen im allgemeinen hinter den höher gespannten Anforderungen der modernen Kultur zurückgeblieben war und deshalb durch bessere Erziehung und bessere Schulen gehoben werden müsse. Man glaubte ferner die Beobachtung gemacht zu haben, daß die in den Stand der Ehe tretenden jungen Frauen nicht die zur gedeihlichen Führung des Haushaltes erforderlichen Fähig-

*) Meine Gattin wurde mir am 19. Juni 1910 durch den Tod entrissen; ihrem Andenken sei durch das nachträglich vorgesetzte Motto dies letzte Kapitel gewidmet.

keiten und Fertigkeiten besaßen und dadurch, wenigstens zu einem Teile, die Schuld trügen an dem wirtschaftlichen Rückgange und Unglück mancher Familie. Sehr fühlbar und geradezu als soziale Ungerechtigkeit wurde in den Kreisen der nicht mit irdischen Glücksgütern gesegneten Familien der Beamten, Lehrer, Geistlichen und Offiziere der Übelstand empfunden, daß ihren Töchtern, die nicht in einer Ehe Versorgung fanden, nicht die ausreichende Möglichkeit geboten würde, sich aus eigener Kraft durch eine den Verhältnissen entsprechende anständige Tätigkeit die Mittel zum Lebensunterhalte zu erwerben. Bei der raschen Zunahme der Bevölkerung und bei der immer sich verstärkenden Schroffheit des Daseinskampfes vermehrten sich in beunruhigendem Maße die traurigen Fälle, in denen Töchter aus den besten Familien schwer unter Not und Entbehrung zu leiden hatten und schließlich nach vergeblichem Ringen mit dem hartherzigen Schicksale entweder elend zu Grunde gingen oder schmachvoller Verführung erlagen. Endlich empfanden die Frauen selbst das Bedürfnis, in stärkerem Maße und auf anderen und größeren Gebieten, als es bisher der Fall gewesen, sich in den Dienst der öffentlichen Wohlfahrt zu stellen und sich mit voller Einsetzung eigener Leistungen an allen den Veranstaltungen zu beteiligen, die die Hebung der niederen Volksklassen, die Pflege der Kranken und die Linderung der Not bezwecken.

Alle diese Anregungen fielen auf fruchtbaren Boden und fanden damals überall, wo man gewohnt und geneigt war, idealen Impulsen Folge zu geben, freudigen Widerhall. Unter tatkräftiger Mitwirkung bedeutender Männer und Frauen wurde eine geschickte Propaganda eingeleitet, um für die neuen Ideen die öffentliche Meinung

zu gewinnen. Staat und Gemeinden sahen sich bald gezwungen, die Ziele der weiblichen Erziehung zu erhöhen und das Schulwesen systematisch den Forderungen der Wissenschaft entsprechend auszugestalten. Es wurden Anstalten gegründet, in denen die Mädchen nach Absolvierung der höheren Töchterschule weitere Ausbildung empfangen und sich zugleich auf die der Frau in der Ehe wartenden Aufgaben vorbereiten konnten. Hervorzuheben ist insbesondere der damals begründete Lette-Verein, der in der Folge eine äußerst segensreiche Wirksamkeit entfaltet hat. Eine ganze Reihe von Erwerbsarten, die bisher den Frauen unzugänglich geblieben waren, wurden ihnen geöffnet und boten willkommene Gelegenheit zu erwerblicher, mit der weiblichen Eigenart nicht unverträglicher Arbeit. Es bildeten sich größere und kleinere Vereine, zum Teil mit kirchlichem Charakter umkleidet, die auf charitativem Gebiete nach den verschiedensten Richtungen eine im Laufe der Jahre sich immer verstärkende, höchst ersprießliche Tätigkeit entfalteten.

Diese Bestrebungen und Einrichtungen verdienen die Sympathien und die Unterstützung aller, denen das Wohl der Frauen am Herzen liegt, und werden sich, wozu alle Aussicht vorhanden, immer mehr als geeignete Mittel erweisen, den berechtigten Klagen abzuhelfen und den Frauen diejenige Stellung zu sichern, auf die sie mit Recht Anspruch erheben können. Aber alle diese wohltätigen Reformen halten sich innerhalb der Grenzen, die durch den Unterschied des Geschlechts gezogen sind. Durch das Prinzip der Ebenbürtigkeit, das im Laufe des geschichtlichen Entwickelungsprozesses siegreich durchgedrungen und, wenigstens in allen zivilisierten Staaten, wesentlich unter Einwirkung der Lehren des Christentums zu allgemeiner

Geltung gekommen ist*), haben diejenigen natürlichen Beschränkungen, welche sich aus der Geschlechtsverschiedenheit von selbst ergeben, nicht verwischt werden können. Die Organisation ist eben beim Weibe anders geartet, als beim Manne, und seine Kräfte reichen nicht aus, die schweren Arbeiten zu verrichten, die dem Manne obliegen und von seiner kräftigeren Natur leicht zu bewältigen sind. Wer die gesamte Struktur des weiblichen Körpers, seine feinen Wellenlinien, seine weichen, runden, anschmiegsamen Formen vergleicht mit den Größe- und Stärkeverhältnissen, mit der rauhen, eckigen, kraftstrotzenden Muskulatur des Mannes, der kann sich doch unmöglich der Erkenntnis verschließen, daß, ganz abgesehen von der Fortpflanzung, die beiden Geschlechter schon durch den Unterschied ihrer körperlichen Kräfte zu völlig verschiedenartigen Aufgaben berufen und sie zu erfüllen im Stande sind. Und wie gewaltig zeigt sich die Ungleichheit in der inneren Veranlagung, in der intellektuellen und moralischen Begabung! Die Männer sind die Vertreter der Kraft und zeichnen sich aus durch die darauf beruhenden aktiven Tugenden des Heldenmutes und der Standhaftigkeit, der Vaterlandsliebe und der Gerechtigkeit. Die Frauen sind die Vertreterinnen der Schönheit und der Liebe und ragen in unerreichbarer Überlegenheit über die Männer hinaus in den mehr passiven Tugenden der Demut und der Milde, der aufopfernden Hingebung und Barmherzigkeit. Die fast ausschließliche männliche Schöpfungskraft in Wissen-

*) Es darf indes nicht verschwiegen werden, daß auch schon vor Einführung des Christentums die Frauen bei einzelnen Völkern sich einer angesehenen, kaum noch zu überbietenden Stellung erfreuten. Namentlich waren es die alten Germanen und Römer, die den Frauen die höchste Verehrung zollten.

schaft und Kunst wird ausgeglichen durch die unglaublich steigerungsfähige Empfänglichkeit der Frauen für die höchsten Ideale des Lebens. Der Mann wird in seinem Denken und Handeln bestimmt von seinem scharfen, alles durchdringenden Verstande, das Weib läßt sich leiten von den Regungen des bei ihm stärker entwickelten Gefühls.

„Männer richten nach Gründen, des Weibes Urteil ist seine Liebe".

Bei allen Erwägungen und Vorschlägen, die eine Verbesserung der Stellung der Frauen bezwecken, muß deshalb immer beachtet werden, daß die Frauen nach ihren geistigen und körperlichen Anlagen von der Natur dazu berufen sind, das höchste menschliche Glück, das Glück häuslichen und friedlichen Familienlebens, zu begründen und zu pflegen und sich den erhabenen sozialen Pflichten zu widmen, die ihnen durch die Herrschaft des Gemütslebens als besonderer Vorzug ihres Geschlechtes zugewiesen sind. Diese von der Natur selbst gezogenen Grenzen können ungestraft nicht überschritten werden. Alle Versuche, den Frauen auf Kosten und unter Verleugnung der weiblichen Natur eine andere Stellung zu verschaffen, werden sich an ihnen selbst bitter rächen müssen. Das aber ist der schwere Vorwurf, der gegen diejenigen Ausschreitungen der Frauenbewegung erhoben werden muß, die unter dem täuschenden Aushängeschilde der zu erstreitenden Frauenrechte ganz verwerfliche Zwecke verfolgen. Unzufrieden mit ihrem Frauenlose empfinden die Anhängerinnen dieser modernen Bewegung die ihnen auferlegten Schranken als eine länger nicht mehr zu ertragende Ungerechtigkeit und treten in Wort und Schrift mit größter Lebhaftigkeit für eine Änderung der bisherigen gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung nach zwei Richtungen ein.

Die einen konstruieren ein sexuelles Problem, das sie zu ihren Gunsten lösen wollen. Sie verlangen, daß die heranwachsende Jugend über den geschlechtlichen Verkehr aufgeklärt werde, und predigen, indem sie das Recht auf Mutterschaft auf ihre Fahne schreiben, das Evangelium der freien Liebe. Ihnen bedeutet die erstrebte Emanzipation des Weibes schließlich nichts anderes, als die Emanzipation des Fleisches, als die Befreiung von allen jenen, durch uralte Tradition geheiligten Gesetzen, durch welche Anstand und Sitte dem Verkehre der Geschlechter bei allen gebildeten Nationen ewig gültige Schranken gezogen haben. Die anderen wollen die angebliche Zurücksetzung der Frauen im öffentlichen Leben beseitigen und verlangen die vollständige wirtschaftliche und politische Gleichstellung mit der Männerwelt. Die Hauptforderung ihres Programms geht auf Erlangung des aktiven und passiven Wahlrechts in Staat und Gemeinde. Sie suchen ihre oft recht unklaren Ideen mit der Behauptung der prinzipiellen Gleichberechtigung der Frau und des Mannes zu begründen und betonen vor allem das Recht der Frauen, „sich auszuleben" und „die Persönlichkeit auszubilden" *). Gegenüber den innerlich längst überwundenen Traditionen einer rückständigen

*) Eine feinsinnige Schriftstellerin bemerkte gelegentlich treffend: Es sei sehr zu loben, wenn Frauen die „Ausbildung der Persönlichkeit" erstrebten, sie fürchte nur, daß die Frauen, die dies (auf Kants Begriffsbestimmung zurückzuführende und seit Goethes bekanntem Ausspruche stark in Aufnahme gekommene, vielfach mißbrauchte) Wort beständig im Munde führen, nicht die weibliche, sondern die männliche Persönlichkeit im Auge hätten. Das ist es in der Tat! Die ganze Bewegung würde, wenn sie überhaupt jemals fruchtbar werden könnte, nur ein „mißgestaltet Zwitterkind gebären, das Monstrum der modernen Virago!"

Vergangenheit sei es endlich an der Zeit, die von den größten Philosophen geforderte „Umwertung der Werte“ im Sinne der freiheitlichen Tendenzen der modernen Richtung auch hinsichtlich der Stellung der Frauen zur Erfüllung zu bringen. Mit solchen und ähnlichen aufgelesenen, halbverstandenen Phrasen, die auf ganz harmlose Gemüter vielleicht Eindruck zu machen geeignet sind, suchen sie die Frauen für die von ihnen inszenierte Bewegung zu interessieren und haben auch infolge einer rührigen, äußerst geschickt betriebenen Agitation einige Erfolge erzielt.

Einer ernsthaften Widerlegung darf ich mich wohl enthalten. Eine wirkliche Gefahr besteht nicht. Der größte Teil der gebildeten Männer wird die ihnen angesonnene Unterstützung von sich weisen; nur untergeordnete und solche „unentwegte“ Elemente, die sich aus dem Banne einer gewissen Phraseologie nicht zu befreien vermögen, werden sich mit der Bewegung befreunden. Die Frauen aber, die sich ihr angeschlossen haben, werden, soweit sie noch unverdorben sind, vor den Konsequenzen zurückschrecken, sobald sie die eigentlichen Ziele und die damit verbundenen Folgen durchschaut haben. Man könnte versucht sein, sich mit der Äußerung des Widerwillens zu begnügen und anzunehmen, daß die ganze Bewegung bald dem verdienten Spotte anheimfallen werde. Eine solche Annahme findet ihre Rechtfertigung schon in der Erwägung, daß in der psychischen und in der physischen Natur des Weibes ein unübersteigliches Hindernis liegt, den unbegrenzten Wettbewerb mit dem Manne aufzunehmen. Man braucht doch nur an gewisse, mit der weiblichen Natur unabänderlich verbundene, oder infolge der Ehe sich ergebende Zustände zu denken, in denen auf

kürzere oder längere Zeit die Arbeitsfähigkeit ganz aufgehoben oder doch erheblich vermindert ist. Immerhin kann aber doch durch die in Szene gesetzte Agitation genug Verwirrung und Schaden angerichtet werden, so daß es nach meiner Ansicht die heilige Pflicht aller ernst denkenden und den Idealen huldigenden Frauen und Männer ist, der bedenklichen Bewegung mit aller Energie entgegenzutreten.

Wie will man es verantworten, unserer Jugend jenen Liebesfrühling zu rauben, dessen wir noch in hohem Alter mit seligem Entzücken gedenken? Darin liegt ja doch der unsagbare Reiz der schönen Zeit der ersten Liebe, daß in der jungfräulichen Brust unbewußt das süße Geheimnis schlummert, dessen Offenbarung erst die Ehe erbringen soll. Die holde Ahnungslosigkeit muß man ihr lassen, wenn man nicht die ganze Seligkeit unbefangener Jugendliebe zerstören will.

„O, gönnet ihm den Frühlingstraum,
In dem's voll duftiger Rosen steht,
Ihr wißt nicht, welch' ein Paradies
Mit diesem Traum verloren geht."

Und dann! wo bleibt das Glück der Ehe, der Familie, der Häuslichkeit? Dies unendlich große Glück, das einzige Glück, „das ohne Reu", in dem unzählige Menschen durch alle Jahrtausende hindurch den einzigen, aber vollen Ersatz für alle Mühen, Leiden und Entbehrungen des Lebens gefunden haben!

Das Menschengeschlecht beruht nur auf der Trennung der Geschlechter, die sich in ihren körperlichen und geistigen Funktionen wesentlich unterscheiden. Des Mannes Kraft und die Anmut der Frau geben erst in ihrer Verbindung das volle Bild des Menschen. Und die Liebe ist es, die

diese Verbindung vollzieht. Das bedeuten Schillers herrliche Worte:

„Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschen
Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden
durch dich."

Auf dem Gebiete des Herzens führt die Frau ihr sanftes Szepter und „zaubert das Hüttchen zum Tempel der Wonne, zum Tempel der Ruh". Ihr mildes, anmutvolles Wesen, dessen stillem Wirken sich kein wahr und warm fühlendes Männerherz zu entziehen vermag, schafft uns jene liebe, traute Häuslichkeit, an deren festumfriedeten Mauern sich die tosenden Stürme der Außenwelt brechen. Und diese stillen Räume, in denen der tätige, schaffende Mann nach der harten Arbeit des Tages Ruhe und Erholung suchte und fand, sollen in Zukunft widerhallen von dem Kampfgeschrei der um staatliche und kommunale Meinungen und Interessen streitenden Parteien! Unser Haus, bisher die Stätte holder Eintracht, soll zum Tummelplatz wild erregter Leidenschaften werden. In dem Widerstreite entgegengesetzter Ansichten wird sich die Frau vom Manne, die Kinder von den Eltern trennen, und das auf dem Frieden der Familie beruhende Glück ist unrettbar verloren.

Ich hoffe, daß alle diese Versuche abprallen werden an dem gesunden Sinne des Volkes. Erst kürzlich haben wir das widerwärtige Schauspiel erlebt, das die englischen Stimmrechtlerinnen der erstaunten Welt geboten haben; auch die letzte Spur weiblicher Würde war bei den wüsten Ausschreitungen dieser tollgewordenen Weiber abhanden gekommen.*) Andere Nationen mögen sich

*) Um gerecht zu sein, will ich mit der Anerkennung nicht

derartige Agitationen gefallen lassen; ich glaube zwar, daß auch die Engländer bald mit ihnen fertig werden. Deutsche Männer aber werden immer mit Entschiedenheit sich dagegen wehren, die geheiligten Traditionen ihres Sittengesetzes mit frevelnder Hand verletzen zu lassen.

Wie ist es denn nur möglich, daß Frauen, denen doch in so hohem Maße das Gefühl für die gute Sitte eigen zu sein pflegt, sich auf solche Wege verirren können? Ich rede nicht von den glücklicherweise nur wenigen, die die häßlichen Ausgeburten einer ausschweifenden Phantasie der Welt als die Postulate der modernen Entwicklung anzupreisen wagen. Aber die anderen, die sich mit der Forderung der wirtschaftlichen und politischen Gleichberechtigung begnügen, wie ist es nur möglich, daß sie sich betören lassen und für Ideen schwärmen, die mit der weiblichen Natur in vollem Widerspruche stehen? Viele vermögen den mit dem Brusttone vollster Überzeugung vorgetragenen Phrasen von den ewigen Rechten der Gleichheit, die ihren einmal geweckten Ehrgeiz umschmeicheln, nicht genügenden Widerstand entgegenzusetzen, und viele sind nach Natur und Erziehung außerstande, die vorgebrachten Gründe in kühler Betrachtung mit kritischem Auge auf ihren Wahrheitsgehalt zu untersuchen. Sie brauchen sich doch nur gewisse, unvermeidliche Situationen auszumalen, um sich von der Absurdität ihrer Theorien zu überzeugen und sich mit Abscheu von ihnen abzuwenden. Unwillkürlich mögen auch unmeßbare und unwägbare Faktoren mitwirken. Wer ihren Versammlungen

---

zurückhalten, daß die in der englischen Frauenbewegung vorläufig allein betonten sachlichen Ziele in ihren engen Grenzen an sich nicht als verwerflich zu bezeichnen sind.

einmal beigewohnt, sie gesehen und gehört hat, wird dafür ein leises Verständnis gewinnen. Dem aufmerksamen Beobachter entgeht nicht das vorherrschende Gefühl der Verbitterung, der Verbitterung über die Ungerechtigkeit des Schicksals, das ihnen nach ihrer Meinung die Bedingungen des vollen Menschenglücks versagt hat. Für das ihnen vorenthaltene weibliche Glück wollen sie sich Ersatz verschaffen und wissen keinen anderen zu finden, als in dem Verzichte auf die Weiblichkeit. Gewiß wird manche Grund haben, zu grollen und mit Neid auf ihre vom Geschicke begünstigten Schwestern zu blicken, sei es, daß sie in der Ehe eine bittere Enttäuschung erfahren und an der Seite ihres Mannes das von ihr erträumte Glück nicht gefunden hat und mit innerem Behagen die Rolle der beklagenswerten „unverstandenen Frau" spielt, sei es, daß äußere, nicht verschuldete Umstände die auch von ihr heiß ersehnte Begründung einer eigenen Häuslichkeit verhindert haben. Traurig und bedauerlich aber ist es, wenn sie sich dadurch soweit verblenden läßt, daß sie nicht mehr zu erkennen vermag, daß es ein unfehlbares Heilmittel gibt, sie mit sich selbst und der Welt wieder zu versöhnen. Sie darf sich nur nicht selber untreu werden, sie muß nur dem ihr durch ihre natürliche Begabung vorgezeichneten Berufe folgen, sie braucht sich nur dem Wohle der Familie und dem Dienste der Nächstenliebe zu widmen, auf deren unendlich weitem Gebiete die wertvollen, edlen Keime, die in jeder Frauenseele verborgen ruhen, tausendfältige Früchte tragen werden. Dann wird sie eines Glückes teilhaftig werden, das viele ihrer dem Scheine nach besser gestellten Schwestern in diesem Maße nicht kennen lernen, jenes Glückes, das in dem Bewußtsein treu erfüllter

Pflicht und in der dankbaren Verehrung der leidenden Menschheit besteht. Und wenn es sich darum handelt, für diejenigen Frauen, denen es versagt bleibt, eine eigene Familie zu begründen, neue Wege und Formen zu finden, in denen sie, ohne den weiblichen Charakter anzutasten, ihre Kräfte zur eigenen Befriedigung und zum Wohle anderer zu verwerten vermögen, so werden alle dazu berufenen Männer ohne Ausnahme sich gerne bereit erklären, ihnen hilfreich zur Seite zu stehen und die zu engen Schranken zu beseitigen, welche der Ausdehnung des Feldes weiblicher Erwerbstätigkeit bisher entgegenstanden. Nicht minder wird das in den letzten Jahrzehnten erwachte Bildungsbedürfnis, das Streben der Frau nach erweiterter und vertiefter Bildung über die bisherigen eng gezogenen Grenzen hinaus, bei der Männerwelt stets volles Verständnis und Förderung finden. Auch die der modernen Frauenbewegung entsprungene Einsicht in die Notwendigkeit eines gewissen „Mutterschutzes" und die Ausdehnung dieser weiblichen Liebestätigkeit über die notleidende Frau hinaus auf die unglücklichen, gefallenen Mädchen, um in hingebender Fürsorge gerade in den Zeiten vor und nach der Geburt Mutter und Kind vor den sie bedrohenden Gefahren zu bewahren, verdienen nur warm begrüßt und unterstützt zu werden. Endlich darf auch mit dem Zugeständnisse nicht zurückgehalten werden, daß in allen den Fällen, in denen politische oder kommunale Rechte mit dem Besitze von Vermögen oder anderen finanziell zu schätzenden Werten verknüpft sind, den Frauen, die sich in solcher Lage befinden, die Ausübung der Rechte, wenn auch nur durch Stellvertreter, gestattet werden muß.

Ich freue mich, konstatieren zu können, daß die

große Mehrzahl der Frauen, die sich in edlem Streben der Reformbewegung angeschlossen haben, die hier gezogenen Schranken zu durchbrechen nicht gesonnen ist. Weit darüber hinaus geht diejenige Richtung, welche in völliger Verkennung des bestimmungsmäßigen Unterschiedes der Geschlechter die sexuelle und politische Emanzipation des Weibes auf ihre Fahne geschrieben hat. Das ist es, was wir zu bekämpfen haben.

Es ist eine beklagenswerte Tatsache, daß wohlmeinende und im übrigen vorwurfsfreie Männer sich dazu hergegeben haben, für die extravaganten Bestrebungen der Frauenrechtlerinnen einzutreten. Ganz unverständlich ist es mir geblieben, wie man es wagen kann, den Liberalismus zu ihrer Unterstützung anzurufen*). Mit liberalen Ideen hat die von mir gebrandmarkte Bewegung nicht das geringste zu tun; als liberaler Mann weise ich diese Zumutung mit Entrüstung zurück.

Was die Dichter aller Völker und Zeiten mit höchster Begeisterung besungen, was wir, unsere Väter und Mütter und alle „qui ante nos in mundo fuere“ immer und überall in Wort und Lied gefeiert haben — „und die Nachtigallen schlagen's“ —, der Frauen Gunst und Liebe, das wollen wir als teuerstes Vermächtnis bewahren und den kommenden Geschlechtern überliefern. Um den Thron wollen wir uns jubelnd scharen, auf dem in unvergänglicher Schönheit und an-

*) Sogar der französische National-Convent, dem man doch wahrlich nicht vorwerfen kann, daß er rückschrittlichen Tendenzen gehuldigt habe, hat den von den Girondisten begründeten Vorschlag, den Frauen unbeschränkte politische Rechte zu gewähren, einfach abgelehnt.

mutvoller Hoheit die Königin unseres Herzens thront und mit dem Gesetze der Liebe und der Sitte ihre allbeglückende Herrschaft führt! Diesen köstlichen Schatz, der uns als das höchste Glück unseres irdischen Daseins vom Himmel beschieden ist, wollen wir treu behüten und ihn gegen jeden, der ihn anzutasten wagt, schirmen und verteidigen mit dem ganzen Zorne, mit der ganzen Kraft, deren nur das empörte, in seinen heiligsten Gefühlen getroffene Menschenherz fähig ist — bis zum letzten Atemzuge!

Schlussbetrachtungen.

Wenn wir den Verlauf der letzten 75 Jahre überschauen, gewinnen wir die erfreuliche Gewißheit, daß die Kulturentwickelung der Menschheit in gewaltigem, unaufhaltsamem Fortschritte begriffen ist.

„Der Freiheit Hauch geht mächtig durch die Welt", und ihm können auf die Dauer die scheinbar festesten Bollwerke der Reaktion, der Aberglaube und die Unduldsamkeit, keinen Widerstand mehr leisten. Wir dürfen nur nicht die Geduld verlieren, wenn die durch die Forschungen der Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten so ungeheuer geförderte Erkenntnis auf allen Gebieten im Völkerleben nur in langsamem Zeitmaße zur Geltung kommt und oft erst in später Zukunft ihre reifen Früchte trägt. Bei dem harten Kampfe der widerstrebenden Weltanschauungen sind rückläufige Bewegungen unvermeidlich, und wir dürfen nicht vergessen, daß der den Idealen der Besten entsprechende Zustand auf dem Gebiete der drei Potenzen (wie sie Burckhardt nennt), auf den Gebieten des Staates, der Religion und der Kultur, ein ewiger Traum bleiben wird, solange die Verschiedenheit der Menschen und der Völker nach Natur, Klima und Rasse nicht aufgehoben sein wird. Wir werden uns mit der Hoffnung begnügen müssen, das schöne Traumbild in den Grenzen zu verwirklichen, die dem sterblichen Menschen und seinem Geiste von der Natur gezogen sind. Der weltgeschichtliche Prozeß vollzieht sich langsam. Lange Friedenszeiten wechseln mit schweren kriegerischen Ereignissen, auf Zeiten stürmischen Fortschrittes folgen Perioden erdrückender Reaktion, die weltbeherrschenden Ideen der Freiheit und Verbrüderung

der Völker werden abgelöst durch die machtvolle Tendenz des im nationalen Bewußtsein wurzelnden Triebes der Ab- und Ausschließung. Immer aber hat die Geschichte einen wenn auch langsamen Fortschritt zu verzeichnen. Unerwartete Ereignisse sind genügend, einen ungeheuren Einfluß auszuüben, einen vollständigen Umschwung in den Anschauungen der Menschen herbeizuführen und den Grund zu legen für die ganze zukünftige Gestaltung der staatlichen, religiösen und kulturellen Entwickelung. Ich denke dabei an die wunderbar rasche Ausbreitung des Christentums, an die überraschende Wirkung der Reformation, an die französische Revolution, an den Aufschwung der Naturwissenschaften und an den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 mit seinen Folgen, lauter Ereignisse, die der ohne sie kaum denkbaren folgenden Entwickelung ihren unauslöschlichen Stempel aufgeprägt haben. Oft sind es ganz unscheinbare Tatsachen, die den unermeßlichen, tiefen Umschwung einer ganzen Weltanschauung verkündigen. Ein kleines Beispiel mag genügen: es ist so bezeichnend und wirft ein so hell leuchtendes Licht in das Dunkel glücklich überwundener böser Zeiten, daß wir getrost in die Zukunft schauen und unseren Glauben an dem stetigen Fortschritt des Menschengeschlechts stärken können. In seinem 1873 erschienenen Werke: „Geschichte der Konflikte zwischen Religion und Wissenschaft" warf der nordamerikanische Gelehrte Draper die Frage auf, „ob nicht vielleicht der Tag kommen werde, wo die Epigonen die kirchliche Missetat der Verbrennung Giordano Brunos sühnen und unter der Kuppel der Peterskirche in Rom die Statue Brunos enthüllen werden".

Wer hätte es denken können, daß dieser Wunsch der Vergeltung so rasch in Erfüllung gehen würde. Am

9. Juni 1889 ist in Rom an derselben Stelle, wo der edle Märtyrer seine Liebe zur Wahrheit mit dem Opfertode in den Flammen des Scheiterhaufens büßen mußte, unter großen Feierlichkeiten und unter Teilnahme der ganzen gebildeten Welt das Denkmal Giordano Brunos eingeweiht worden, ein weithin ragendes Zeugnis für den Wandel der Zeiten aus der Finsternis des mit unmenschlicher Grausamkeit gepaarten Aberglaubens zur Duldsamkeit und Freiheit des nach Wahrheit ringenden Menschengeistes!

Mein letztes Wort sei der eigenen Rechtfertigung gewidmet. Ich fühle die Verpflichtung, Rechenschaft abzulegen über die Gründe, die mich zu meinen Aufzeichnungen veranlaßt haben. Der Ehrgeiz, die Zahl der Schriftsteller zu vermehren, hat mir stets fern gelegen. Wir wissen es ja, wie bald selbst bedeutende Werke geistreicher Autoren der Vergessenheit anheimfallen. Haben wir nicht alle die manchmal beschämende Beobachtung machen müssen, wie rasch der Ruhm hervorragender Männer verblaßt, die sich zu ihrer Zeit in Wissenschaft und Politik erhebliche Verdienste und auf das dankbare Andenken der Nachwelt gesicherten Anspruch erworben zu haben schienen? Die hastig vorwärts stürmende, alles nivellierende Strömung der Zeit hat sie aus dem Gedächtnis des Volkes getilgt; nur die Bergesriesen bleiben von ihr verschont.

Die nächste Veranlassung, noch im hohen Alter zur Feder zu greifen, war der dringende Wunsch wohlmeinender Freunde, auf deren Urteil ich großen Wert legen durfte. Sie meinten, es sei zu bedauern und deshalb nicht zu

verantworten, wenn meine, in langem, ereignisreichem Leben gesammelten Erfahrungen ganz dem kommenden Geschlechte verloren gehen würden, und sie glaubten, meinen bescheidenen Zweifel über den Nutzen solcher Überlieferungen durch den Hinweis auf die in derartigen literarischen Produktionen uns überlegenen Nationen und durch die Bemerkung beschwichtigen zu können, daß das Wagnis hinreichend belohnt sei, wenn nur ein einziges Samenkorn auf empfänglichen Boden falle, sich zu schöner Blüte entfalte und vielleicht, was niemand wissen könne, dereinst der Nachwelt herrliche Früchte trage.

Dem Gewichte dieser Gründe habe ich mich nicht verschließen können und endlich nach langem Widerstreben meine Bedenken überwunden. Ich selbst würde meine Legitimation weniger darin finden, daß es mir vergönnt gewesen ist, im Laufe vieler Jahre durch Studium und Beobachtungen einen reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen anzusammeln. Meine Lebenszeit umfaßt die Periode in der Entwickelung der Menschheit und in der Entwickelung des deutschen Volkes, die die vergangenen Zeiten durch die Wucht der gewaltigen Ereignisse, durch den ungeheuren Fortschritt der Wissenschaften und die für die Zukunft dadurch bedingten segensreichen Folgen bei weitem überragt. Ich habe diese Entwickelung mit vollem Bewußtsein durchlebt, die Ereignisse mit größtem Interesse und wachsamem Auge verfolgt und zuweilen als Rufer im Streite mit in den vordersten Reihen der Kämpfer gestanden. Unbefangen und vorurteilsfrei habe ich mir mein Urteil gebildet und in meinem Handeln mich lediglich durch die Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande bestimmen lassen. Schon aus diesem Grunde dürfte meinen Beobachtungen und der daraus gewonnenen Überzeugung

eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen sein. Aber es tritt noch ein gewichtiges Moment hinzu. Die Dinge gewinnen ein anderes Aussehen je nach dem Standpunkte und der geistigen Veranlagung des Zuschauers. Ich habe mir nun gedacht, daß es für weitere Kreise von höchstem Interesse sein würde, über die wichtigsten Fragen der Vergangenheit und Gegenwart das Urteil eines Mannes zu hören, der sein ganzes Leben hindurch ein Idealist und (trotz Schopenhauer, der dies für unvereinbar hielt) ein Optimist gewesen und geblieben ist. Das irdische Glück habe ich in vollen Zügen genossen und Liebe und Freundschaft ist mir im reichsten Maße zuteil geworden. Freilich sind mir auch Leiden und Enttäuschungen aller Art nicht erspart geblieben; aber durch alle trüben Wolken hindurch hat mir immer der Stern der Hoffnung geleuchtet, und niemals habe ich den Glauben an die Menschheit verloren.

So habe ich mich denn entschlossen, über eine Reihe wichtiger Fragen die Resultate meiner Studien und Erfahrungen mitzuteilen, und mit der Aufzeichnung am 1. August 1907, einige Wochen vor meinem 73. Geburtstage begonnen. Ich habe mich naturgemäß starken Einschränkungen unterwerfen müssen, sowohl in der Wahl der Gegenstände als auch in der Form der Ausführung. Ich habe von den Fragen, die mich lebhaft beschäftigt haben, nur diejenigen herausgegriffen, die, wie mir scheint, auch von den künftigen Generationen noch mit Nachdruck werden erörtert werden. Zu einer in der Form vollendeten Ausführung meiner Gedanken hat es mir an Zeit gefehlt; ich habe nur mit langen Unterbrechungen und immer nur in kurzen Zeiträumen die begonnene Arbeit fortsetzen können. Längere Krankheiten und der Zwang der Berufs-

pflichten standen hemmend entgegen. Einzelne Wiederholungen haben sich infolgedessen nicht vermeiden lassen; sollten unrichtige, tatsächliche Angaben sich vorfinden, dürften sie durch die Schwäche der dem Irrtum unterworfenen menschlichen Natur hinreichend entschuldigt sein.

Es würde mich tief betrüben, wenn ich annehmen müßte, daß meine Ausführungen, namentlich über die Wahlrechts- und die Frauenfrage, bei meinen politischen Freunden Anstoß erregen könnten. Sie werden mir indes, des bin ich sicher, wegen meiner abweichenden Meinungen um so weniger grollen, als es sich in dem einen Falle nur um eine Frage der Zweckmäßigkeit, in dem anderen um eine Gefühlsfrage handelt. Die Grundanschauung des Liberalismus habe ich nie verleugnet, nach einzelnen Richtungen hin vielmehr mit größerer Schärfe als mancher andere vertreten.

Dagegen werde ich von zwei Seiten ohne Zweifel stark angefeindet werden.

Die Zunftgelehrten, die eine tiefgründige Wissenschaftlichkeit vermissen werden, verweise ich darauf, daß ich nicht gelehrte Werke verfassen, daß ich vielmehr nur die Eindrücke wiedergeben wollte, die ich aus der tatsächlichen Entwickelungsgeschichte und aus den inneren Stimmungen und Strömungen der letzten 75 Jahre empfangen habe. Zugleich leitete mich die Absicht, durch die Mitteilung meiner Anschauungen den gebildeten Kreisen Anregung zu geben, über gewisse, mir wichtig erscheinende Fragen der allgemeinen Kultur näher nachzudenken und zu ihrer richtigen Lösung beizutragen. Die zuversichtliche Hoffnung, daß meine Gedanken in der Seele

manches ehrlich suchenden Menschen eine verwandte Saite erklingen lassen und ein leises Echo erwecken, gibt mir reichlichen Lohn für das, was ich gewollt und getan habe.

Die große Mehrzahl der Anhänger der verschiedenen Religionsgemeinschaften sind, auch wenn sie sich zur positiven, strengen Richtung bekennen, zweifellos überzeugungstreue, wahrhaft gute Menschen, die ihre dem Herzen entstammende Frömmigkeit durch ihr Leben und Wirken zum Wohle ihrer Mitmenschen betätigen. Gegen sie würde ich nicht wagen, den leisesten Vorwurf zu erheben. Ich würde es vielmehr sehr beklagen, wenn meine Ansichten bei solchen Frommen, vor denen ich die größte Hochachtung hege, Anstoß erregen sollten. Sie werden indes, der Stimme des Gewissens und dem Gebote ihres Glaubens folgend, sich nicht weigern, dem verirrten Sünder, der es ehrlich meint und „immer strebend sich bemüht", zu vergeben und ihm die Bruderhand zu reichen.

Die Eiferer aber, die an meinen Worten Ärgernis nehmen, werde ich durch die Versicherung, daß ich niemanden habe verletzen wollen, doch nicht beruhigen können; ebensowenig werden sie jemals begreifen lernen, daß die Menschen das Recht haben, sich ihre eigene Überzeugung zu bilden und ihrer, von der herrschenden Lehre abweichenden Überzeugung auch öffentlich Ausdruck zu geben. Sie mögen fortfahren, zu lästern und zu verketzern, wie sie und ihre Vorgänger es schon seit Jahrtausenden getrieben haben. Einen besonderen Anspruch auf Schonung kann ich diesen Leuten, die seit alter Zeit gewohnt sind, alles, was anderen teuer und heilig ist, zu verhöhnen und zu verspotten, nicht zuerkennen. An dem Urteile dieser sogenannten Frommen, deren Religiosität in buchstäblichen Bekenntnisformeln und äußerer

Werkheiligkeit sich erschöpft, ist mir nichts gelegen. Es sind zu viele darunter, auf die Goethes Worte passen: „Es werden, kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus". Jeder wird schon mit Bedauern erfahren haben, daß gerade viele, anscheinend durch kirchliche Korrektheit sich auszeichnende Menschen mit einer erkältend wirkenden Hartherzigkeit belastet und nur zu gerne bereit sind, in selbstgerechter Überhebung über ihre Mitmenschen und deren Fehler die strengsten und vielfach ungerechtesten Urteile zu fällen. Feuerbach hat dies fein zu erklären versucht, indem er meint, „die religiöse Demut vor Gott entschädige sich immer durch geistigen Hochmut gegen die Menschen". Sie sind es, denen Heines bittere Klage gilt:

„Ach, wenn sie nur Herzen hätten!
Herzen in der Brust und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen."

Allen meinen Gegnern will ich großmütig verzeihen, hassen habe ich nie gelernt, mein ganzes Leben war nur erfüllt von Liebe.

Wenn ich nach kurzer Zeit mein Haupt zur ewigen Ruhe niederlege, so darf ich von der schönen Erde mit dem tröstlichen Bewußtsein scheiden, daß ich stets nur meiner Überzeugung gefolgt bin und nur die Wahrheit gesucht habe. Ob ich sie gefunden habe? Was ist Wahrheit? Wer will es wagen, die uralte Pilatus-Frage zu beantworten?

Ich halte es mit Lessings herrlichem Spruche;
„Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt,
und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen!"

Geschlossen am Sylvester-Abend 1909.

Perſonen-Regiſter.

A.

Ali 297
Arnim 369
Ariſtoteles 205
Arnoldi 151
Arria 211
Athanaſius 345
Auber 188
Auerbach 180
Auguſta, Kaiſerin 63
Auguſtinus 252, 284, 285, 288, 289
Auſenthal 180
d'Azeglio 228

B.

Baboeuf 435
Bach 186
Bacon 246, 340
Bakunin 438
Bamberger 57
Bauer 174
Bauernfeld 180
Bazard 445
Bebel 61
Becher-Stowe 232
Beckel 17
Becker 37, 40, 77
Beethoven 33, 34, 186, 187, 188
Bellmann 230
Bender 41
Benedix 180
Bennigſen, von 43
Béranger 229
Berger 41, 60, 101
Bernuth, von 56
Bethuſi-Huck 46
Björnſon 231
Birſch-Pfeifer 182
Bismarck 35, 37, 38, 43, 45, 46, 49, 50, 55, 56, 59, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 87, 89, 91, 112, 121, 147, 152, 155, 156, 179, 325, 369, 409, 412, 413, 414
Bizet 188
Blanc 435
Blankenburg 55
Boccaccio 227
Bockum-Dolffs 44, 46
Bodelſchwingh 46, 55, 109
Boildieu 188
Bonifaz 8, 313, 325
Bonin, von 56
Börne 146
Brachvogel 180
Brahms 34, 187
Braun 45
Brefeld 191
Brehm 128
Bremer, Friederike 230
Bright 155
Brüning 100
Bruno 476, 477
Bückardt 81
Buckle 222, 335, 355
Buldhaupt 128
Bulwer 230
Bunnermann 116
Bunſen, von 46, 172
Burckhardt 475
Bürgers 70
Burke 410
Burns 229
Byron 229

C.

Cabet 435
Caeſar 226
Calas 278
Calderon 228, 240
Calixtus III. 326
Calvin 223, 284, 285, 286, 288, 289
Caprivi 55

Carducci 228
Carlos 147, 152
Carmen Sylva 148
Carnot 151
Cavour 147
Cervantes 228
Chamberlain 222
Chateaubriand 229
Chlodwig 345
Chryſoſtomus 304
Cicero 211, 226
Clemens XI. 287
„ XIV. 272
Cobden 155
Comte 176
Copernikus 206, 294, 332
Corneille 228
Crämer 58
Crispinus 165
Crüwelli 78
Curtius 221
Czerski 151

D.

Dahlmann 183, 221
Dahn 128, 180
Dante 227
Darcourt 107
Defoe 230
Dickens 230
Diderot 229
Dieſt-Daber, von 46
Doſtojewski 331
Draga 152
Draper 222, 476
Dreyfus 229, 322
Droſte-Hülshoff, Annette von 182
Droyſen 183
Du Bois-Reymond 128
Dumas 229
Dunker 40
Duns Skotus 336

E.

Ebers 180
Ebner-Eſchenbach, von 182
Edel 60
Eichendorff 34
Elben 57
Eliſabeth, Kaiſerin 152
Emerſon 232
Engels 437
Epiktet 211
Erbdroſte 48
Erhardt 58, 348
Ernſt Auguſt, König 60, 149
Eulenburg, Fritz 46
Eulenburg, Graf 46
Euripides 226
Ewald 60, 230
Eyſoldt 58

F.

Falk 82, 120, 121, 122
Falk, Roſa 120
Fallersleben, von 77, 78
Faucher 45
Fechner 174
Ferdinand VII. 147
Feuchtersleben 26
Feuerbach 173, 482
Fichte, von 172
Fielding 230
Flotow 188
Flygare-Carlen 230
Fontainebleau 185
Forckenbeck, von 36, 43, 47
Forſtmann 78, 101
Foscolo 227
Fourier 435
Franz, Robert 34
Freiligrath 14, 15, 77, 78, 181
Freund 113
Freytag 180
Friedberg 114
Friedenthal 55
Friedländer 81, 128
Friedrich der Große 179, 264, 278, 391
Friedrich, Kaiſer 56
Friedrich Wilhelm III. 149
„ „ IV. 150, 173
„ „ Kronprinz 108, 109

G.

Galilei 206, 332
Ganganelli 272
Ganghofer 180
Garfield 153
Garibaldi 147

Geffcken 64, 369
Geibel 182
Gervinus 183, 221
Gerſtner 58.
Gibbon 221
Gildemeiſter 203
Gneiſt 20, 44
Goethe 129, 134, 138, 179, 181, 187, 205, 225, 244, 293, 461, 466, 482
Gogol 231
Goldoni 227
Goldſmith 230
Gounod 188
Gozzi 227
Graefe 177
Gregoire 269
Gregor VII. 304
Gregor IX. 269
Gregor XVI. 272
Grimm 32.
Grillparzer 180
Grotius 285
Grün 182
Gutzkow 180, 235, 236

H.

Haebeler 41
Hackländer 180
Halm 180
Hamerling 183
Hammacher 44
Händel 33, 186
Häuel 41
Harkort 41
Hartmann, von 174
Hauptmann 180
Hausmann 58
Haydn 186
Haynald 53
Hebbel 180
Hegel 173, 352, 394, 455
Heiberg 230
Heine 34, 181, 482
Heinrich, Prinz 107
Helmholtz 177
Heraklit 207
Hertz 58, 230
Herzen 231
Herwegh 181
Hettinger 335
Hettner 129, 130
Heyſe 180
Hinzpeter 107, 108, 109, 110, 190
Hödner 66, 67
Hohenlohe-Schillingsfürſt, von 55
Holberg 230
Homer 226, 238
Horaz 226
Hoverbeck, von 42
Huber 101
Hugo 229
Hume 221
Hutten, von 189

I.

Jacoby 40, 132
Janſenius 285, 286, 287
Ibſen 231
Immermann 180
Innozenz III. 267
Innozenz X. 286.
Johann XXIII. 335
Joſef II. 278
Jokai 231
Iſabella 147
Juarez 146
Julianus 212

K.

Kajetanus 335
Kant 131, 132, 179, 206, 207, 214, 248, 466
Karageorgiewitſch 148
Kardorff, von 46
Kaulbach 185
Keller 181
Keppler 206, 294, 332
Ketteler 56
Kendell, von 55
Kiefer 57
Kinkel 71, 128, 182
Kirchhoff 172
Kirchmann, von 40
Knorr 326
Köchly 58
König 104
Kraus, Fr. X. 338, 348
Krauſold 58

L.

Lamey 57
Lange 175, 221
Langerhans 40
Laplace 206
Lassalle 437, 439
Lasker 45
Laube 180
Lecky 222, 252, 271, 310
Leipnitz 205
Lenau 182
Leo XIII. 89
Leonardo da Vinci 205
Leoncavallo 188
Leonhardt 93
Leopardi 227
Lerin 334
Lermontow 231
Lessing 129, 225, 278, 402, 482
Leverrier 172
Lewald 180
Lieber 56
Liebig, von 144
Liguori, Alfons von 340
Lincoln 153
Lind, Jenny 32
Lippe, Graf zur 28, 95, 96, 97, 98
List 158
Lister 177
Locke 208
Loewenstein 105
Loki 66
Longfellow 232
Lope de Vega 228
Lortzing 188
Lotze 174
Löwe 41, 60, 78
Lucius 55
Ludwig XIV. 286
Ludwig, Philipp 151
Luther 179, 221, 273, 305, 340, 341
Lutterbeck, Maria 32
Luxburg, Graf von 56

M.

Macauley 222
Mac Kinley 153
Maltzahn-Gültz, von 60
Mallinckrodt 36, 47
Manet 185
Manning 338
Manteuffel 44
Manzoni 227
Marcus Aurelius 212
Maurenbrecher 128
Maria Christine 147
Marquard-Barth 55
Marquardsen 57
Marx 437, 439, 440
Mascagni 188
Mathilde, Kaiserin 8
Matthaei 126, 192
Maximilian, Kaiser 146
Mazzini 147
Melanchthon 273
Mendelssohn 33, 34, 187
Meyer 181
Milton 229
Minkwitz 58
Minnigerode, von 55
Miquel 43
Mirabeau 279
Mohammed 296, 297
Moleschott 130
Molière 228
Moltke 55
Mommsen 183, 221
Monet 185
Montalembert 229
Montesquieu 221
Mozart 186
Mühler, von 82
Müller, Unterstaatssekretär 28, 29
Münster, Graf zu 56
Musset 229

N.

Napoleon 141, 146, 151
Neitzel 28
Newton 206, 294
Niebuhr 183
Nietzsche 153, 175

O.

Obrenowitsch 148
Oehlenschläger 2, 301
Oldenbarnefeld 285
Oncken 128
Origenes 338

Orsini 151
Ottilien 195
Owens 435

P.

Paalzaw 180, 182
Pallfy 231
Paluda-Müller 230
Parisius 41, 443
Pascal 286, 290, 294, 332
Patow 56
Paul, Jean 35
Pedro II. 148
Peel 429
Pelagius 284, 288
Peleus 379, 382
Perikles 68
Petrarka 227
Petri 41, 60
Petöfi 231
Phytagora 347
Piccolomini 326, 327
Pilatus 482
Piloty 185
Pius II. 326
Pius VII. 272
Pius IX. 83, 84, 89, 329, 336, 337
Pius X. 272, 339
Platen 18, 240
Plato 199, 226, 429
Poe 232
Pope 229
Prim 147
Prince-Smith 45, 57
Proudhond 435
Puchta 20, 399
Puschkin 231

Q.

Quesnel 287

R.

Racine 228
Ranke 183, 221
Raumer 221
Reichensperger, Peter 47
Reichensperger, August 47
Reuter 180
Richard III. 235
Richardsohn 230
Richter 58, 59, 60, 63, 67, 68
Riehl 128
Rindfleisch 113
Rittershaus 77
Roggenbach, von 56
Rouge 151
Röntgen 177
Roquette 128
Rosegger 180
Rossi 152
Rossini 188
Rotteck 221
Rousseau 218
Ruge 174
Runge 40
Ruskin 185

S.

Saint Simons 435
Sallust 226
Sarpi 329
Saukens, von 41
Savigny 20, 56
Schauß, von 57
Scheffel 182
Schell 311, 348
Schelling 172
Schelly 229
Schenk von Staufenberg 57
Schiller 129, 191, 225, 278, 391, 469
Schleiermacher 344
Schlosser 221
Schopenhauer 173, 175, 479
Schorlemer-Alst, von 47
Schücking 180
Schubert 34, 186, 303
Schultze-Delitzsch 41, 443
Schumann 33, 34, 187
Schwarz 71
Scott 230
Seipt 127
Seneca 211
Serapion 310
Sergius 152
Serrano 147
Shakespeare 20, 31, 120, 194, 230, 235, 243
Siebel 183
Silvio-Pelico 227
Simson 61
Smith 154, 158

Socinus 273
Sokrates 266
Soln 425
Sonnemann 61
Sophokles 226
Spee, von 278
Spielhagen 180
Spinoza 132, 207, 235
Stahl 173
St. Cyran 286
Stirner 153
Stockhausen 31
Storm 180
Strauß 173
Stumm 55
Sudermann 180
Swift 230
Sybel 221

T.

Tegner 230
Terzky, Gräfin 193
Theodorich der Große 281
Thomas 188
Thomas von Aquino 272, 325, 336, 339, 340
Thucidides 226
Tolstoi 231
Torquato Tasso 227
Torquemata 272
Träger 77
Treitschke, von 57, 183
Tschech 132
Twesten 44, 64, 93

U.

Uhland 181
Uhlendorff 51, 118
Ulfilas 345
Ulpian 350
Umberto 152
Unruh, von 57
Upmann 74
Urban VII. 272, 286

V.

Verdi 188
Versen 8
Vigny 229
Viktoria, Kaiserin Witwe 191.
Vincke, von 47
Virgil 226
Virchow 40, 58, 91, 97, 128
Völker 56
Volney 228
Voltaire 205, 221, 229, 236, 264, 778

W.

Wagener 46
Wagner 33, 134, 187
Waldeck 40
Washington, Irving 232.
Weber 33, 186, 221
Wedell, von 97
Wehrenpfennig 57
Weier 278
Welter 17
Whitmans 232
Wiegand 58
Wiggers 38, 58
Wilbrand 84
Wilhelm I. 152, 325
Wilhelm, Kaiser 63
Wilhelm, Prinz 107, 108
Wilhelm, Prinz von Baden 55
Windthorst, Eduard 7, 16, 53, 85, 103, 116
Windthorst-Meppen 48, 49, 51, 52, 53, 56, 59, 76, 87, 90, 92, 300
Wolff 77, 180
Wolfsohn 57
Wundt 174

X.

Xenephon 226

Y.

Young 230

Z.

Zedlitz, von 55
Zeppelin 140
Ziegeler 41, 70
Zola 229
Zwingli 273

Orts-Register.

A.

Adelboden 135
Ahlen 35
Ahrweiler 32
Athen 266

B.

Baden-Baden 29
Beckum 35
Belgrad 152
Bellaggio 136
Berlin 19, 28, 38, 43, 57, 99, 101, 110, 111, 113, 173, 192
Bielefeld 7, 26, 37, 42, 46, 49, 76, 77, 79, 80, 84, 89, 96, 98 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 109, 116, 117, 127, 130, 341
Bochum 37, 39, 41
Bonn 19
Borkum 135.
Bozen 135
Brakwede 80
Broich 9
Bremen 74, 76
Bremerhaven 75
Breslau 71, 113

C.

Calbe 41
Chamonix 135
Coblenz 54.

D.

Danzig 52
Darmstadt 57
Dorsten 22
Dortmund 37, 39, 41, 191
Dresden 52, 58
Duisburg 10

E.

Ems 52, 53, 135, 190
Engelberg 135
Erfurt 438
Erlangen 57
Essen 10

F.

Ferney 264
Frankfurt 29, 41, 47, 58, 61, 62, 141
Freiburg 29
Friedrichsroda 190

G.

Genf 152
Gersau 42
Glarus 266
Gotha 438
Graudenz 343

H.

Hagen 47, 60 67, 68
Halle i. W. 7, 37, 46, 98, 106
Hamburg 57
Hamm 105, 109, 116, 117, 118, 119, 123, 125, 126, 127, 192
Handorf 16
Hannover 47, 48, 81, 300
Helgoland 136
Herford 37, 46, 98
Hildesheim 300
Horn 58

I.

Interlaken 135

K.

Kaltenhof 48
Kappel 273
Köln 9, 29, 41, 150

L.

London 71, 155
Lübbecke 98, 99

Lüdinghausen 22, 35
Lünen 31
Luzern 135

M.

Mainz 29
Mannheim 57
Marienmünster 8
Madonna di Campiglio 135
Metz 57
Minden 9. 98, 99, 100 103
Misurina 136
Monza 152
Mülheim a. R. 9, 10
München 57
Münster 10, 11, 14, 20, 21, 30, 31, 32, 48, 141, 191, 334

N.

Neustettin 46
Nienburg 76
Norderney 136, 190
Nürnberg 58

O.

Oelde 22, 37
Oldenburg 8
Osnabrück 14
Ostende 136
Osterkappeln 48

P

Paris 57, 155
Pirna 58
Pontresina 135
Port-Royal 286
Posen 150
Prag 30
Pyrmont 25

Q

Queretaro 146

R.

Ravensberg 38
Ravensburg 103
Remagen 29
Rom 211, 476, 477
Rostock 58, 343
Roxel 15

S.

Saarn 9
Salzburg 136, 316
San Martino di Castrozza 136
Scheveningen 136
Schluderbach 136
Schuls-Tarasp 135
Soest 118, 123
Steinheim 8
Stendal 113
Stuttgart 41

T.

Trier 151
Tübingen 174

U.

Uelzen 74

V.

Voerde 68
Vonglé 345

W

Warendorf 35
Wengern 68, 69
Werden 79
Werne a. L. 27, 28, 29, 30, 35, 38, 196
Wiedenbrück 98
Wiesbaden 45
Wilhelmshaven 76
Wilkingege 18
Witten 41, 101
Worpswede 185
Würzburg 58, 60, 339

Z.

Zermatt 135
Zürich 135

HG.B
W7664kx

Windthorst, Eduard
Lebenserfahrungen eines Idealisten.

364180

DATE.

NAME OF BORROWER.

Oct. 28/57

L. Dugan Grad

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED